



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



**STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES**

Chas. Friesley

Aug.

/

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit einer Reihe Fachmänner

unter specieller Mitwirkung von

D. Th. Christlieb,
Professor d. Theol. zu Bonn,

und

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz,

herausgegeben von

Dr. G. Warneck,

Pfarrer in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evan-
gelium vom Reich in der ganzen Welt
zu einem Zeugniß über alle Völker und
dann wird das Ende kommen.
Matth 24, 14.

Vierter Band.

Gütersloh, 1877.

Druck und Verlag von E. Bertelsmann.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
AUG 7 1964

Wiederentdeckung der Nestorianer in den Bergen Kurbistans (1835 ff.); an Jos. Wolfs, des Judenmissionars, Wanderungen durch Persien, Buchara, Samarkand und Afghanistan (1831 ff.); an die auch seitens so mancher Vertreter der Mission, namentlich in den 40er Jahren durch den schottisch-freikirchlichen Missionar Dr. J. Wilson, sowie noch neuestens durch Dr. Sandreczki in Bethlehem, gelieferten verdienstlichen Beiträge zur Topographie des heiligen Landes ¹⁾; an jenes Wilson, dergleichen an Buchanan's, Alex. Duff's, Mullens, Graul's und vieler Anderer werthvolle Leistungen auf dem Felde genauerer ethnographischer, historisch-archäologischer und statistischer Erforschung Vorderindiens; nicht minder was Hinterindien betrifft, an die Arbeiten Dr. Masons, des weit und breit angesehensten Gewährsmannes auf dem Felde aller die Karen-Stämme Birmah's betreffenden Forschung (vergl. unten); an mancher niederländischer Missionare Thätigkeit zur Erforschung der hinterindischen Inselwelt und ihrer Eingeborenen. Dafür daß noch in der Gegenwart die Arbeiten evangelischer Missionare auf diesen Gebieten geographisch = wissenschaftlicherseits dankbar gewürdigt werden, von einer etwaigen Einstellung derselben zu Gunsten nicht missionarischer Fachgelehrter also noch keine Rede zu sein braucht, mag hier nur noch an Zweierlei erinnert werden. Einmal an den von Jellinghaus vor der Berliner Geographischen Gesellschaft und unter dankbarster Anerkennung seitens derselben erstatteten Bericht über die Rohls-Stämme. ²⁾ Andererseits an die in verschiedenen wissenschaftlichen Organen anerkannten Beiträge der rheinischen Missionare Leipoldt, Heine und Schreiber zur geographischen und kartographischen Darstellung des Batta-Landes auf Sumatra.

(Schluß folgt.)

¹⁾ John Wilson: The Lands of the Bible, 2 vols. Edinburgh 1847. — Sandreczki's Mittheilungen über seine biblisch-geographischen Studien im „Ausland“ 1874 ff.

²⁾ Allgemeine Missions-Zeitschrift, Band I. 1874, S. 24 ff. cf. Zeitschrift für Ethnologie 1873 S. 170 ff.

Osnabrückischer Bauern, zu denen schon das Gerücht gekommen war, es werde in dieser Zeit ein Schiff voller Jesuiten hier anlegen. Als sie nun ihre lutherischen Landsleute erkannten, war die Freude unaussprechlich groß. Auch der Missionar Bosselt von der Berliner Mission begegnete den Unsrigen mit viel Freundlichkeit. Aber als unser Schiff nun seine Reise fortsetzte und an der Insel Sansibar bei der Residenz des Imams von Maskat anlegte, um die weltliche Oberherrschaft desselben über den Rand der afrikanischen Ostküste anzuerkennen, durch welche hindurch man zu den Gallas zu bringen gedachte, da wollte diese arabische Regierung ein für alle Mal keinen Durchzug der Missionare durch ihr Gebiet erlauben. Auch der deutsche Missionar Rebmann, welcher auf der gegenüberliegenden Küste stationirt war und sich unserer Leute sehr freundlich annahm, gab den sehr bestimmten Rath umzukehren und den Plan auf die Gallas aufzugeben. Aber erst nachdem mehrere unserer Leute trotzdem versucht, durch das Küstenland zu den Galla's zu bringen und hatten umkehren müssen und als die heidnische Obrigkeit darüber erzürnt dem Schiff befahl, sofort den Hafen zu verlassen — da faßte die ganze versammelte Gemeinde Beschuß. Es boten sich freilich noch 3—4 Missionare an, von Mombas aus in das Land zu bringen, während die Uebrigen mit dem Schiff umkehrten. Doch dagegen wurde geltend gemacht, daß sie Alle als Eine Missions-Gemeinde ausgesandt seien und sich nicht zertrennen dürften. Die Candaze kehrte also um und landete die ganze Gemeinde in Port Natal zur Niederlassung in der englischen Colonie und Missionsarbeit an den Kaffern und Zulus. L. Harms erklärte freilich, er wünschte, sie hätten es noch weiter versucht zu den Gallas zu bringen; doch wolle er seine lieben Kinder nicht tadeln, sie hätten sich tapfer gehalten. „Aber das gebe Gott nicht, daß wir die Galla-Mission aufgeben sollten“, schreibt er. „Nein wir wollen sie festhalten und mit ermuntertem Eifer fortsetzen. So mag denn der Vorposten in Natal stehn bleiben, ist er doch dem Ziel ein gutes Stück näher und gewährt einen festen Anhalts-Punkt für die weiteren Unternehmungen.“*)

In der Natal-Colonie entschloß sich unsere Missions-Schaar auf den Rath Bosselt's zunächst mit den Kaffern sich in Verkehr zu setzen, welche innerhalb der englischen Colonie direkt oder indirekt unter der Herrschaft der Engländer standen, etwa 150,000 an der Zahl und meistens in sehr

*) Bis heute ist die Hermannsburger Mission noch nicht zu den Gallas gelangt, hat aber dieses Ziel doch nicht vergessen. —

denjahr so viel wie möglich in die alt kirchlichen Formen gefaßt wurde, sowie die alte Lüneburgische Kirchenordnung, welche den Missionaren mitgegeben war, dieselben enthält. Mit Gottesdienst und Gebet haben sie den Afrikanischen Boden betreten, ebenso auch den angekauften Platz. Mit Gottesdienst und Gebet wurde am 5. und 6. Juli 1855 ein großes Wohnhaus gerichtet, wobei unsere Missionare Baumeister und Gesellen zugleich sein mußten, selbst Last tragen, Lehmsteine backen &c. Mit Gottesdienst und Gebet wurden alle andern Gebäude, kleine und große, auch bezogen. Die täglichen Gebetszeiten, Morgens, Mittags, Abends; die dies stationum; die Vesper am Sonnabend mit der Privat-Beichte, auch die Bestandtheile des sonntäglichen Haupt-Gottesdienstes &c., alles wurde nach altkirchlicher Ordnung von der kleinen Gemeinde eingerichtet. Die Brüder freuten sich besonders jetzt, da sie in der englischen Colonie eine bunte Mannigfaltigkeit der Kirchenparteien um sich sahen, daß ihnen nicht bloß eine feste Lehr-Norm mitgegeben sei, sondern auch eine feste Kirchen-Ordnung und nahmen sich vor, in diesem wilden Afrika wollten sie jetzt mit aller Treue die lautere Lehre des Wortes Gottes, die reinen Sacramente und auch die lutherische Kirchen-Ordnung aufbauen. Wenn sie dann anfangs auch als römische Katholiken verschrieen würden, so wollten sie sich dadurch nicht irre machen lassen. Daß die Hermannsburger Brüder aber ihr Gewissen nicht in solchen äußeren Formen fangen ließen, sieht man sogleich, wenn sie von ihren Gottesdiensten erzählen, wie sie dieselben in ihrer ersten Hütte hielten, welche zugleich Wohnstube, Schlafkammer und Kirche war. In diesem Raume von 14 Fuß Länge und 12 Fuß Breite fühlten sie sich so sehr glücklich, weil der Herr sie Seine Nähe darin fühlen lasse. So wurde denn auch das erste Weihnachtsfest nach vaterländischer Weise bei brennendem Weihnachtsbaum gefeiert. Dasselbe wurde schön gehoben durch eine kleine Raffern-Familie, welche von den Brüdern zur Taufe vorbereitet war. Die Freude war groß und bei den Raffern erregte es einen solchen Jubel, als jeder derselben ein kleines Weihnachtsgeschenk bekam, daß nicht bloß die Tauf-Candidaten, sondern selbst die wilden Raffern einstimmten in das Lied, welches die Brüder sangen nach der Melodie: Ich dank dir schon durch deinen Sohn.

„Zwar unsere Gemeinschaft war nicht so groß wie in unserm deutschen Hermannsburg, — schreiben die Brüder — aber dennoch müssen wir sagen, unsere Freude hier war größer, als ich sie damals dort gehabt habe, denn wir sahen uns hier umgeben von den in der Wüste verlorenen und irre gegangenen Schafen, unter die uns der Herr gesetzt hat, sie zu seiner Heerde zu führen und wir konnten ihnen zurufen: „Auch für euch ist

handeln. An festlichen Tagen ließen die Vornehmen die goldenen und silbernen Tempelgefäße holen, um aus ihnen zu essen und zu trinken. Auch in Stettin, wie in Rethra und Arkona, gab es ein Pferde-Drakel. Ein großes, wohlgenährtes, schwarzes Pferd wurde dem Triglav gehalten. Es that keine Arbeit, niemand durfte es besteigen, einer der vier Priester hatte es sorgsam zu warten. Wenn ein Kriegs- oder Beutezug unternommen werden sollte, steckte man 9 Lanzen, je eine Elle weit von einander entfernt, in die Erde; der Priester führte das gezäumte und gesattelte Ross am Zügel quer über die Lanzen, dreimal hin und zurück. Ging es, ohne die Lanzen zu berühren, hinüber, so hielt man es für ein glückliches Zeichen und unternahm den Zug, berührte es dieselben, unterließ man ihn.

Außer diesen drei berühmten Drakelstätten gab es noch eine Menge Heiligthümer, theils in eigenen Tempelburgen, theils in bewohnten Städten. Von der letzteren Art war ja schon der Triglav-Tempel, andere Heiligthümer werden genannt in Wolgast, Güzkow, Zulin (Wollin), Kolberg. Doch war gewiß keine volkreichere Stadt ohne Tempel und Gözenbilder, wenn ihrer auch nicht ausdrücklich Erwähnung geschieht. Zu den eigentlichen Tempelburgen muß noch Charenza gerechnet werden, obwohl jetzt in ihrer unmittelbaren Nähe eine Stadt liegt (Garz auf Rügen). Hier standen drei Gözenbilder, deren jedes seinen Tempel hatte: Rugiävit, Porenuz und Porevit. Rugiävit hatte ein Haupt, aber an demselben sieben menschenähnliche Angesichter unter einem Scheitel; am Gürtel trug er sieben wirkliche Schwerter, so viele als Gesichter am Haupt, ein achtes Schwert hielt er entblößt in der rechten Faust, worin es durch einen Nagel befestigt war. Porenuz hatte ebenfalls nur einen Kopf, aber an demselben vier Angesichter, ein fünftes befand sich auf der Brust, am Kinn von der rechten, an der Stirn von der linken Hand des Gözenbildes gehalten. Porevit war, wie Swantewit und Triglav, mehrköpfig. Auch die bekannte sog. Herthaburg in der Stubnitz unfern Stubbenkammers war nichts anderes, als ein wendischer Tempelwall.¹⁾ Erwähnen

*) Und zwar, wie L. Giesebrecht wahrscheinlich macht, des Gottes Bizamar. Den Namen Herthaburg hat der Wall durch eine zwiefache Verwechselung erhalten. Denn erstens ist der Ort, nach einer ganzen Anlage ein wendisches Heiligthum, nicht ein alt germanisches. Sonst steht zwar nichts wesentliches im Wege, Rügen als die insula in oceano des Tacitus gelten zu lassen, auf welcher sich der heilige See und das Heiligthum der Mutter Erde befand. Denn Rügen fällt nach der Völkertafel des Tacitus in die Grenzen des Suevengebiets. Aber der Name der Göttin heißt nach richtiger Les-

men seiner Zeit. Der erste bis jetzt allein erschienene Band behandelt das Leben Spittlers aber nur bis zu seiner Verheirathung. Von besonderem Interesse für uns ist was wir hier über die deutsche Christenthums-Gesellschaft erfahren; die Hauptthätigkeit des originellen Mannes für das Reich Gottes und speciell für die Mission wird uns aber erst in den folgenden Bänden vorgeführt werden. Was Band I giebt ließt sich gern, enthält auch manches Neue, doch bedauern wir, daß das Buch so weitläufig angelegt ist und zu umfangreich werden wird — ein Uebel, das in unsrer biographischen Literatur chronisch geworden zu sein scheint. Es wäre nichts verloren, wenn mancher Brief, den der Biograph aufgetrieben, ungedruckt blieb. —

Diejenigen unsrer Leser, welche an den linguistischen Leistungen der Missionare Interesse haben, machen wir auf den eben erschienenen „Versuch einer Grammatik des Sotho“ aufmerksam, die Missionar Endemann (früher im Dienste der Berliner M.-G.) soeben herausgegeben hat (Berlin, Herz). Da wir der qu. Sprache selbst nicht kundig sind, so können wir uns selbstverständlich auch ein Urtheil über das Buch nicht erlauben. Jedenfalls berechtigt aber die von Dr. Lepsius angenommene Widmung zu dem Schluß, daß Endemann eine wissenschaftlich nicht werthlose Arbeit geliefert haben muß. Von allgemeinerem Interesse ist das Schlußcapitel „über Nationalpoesie“; cf. diese Ztschr. 1876. S. 89 f.

Endlich machen wir auf die von Stefan Stöckicht unter dem Titel: „Die christl. Predigt in der evang. Kirche Deutschlands“ herausgegebene Sammlung von geistlichen Reden über die Evangelien des Kirchenjahres aufmerksam. (Wiesbaden, Niedner.) Es ist nicht dieses Orts die homiletische Bedeutung dieser Predigten zu würdigen, wir gedenken ihrer hier, weil die Sammlung uns Gelegenheit bot, einmal zu controliren, wie weit in der sonntäglichen Verkündigung des Evangelii die Missionsgedanken desselben zu ihren Rechte kommen. Leider wurden in dieser Beziehung unsere Wünsche nicht in dem Maße befriedigt, als wir gehofft. Wol enthält die Sammlung eine schöne Missions-Predigt von Brachmann für Epiphania, wol geben die Predigten von Ernst zu Reminiscere und von Dr. Schulze zum VII. p. Trin. lichtvolle und fruchtbare Schriftgedanken über die Mission und finden sich auch kurze Hinweisungen auf dieselbe noch in einigen andern Predigten — aber die eigentliche Fülle von Missionsgedanken, welche die evangelischen Perikopen enthalten, sind doch lange nicht zu ihrer textgemäßen Verwendung gekommen. Es scheint, daß die Missionsgedanken der Schrift wesentlich nur an den Missionsfesten zur Darstellung kommen, und daß auch „die bewährtesten Kanzelredner“ sich noch immer nicht daran gewöhnen können, dieselben auch in der sonntäglichen Predigt dann zu entwickeln, wenn der Text sie an die Hand giebt. Es würde uns sehr freuen, wenn die noch zu erwartenden Bände der sonst so werthvollen Sammlung den Beweis lieferten, daß die Mission aus dieser homiletischen Isolirung je länger je mehr heraustritt.

früheren linguistischen Leistungen neuholländischer und oceanischer Missionare verdienen Hervorhebung: Leichmanns und Schürmanns (lutherischer Missionare von der Leipziger [damals noch Dresdener] Miss.-Gesellsch.) Grammatik der südaustralischen Sprachen (1840), Schürmanns Grammatik und Vocabular der Barnalla-Sprache am Spencer-Meerbusen (1844); John Williams' Beobachtungen über die verschiedenen Dialekte der südpolynesischen Inselgruppen (1837); Bischof Pattesons Studien über eine große Zahl melanesischer Sprachen¹⁾ u. — Für die Religionsgeschichte Polyneziens ist von vorzüglichem Belang das jüngst erschienene Werk des Rev. W. Wyatt Gill, Londoner Missionars auf den Hervey-Inseln, über „Südsee-Mythen und -Gesänge“ (Myths and Songs from the South Pacific, Lond. 1876 — bevorwortet von Max Müller).

Sehr reichhaltiger Art erscheinen nicht minder die durch Missionare der verschiedensten Nationalitäten und Gesellschaften geleisteten Beiträge zur sprachlichen und religionsgeschichtlichen Erforschung Afrika's. Für Ost-Afrika steht hier vor Allem wieder der treffliche Krapf als Urheber wahrhaft bedeutender Leistungen da. Seine Grammatik der Galla-Sprache (1840) sowie sein Vocabular des Suaheli- und mehrerer benachbarter Dialekte (des Ki-Suaheli, Ki-bamba, Ki-nika, Ki-pokoena und Ki-hian) sind auf dem betr. Gebiete bahnbrechende Werke.²⁾ Neben ihm zeichneten sich Isenberg und Ehrhardt auf demselben Forschungsgebiete besonders aus, jener durch ein Wörterbuch der Dankali-Sprache (1840), dieser durch ein zusammen mit Krapf ausgearbeitetes Vocabular des Eloikob-Dialectes (1854). — Aus dem südafrikanischen Bereiche heben wir u. a. hervor: Tindalls Arbeiten über die Namaqua, Appelhards über die Kaffersprache, Moffat's über das Setchuana und neuerdings Endemanns über das Sotho, ferner Döhne's Grammatik der Zulukaffern (beide 1857 erschienen), sowie Hugo Hahn's Grammatik und Lexikon der Herero-Sprache (1857 ff.) u. — Auch die Sprachen des äquatorialen West-Afrika verdanken zum großen Theile evangelischen Missionaren von der Basler und verschiedenen englischen oder amerikanischen Gesellschaften ihre erste wissenschaftliche Bearbeitung. Hierher gehören Kölle Polyglotta africana, S. N. Riis Grammatik der Obschi- und Aquapim-Sprache (1853 u. 54), J. B. Schlegels Grammatik und Vocabular der Ewe-Sprache auf der Sklaven-

¹⁾ Vgl. W. Baur, J. Coleridge Patteson u., S. 129. 181.

²⁾ Siehe sein Vocabulary of six East-African Languages etc. Lond. 1850. Vgl. auch den zusammenfassenden Bericht über seine Forschungen: Travels, Researches and Missionary Labours during an eighteen years Residence in South Africa, Lond. 1860.

Staaten: Joh. Brandt, der einstige Mohawk-Häuptling und engl. Offizier im Kriege mit den Vere. Staaten, später Uebersetzer des Evangeliums Matthäi in die Sprache seines Stammes 2c. Osunkirhine, eingeborner Missionar der Abenaki's und Tuscarora's (im nördlichen N.-York), Verfasser von Schulbüchern und Erbauungsschriften in der Sprache des ersten Stammes (seit etwa 1840); Miss. Jakobs von der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft, Uebersetzer des Neuen Testaments in die Sprache der Odschibwähs am Huron-See; Miss. Kingsbury und viele Andre von der Bostoner Missionsgesellschaft als Verkündiger des Evangeliums unter den Kriks, Tscherokee, Pawnee's und andren Stämme der südl. und westl. Staaten. — Auch für Mittel- und Südamerika haben, neben den hier natürlich weit stärker vertretenen Katholiken, Missionare evangelischen Bekenntnisses zum Theil Bedeutendes geleistet. Es genüge hier namentlich auf des trefflichen W. H. Brett Beiträge zur religionsgeschichtlichen und ethnologisch-linguistischen Erforschung der Indianerstämme von Guyana (London 1868) zu verweisen. (Ganz neuerdings hat Archibald Hunter ein Buch über die Grammatical construction of the Cree Language herausgegeben, welches von philologischer Seite (Educational Times) sehr anerkennend recensirt wird, cf. Church Miss. Int. 1877 S. 31 f. D. H.)

Erwägt man die vielseitige Verdienstlichkeit und die ansehnliche Zahl dieser immer noch im Wachsen und in steter Vervollkommnung begriffnen linguistischen und religionshistorischen Leistungen der Arbeiter auf dem Missionsfelde, so begreift man es in der That, wie ein Max Müller im Zusammenhange mit seiner schon Eingangs dieser Betrachtungen citirten Ehrenerklärung für die Missionare den bekannten Zweifeln an der Zulässigkeit der Combination von Mission und wissenschaftlicher Forschung mit voller Energie entgentreten und banale Redensarten wie: „Niemand kann zweien Herren dienen; der Missionar soll seine Berufsarbeit thun und nichts weiter“ 2c. 2c. als „im höchsten Grade unverständlich“ zurückweisen konnte. Derselbe forderte eben damals, daß man, um die Ausbildung der Missionare für die wissenschaftliche Seite ihres Berufs zu erleichtern, eine größere Zahl guter akademischer Pfründen (Repetentenstellen, non-resident fellowships) einer reichen Universität, wie z. B. der Oxforder, für hoffnungsvolle Aspiranten des Missionsberufs zur Verfügung stelle, sowie sonst jeden nur möglichen Weg zur Förderung ihrer Dienstleistungen für die Wissenschaft einschlage.¹⁾ Es steht wohl nicht zu bezweifeln, daß

¹⁾ Report of the Proc. of the Sec. Internat. Congress of Orientalists, p. 20.

den Himmel und die Sonne (singi) geschaffen, daß am Ende der Welt 7 Sonnen entstehen werden, durch die Alles verbrannt wird zc.

Aus dem hier Dargelegten gewinnen wir das sehr interessante Resultat, daß die Santals und Munda-Kohls von Gott die Vorstellung von „Licht“, „Lichtgeber“, „Lichtgeist“ haben und wir hier also eine edle Ahnung der in Christo geoffenbarten Gotteserkenntniß vorfinden 1 Joh. 1, 5. Aber gerade an der Schwelle dieser edlen und reinen Erkenntniß zeigt sich für ihr, durch Offenbarung nicht erleuchtetes Herz auch die nicht mehr vermiedene Gefahr den Einen unsichtbaren, allmächtigen Gott in Sonnendienst und pantheistischer Vielgötterei zu verlieren Röm. 1, 19.

Die verschiedenen Missionen, welche unter den Santals arbeiten, haben bisher drei verschiedene Worte für Gott gebraucht.

1. Parmeshvar, eines der gebräuchlichsten Hinduworte für Gott. Dies Wort ist auch in der Chota-Nagpur-Mission von Anfang an durch die Predigt in Hindi so eingebürgert, daß wir Missionare, als unter uns 1869 die Frage aufkam, ob man Gott nicht im Mundari-Katechismus Singbonga nennen sollte, doch uns dafür entschieden, daß zur Vermeidung von Verwirrung an Parmeshvar festzuhalten sei, und man nur erklären müsse, daß Parmeshvar und Singbonga dasselbe bedeute.

2. Chando. Den Gebrauch dieses Wortes bekämpft der in der Santalsprache am besten bewanderte Missionar Skrefsrud, weil er zu falschen Vorstellungen von Gott verleiten könne, mit Entschiedenheit und tritt für

3. Thakur ein, das er für ein ursprüngliches Wort der solarisch-turanischen Sprachen hält, und das aus dem Turanischen erst in das Sanskrit, in dem es auch als Bezeichnung für „Gottheit“ und „Herrscher“ vorkommt) aufgenommen sei. Da bei den verwandten Kolbstämmen und auch bei den Santals in Dalbhum das Wort Thakur als Bezeichnung für Gott gar nicht vorkommt, sie es vielmehr nur als ein Hindiwort mit der Bedeutung „Fürst, Herrscher“ kennen, so muß man das Wort für hinduistischen Ursprungs halten. Ein Theil der Santals hat darnach in späterer Zeit für Gott das Hindiwort Thakur im Sinne von „Fürst, Herrscher“ gewählt.

Man sieht hier wieder wie schwierig oft für den Missionar die richtige Wahl der Worte bei der evangelischen Verkündigung und oft selbst des Wortes für „Gott“ ist. *) Wie nöthig ist es deshalb für die Missionare, daß sie gleich im Anfang ihrer Missionsthätig-

*) Wir werden nächstens einen weiteren Beleg hierfür aus dem Chinesischen bringen. D. S.

immer sie durch Ackerbau, Fischfang oder Jagd erwerben, gaben sie her; je gastfreier jemand war, um so höher stieg sein Ansehn. Der Hang zu verschwenderischer Gastlichkeit verleitete sie selbst zu Raub und Diebstahl. Wenn jemand, was selten vorkam, einen Fremdling abwies, so war es erlaubt, ihm Haus und Hof in Brand zu stecken. Mag man auch bei den also Bewirtheten zunächst an Blutsfreunde oder Stammesgenossen denken, so fehlen doch nicht die Beweise, daß selbst landfremde Reisende gastlich aufgenommen und gegen Angriffe geschützt wurden. In Pommern hatte, wie die Begleiter Ottos erzählen, jeder Wirth ein besonderes, reinliches, anständiges Gemach, in welchem ein stets gedeckter Tisch stand; war das eine verzehrt, so wurde es durch anderes ersetzt; sowohl Fremde, als Hausgenossen fanden, zu welcher Tagesstunde sie immer sich erquicken wollten, alles bereit.

Betrug und Diebstahl galten als unerhört. Treue und Glaube waren so groß, daß Kisten und Schränke unverschlossen waren. Die Schlösser an den Reisekisten des Bischofs Otto und seiner Gefährten wurden mit Verwunderung angesehen. Kleider, Geld und Kostbarkeiten verwahrten sie in Kufen und Fässern mit einem einfachen Deckel.

Auf der andern Seite wird über die Treulosigkeit, Unzuverlässigkeit, über Hang zu Diebstahl und Raublust der Wenden aufs bitterste geklagt. Aber beides vereinigt sich sehr wohl: dem Volksgenossen und Blutsfreunde hielt man das Wort, dem Nationalfeinde es zu brechen achtete man nicht für Unrecht; jener brauchte Entwendung des Eigenthums nicht zu besorgen, diesem zu rauben war fast eine Tugend.

Bei den Nanen und den westlichen Stämmen war in den früheren Zeiten der Seeraub zur Gewohnheit geworden, in dem Maß, daß sie den Ackerbau gänzlich unterließen, immer zu Seefahrten bereit waren und ihre einzige Hoffnung auf Reichthum auf ihre Schiffe setzten. Das war aber erst Folge der selten ruhenden Angriffskriege von Deutschland und Dänemark her, welchen die Wenden ausgesetzt waren.

In allen Landeshauptburgen hatte der Pommernherzog ein Haus, welches er bei seiner Anwesenheit bewohnte, das im übrigen als Wohnung des Burggrafen und als Gerichtsort diente. Hier fand auch der wegen einer Unthat Flüchtige eine Zufluchtsstätte, die niemand anzurühren wagte: in dem zu Gewaltthätigkeiten geneigten, leicht erregbaren, der Blutrache gewohnten Volke einerseits eine Nothwendigkeit, andererseits ein wohlthuender Lichtblick menschlicher Milde.

Polygamie war bei den Edlen allgemein. Das war bei den germanischen Edelingen ebenso, es gehörte zu ihrer fürstlichen Repräsentation

949 wurde das Bisthum Brandenburg gestiftet; der ihm zugewiesene Sprengel griff ebenfalls noch in das heutige Pommern hinein oder berührte Vorpommern wenigstens an seiner Südgrenze. Die Gründung dieser beiden Bischofsitze an der Havel war aber nur Vorbereitung zur Ausführung eines größeren Planes, der Otto's Seele lange beschäftigte: bei seiner geliebten St. Mauritius-Kirche zu Magdeburg, der er im Lauf der Jahre reiche Güter geschenkt hatte, sollte ein Erzbisthum entstehen, dem das gesammte Wendenland als Missionsgebiet zugehörte. Nach Ueberwindung mancher entgegenstehender Hindernisse war der Kaiser im J. 966 so weit, daß er auf einer Synode zu Ravenna dem Papst Johann XII. und den aus Italien, Germanien und Gallien versammelten Bischöfen berichten konnte, wie er die meisten slavischen Nationen jenseit der Elbe zu Christo befehrt habe, und die Synode auffordern, Anstalten zu treffen, damit sie nicht in das Heidenthum zurückfielen. Die Bischöfe kannten des Kaisers Absicht, sie ersuchten ihn also, in Magdeburg ein Erzbisthum zu errichten. Der Kaiser gab der Bitte Gehör. Die Bischöfe zu Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz und Meißen sollten seine Suffragane sein. 968 empfing der erste Erzbischof, Adalbert, das Pallium aus der Hand des Papstes.

Was hatte es mit jener angeblich vollendeten Bekehrung der meisten Nationen zwischen Elbe und Oder auf sich? Was war dazu geschehen, auf welche Weise war sie zu Stande gebracht? Offenbar dürfen wir uns nur sehr geringe Vorstellungen davon machen. So viel war richtig, daß die von Heinrich I. angebahnte Unterwerfung des Wendenlandes von seinem Sohne Otto blutig ausgeführt war; auch die an der Peene sitzenden Stämme hatten, in demselben Jahr, da er die Ungarn geschlagen (955), ihn in ihrem Gebiet gesehen und seine schwere, feste Hand gefühlt. Das war also das eine. Das andere war, daß nun die kirchliche Organisation der Bisthümer vollendet, dieselben dotirt und ihre Sprengel abgegrenzt waren. Die äußerlichen Rahmen waren fertig gestellt. Das Leben sollte erst geweckt werden. Was weiter wird geschehen sein, ist dies, daß die deutschen militärischen Befehlshaber in den Marken Tempel und Götzen zerstörten, und heidnischen Cultus nicht duldeten; allein da sie keineswegs überall hinkamen und namentlich der ferneren wendischen Stämme Gehorsam gegen den Kaiser nur darin bestand, daß die größeren und kleineren Dynasten seinem Willen sich fügten, steuerten und etwa Kriegsfolge leisteten, so konnte im größten Theil des Wendenlandes das heidnische Wesen wohl ziemlich ungestört fortwuchern; ferner, daß in den der deutschen Grenze zunächst gelegenen Gauen Kirchen erbaut, selbst Klöster für Mönche und Nonnen gegründet

Böhmen hielt er es für angemessen, sich zunächst zu dem Herzog Boleslav von Polen zu begeben; von dort aus ließ er bei seinen Diöcesanen anfragen, ob sie ihn wieder als ihren Hirten aufnehmen wollten. Sie wiesen ihn mit Hohn ab. Als Adalbert das vernahm, sprach er: „Gott du hast meine Bande zerbrochen; von heute an, o Jesu, bin ich ganz dein.“ Sein Weg ging nun zu den Heiden, denen zu predigen ihm die Vollmacht erteilt worden war, falls die Böhmen ihn nicht annähmen. Seines Herzens Sehnsucht stand nach der Märtyrerkrone. Boleslav gab ihm ein Schiff mit dreißig Kriegern bemannt; auf ihm fuhr Adalbert nach Gnyddanzyc, d. i. Danzig, an der Meeresküste. Hier taufte er eine große Anzahl Heiden, las dann die Messe und schiffte am folgenden Tage weiter in die See, nach dem Lande der Preußen. Dort landete Adalbert mit nur zwei Begleitern, das Schiff fuhr zurück. Aber sie fanden keine günstige Aufnahme, es wurde ihnen vielmehr unter Androhung der Todesstrafe geboten, das Land zu verlassen. Indem sich nun Adalbert, zu Fuße längs des Meeresufers hinwandernd, zurückwandte, um zu den Luitizern zu gehen, deren Sprache er kannte, wurde er am 23. April 997 von einer Anzahl heidnischer Preußen erschlagen. Den Leichnam bewahrten die Mörder sorgfältig, in der Hoffnung, von dem Polenherzoge vieles Geld dafür zu lösen. Darin täuschten sie sich nicht. Boleslav kaufte ihn und bestattete ihn in Gnesen.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerung der Erde.

Nach der neuesten uns eben zugegangenen Statistik des 4. Jahrgangs der „Bevölkerung der Erde“ von Behm und Wagner (Geogr. Mitth. Ergänzungsheft Nr. 49) beträgt die Gesamtbevölkerung aller Theile der Erde c. 1424 Millionen, die sich folgendermaßen vertheilen:

Europa 309,178,300 Bewohner.

Asien 824,548,500 „

Afrika 199,921,600 „

Amerika 85,519,800 „

Australien, incl. Polynesien 4,748,600 Bewohner.

Freilich mit Ausnahme von Europa und der europäischen Colonien beruht ein großer Theil dieser mühsam gesammelten Angaben nur auf

Wie kaum ein anderes Kartenbild ist das vorliegende geeignet uns zu machen, wie bedeutende Dienste der geographischen Wissenschaft geleistet und wie dankbar diese Dienste seitens eines der hervorragendsten Wissenschaft anerkannt werden. Wie weit wären wir mit unsrer Karte Centralafrika's heut ohne einen Livingstone und die großartige Anregung geographischen Forschungseifer gegeben und ohne die einst so verachtete durch welche der bescheidene Nebmann Europa überraschte? Und die bloß geographischen Pionierdienst gethan gerade in dieser Region des schiefen? Sie thut ihn bis auf diesen Tag; Lieutenant Young, der die Umschiffung bewirkte, steht an der Spitze der Missions-Expedition der Freischotten und der außer andern Leistungen den Ukerewe umfahren, ist bekanntlich eben Livingstone in seine Reise-Carriere hineingelommen wie Commander Cameron — nach L. — eine zweite Tour quer durch Afrika zurückzulegen.

Wie die geographische Erforschung den Spuren der Mission, so dankbar den durch die geographischen Entdeckungen geöffneten Bahnen. sehr möglich, daß die durch Stanleys Anregung ins Werk gesetzten Bemühungen nicht sofort den günstigen Erfolg erzielen, den mit dem Namen manche sanguinische Missionsfreunde erwarten — jedenfalls wird das je nicht erschlossene ostafrikanische See'ngbiet je länger je mehr ein Missions- und nach Verlauf eines Menschenalters die Missionskarte dieser Region ähnlichen Fortschritt gegen die heutige zeigen, wie die heutige Petermann's Stand der jetzigen Erforschung gegen den vor 2 oder 3 Decennien.

Verichtigung.

S. 14 Z. 18 v. o. ist statt: Gemeinde zu lesen: Gesellschaft.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Noch ist die Frage keineswegs entschieden ob da, wo das Christenthum festen Fuß gefaßt und sich eingelebt und die mörderischen Einflüsse europäischer Selbstsucht aufgehört haben, ob da nach einer oder zwei Generationen dem Aussterben nicht gewehrt werde. Die Missionare berichten tatsächlich solche Erfahrungen von dieser und jener Insel¹⁾ — aber gesetzt es wäre dies nur eine vorübergehende Erscheinung und die ozeanische Urbevölkerung litte jetzt an einer unheilbaren Schwindsucht — so kann der Christ doch nimmer jenen Kritikern Recht geben, welche — wie Rev. Geekie in seinem Buche: *Christian Missions to wrong places, among wrong races and in wrong hands*, London 1871 — verlangen, daß man nur unter lebensfähigen nicht unter aussterbenden Nationen missionire. Bedürfen Sterbende des Trostes des Evangelii nicht erst recht? Und wenn die Mission an sterbenden Völkern, soweit als möglich, gut zu machen sucht, was Viele ihrer Volks- und Religionsgenossen an der leiblichen und geistigen Gesundheit derselben gefrevelt haben — verdient sie dann auch noch mit Schmähungen überhäuft zu werden? Wenn man aber die Mission nicht will, weil sie eine „Racemörderin“ sei, muß man dann den Handel, die Colonisation und die wissenschaftliche Erforschung unter jenen Völkern nicht erst recht verwerfen, da doch sicher die Zahl der Seefahrer, Kaufleute und Colonisten eine viel größere und der von ihnen geübte Einfluß ein viel mörderischerer ist, als der der verhältnißmäßig wenigen Missionare? Oder warum mißt diese Humanität mit zweierlei Maß?

Wd.

Ein Blick in die Santal-Mission.

Von Th. Jellinghaus.

(Schluß.)

Wichtig für das Verständniß dieses Volkes und für die Missionsarbeit unter ihnen ist ihre sociale Lage. Im Allgemeinen paßt auf sie Alles was 1874 über die Kolhs gesagt ist. Nur scheinen die Santals noch mehr gejagt und unterdrückt worden zu sein als die Munda- und Parla-Kolhs. Anders kann man sich ihre versprengte Lage nicht erklären.

¹⁾ Diese Zeitschr. S. 94.

und ruhiges Volk. In diesen damals vor Ankunft der Engländer von Räuberbanden ganz unsicher gemachten Gegenden herrscht jetzt wie in ganz Ostindien nicht nur für den reisenden Europäer sondern auch für den eingebornen Kaufmann und Fuhrmann die vollste Sicherheit der Person und des Eigenthums. Man muß sagen in der Herstellung politischer Ordnung und Sicherheit durch humane und consequente und umsichtige Handhabung der Gesetze sind die Engländer Meister. Schon deshalb ist ihre Regierung für die 250 Millionen Indiens eine große Wohlthat und hat einem Meer von grausamer Unterdrückung, Räuberei und daraus entspringender bitterer Armuth ein Ende gemacht.

Doch war diese Besserung der Lage der Santals keine gründliche. Sobald die unwissenden Santals etwas wohlhabend geworden, kamen die Hindus und Mohammedaner, um sie nun nicht mehr mit Gewalt, sondern mit Betrug und List unter dem Schein des Rechts zu betrügen und zu einem besitzlosen elenden Volk und, wie schon so viele Ureinwohnerstämme, zu einer der niedrigsten verachteten Hindukasten zu machen. Die Hindu-Kaufleute und Wucherer fielen wie gierige hinterlistige Blutsauger über das ehrliche, durch Unwissenheit und Trunk sich leicht in ihre Schlingen begebende Volk. Sie betrogen dasselbe in jedem Geschäft durch falsches Gewicht und falsche Waare. Wo die Hindus die Dorfherren oder auch nur die Rentensammler waren, da geberdeten sie sich als die über alles alte Recht und jedes neue wohlwollende Regierungsgesetz erhabenen Tyrannen. Wer lernen will wie eine Volksklasse trotz guter Gesetze und wirklichen, wenn auch schwächlichem Wohlwollens der obersten Regierung bis aufs Blut unterdrückt, beraubt und gequält werden kann, der muß diese Verhältnisse in Indien betrachten. Die Hindus beraubten die Santals der Frucht ihrer Arbeit, und dann gingen sie in ihrer Schlaueit sofort an den englischen Gerichtshof und verklagten sie, als hätten diese einen Raubversuch gemacht. Die Polizei war ganz in den Händen bestechlicher, hinduistischer Unterbeamten, welche von keiner abscheulichen falschen Anklage und schändlichen Gewaltthat gegen die Santals zurückscheuten. Am Gerichtshofe wurde Hindi oder Bengali gesprochen, die Santals aber verstanden nur Santali und der englische Richter wieder kein Wort von der Santalsprache. So wurde der Ort des Rechts zur Wohnstätte des schändlichsten Unrechts. Unter der Herrschaft eines christlichen Volkes schienen die Santals, social und religiös, von den Hindus verzehrt werden zu sollen.

Wenn nicht durch die sittliche und intellectuelle Geistesmacht des

der Ebene wurden sie trotz mancher tapfern Gegenwehr bald geschlagen, und in den Bergen zwang sie, nachdem viele Hunderte ihr Leben eingebüßt, der Hunger zur Uebergabe.

Sobald der Aufstand blutig niedergeschlagen, fingen die Engländer an mit Beschämung einzusehn, daß die Vorgänge nur eine Folge der Mißregierung gewesen. Seit dieser Zeit haben sie die Santals mit mehr Sorgfalt und einer gewissen Vorliebe behandelt. Diese noble Ritterlichkeit, welche die Engländer so oft gegen aufständische Volksstämme bewiesen haben, befähiget sie sehr zum Regieren. So lange der Aufstand dauert, wird er rücksichtslos unterdrückt, aber so bald die Ruhe hergestellt, fragen sie in gründlicher Selbstprüfung, ob sie nicht Schuld daran gewesen, und behandeln die Unterworfenen mit Respekt und Wohlwollen. Solche einfache Naturvölker fassen dann auch zu ehrfurchtgebietender Macht, die Wohlwollen zeigt, bald wieder Zutrauen.¹⁾

Seit dieser Zeit hat die englische Regierung sich angelegen sein lassen durch gute Gesetze und tüchtige Beamte die Santals zu schützen, und da sie wohl einsahen, daß ohne Christenthum dem Volke nicht dauernd zu

¹⁾ Ein englischer höherer Beamter in den Santal Bargannahs, Mr. Man, sagt über diesen Aufstand: „Man sollte sich nicht darüber wundern, daß der zutrauliche, leidenschaftliche und gedankenlose Santalstamm für seine Freiheit zu den Waffen gegriffen hat. Es war der Gebrauch des mahajan (hinduistischen Kaufmanns und Bucherers) kleine Summen auf ganz unverhältnißmäßigen Zins auszuleihen und dann durch Bestechung der Polizei den Schuldner ganz auszuplündern. Der arme Santal kehrte mit ermüdetem Herzen zu seiner Hütte zurück und fand Frau und Kinder hungernd und sein Vieh verkauft zur Deckung einer ursprünglich ganz kleinen Geldschuld, die durch Zinseszins zu einer sehr hohen Summe aufgeschraubt war. Wenn gegen solche Unterdrückung keine Hilfe zu finden war, wenn sie die Früchte ihrer Arbeit vernichtet sahen und ihre Verderber dabei von Polizeileuten in Regierungskleidern unterstützt wurden, wenn sie viele Meilen weit hergekommen und ihren letzten Groschen ausgegeben, um bei den Füßen des Richters Hilfe zu erlangen, und wenn nun alle ihre Klagen ignorirt oder abgewiesen waren, — so muß man sich nicht wundern, daß sie die Hülfe in solchem Elend bei den Waffen suchten. Als der Salzweig, ihr Kriegszeichen (wie bei den alten Schotten das feurige Kreuz,) von Dorf zu Dorf wanderte, da erhob sich der ganze Stamm wie Ein Mann, um nicht allein für ihre Rechte zu streiten, denn sie hatten längst die Hoffnung auf Erlangung derselben aufgegeben, sondern um für die bloße Existenz zu kämpfen. Sie hatten kein Zutrauen zu einer Regierung, deren Wirksamkeit sie bloß in der Polizei und in ihren Streitigkeiten mit den Kaufleuten gesehen hatten, und die sie deshalb nicht ohne Grund für tyrannisch, ungerecht und auslaugerisch hielten! Die Ursachen, welche diese Rebellion hervorriefen, und die den Santals vorenthaltene Abhilfe, und die harten Maßregeln, die nachher ergriffen wurden, bilden einen schwarzen Fleck auf den Seiten der Englischen Geschichte in Indien.“

hendere Mittheilungen vor. Dazu hat sie in ihrem Ursprung und ihrer Arbeitsweise wie in ihren Erfolgen sehr viele merkwürdige, auffällige und belehrende Eigenthümlichkeiten.

Der Ursprung dieser Mission ist ein recht glaubenstärkender und er-muthigender Beweis, wie Gott schmerzliche menschliche Streitigkeiten und Verwirrungen, wenn wir nur im letzten Grunde des Herrn Ehre suchen und uns Ihm immer von neuem ganz zum Dienst ergeben, zum Besten leiten kann. Als Schreiber dieses im Februar 1866 in Ostindien ankam, empfing ihn die betrübende Nachricht, daß Missionar Börresen und Skrefsrud aus der Gossnerschen Mission in Folge von Conflicten mit den ältern Missionaren auf der letzten Generalconferenz ausgetreten seien. Diese Nachricht konnte nach der ganzen Lage der Dinge nur Trauer und Niedergeschlagenheit erwecken, und den Druck, welchen diese Ereignisse auf die Mission ausgeübt hatten, fühlte man noch lange. Wie freudig hätte man damals sein können, wenn man vorausgewußt hätte, daß dieses Ereigniß so zur Mehrung des Reiches Gottes ausschlagen würde, wie es nun am Tage ist. Denn jetzt nach nur 10 Jahren haben Skrefsrud und Börresen als unabhängige Missionare, nur von indischen Freunden unterstützt, eine Zahl von 5000 Christen theils getauft theils in christlicher Unterweisung. Ihre Mission zählt nach 10 Jahren schon die Hälfte der Christen, welche die auch reichgesegnete Gossnersche Mission, in der durchschnittlich 8—12 Missionare gearbeitet hatten, nach 22 Jahren im Jahre 1866 in die christliche Kirche gebracht hatte.¹⁾

Die Missionare Skrefsrud, ein Norweger, und Börresen, ein Däne, wandten sich, nachdem sie mittellos Chota Nagpur verlassen, nach Calcutta und erhielten dort einige Zeit von einem reichen bekehrten Hindu ihren Lebensunterhalt um als freie Missionare zu wirken. Hier wurde Skrefsrud mit den in Calcutta in der Missionsache sehr eifrigen Baptisten bekannt und trat durch wiederholte Taufe zu ihnen über, ohne daß sein Freund Börresen, mit dem er immer zusammenlebte, ihm folgte. Ende 1866 begannen beide zusammen, nur von Freunden unterstützt, eine Mission in Ebenezer, einige Meilen von der Eisenbahnstation Rampur Haut in den Santal Bargannahs, und haben bisher allein derselben vorgestanden.

¹⁾ Nur ein Theil der Gossnerschen Mission ist in dieser Zeit eben so rasch gewachsen: die Christengemeinde im Bandgau im Chaibasa-District. Dort waren durch den seligen Missionar Strube und Uffmann bis Ende 1867 etwa 80 Seelen gesammelt. Jetzt zählt diese Landschaft, nachdem Missionar Rottrett mit seiner nun schon heimgegangenen Frau meist allein dort 8 Jahre gearbeitet, 2500 Christenseelen.

daß gerade die Erwachsenen einer den andern belehren. Mit Regierungsunterstützung haben sie schon 40 Schulen im Lande eingerichtet, deren Lehrer es als Ziel vor Augen gesteckt bekommen haben, daß Jung und Alt lesen lernen. Außer Santali lernen sie auch noch Bengali in Bengalibuchstaben. Auf der Station in Ebenezer ist eine große Mädchen- und Knabenkostschule mit 170 Kindern, welche dort auf Missionskosten ernährt und unterrichtet werden. Mit dieser Kostschule ist ein Seminar für Lehrer, Katechisten und Prediger verbunden.

In jedem Dorfe sind eingeborne Älteste angestellt, welche die Kirchenzucht zu üben haben. Ob einer oder mehrere in jedem Dorfe u. geht aus den Quellen nicht klar hervor. Jedenfalls ist diese Mission ein redender Beweis, daß sich das Ältesteninstitut als sehr segensreich bewiesen hat. Wegen des großen Interesses, welches man jetzt allgemein an der Organisation der Gemeinden nimmt, gebe ich, was Börresen 1873 darüber geschrieben hat, hier wörtlich:

„Da die Zahl der Christen sich jetzt sehr mehrt und Viele zu weit abwohnen, um wöchentlich nach Ebenezer zum Gottesdienst zu kommen, haben wir Dorfkirchen eingerichtet, deren wir bis jetzt 9 haben. Jede Kirche hat ihren eigenen eingebornen Pastor und Ältesten¹⁾).

Wir haben heiliges Abendmahl ein Mal im Monat und haben am folgenden Montag immer eine Konferenz mit den Pastoren und Ältesten. Die Kirchen werden von den Christen selbst gebaut. Des Pastors Aufgabe ist täglich Morgens und Abends Gottesdienst zu halten und zweimal am Sonntage, während er den Tag über in der Woche die Kinder und alle, die lernen wollen, im Lesen und Schreiben unterrichtet. Wir freuen uns, daß jetzt einige alte Santals den Katechismus in ihrer Muttersprache lesen können. Des Ältesten Aufgabe ist es, den christlichen Wandel der Gemeinde zu überwachen, Streitigkeiten zu schlichten, die Heiden zu Jesu zu rufen. Bis jetzt haben wir unsere Pastoren und Katechisten mit 6 Rupis (12 Mark) den Monat bezahlt. Aber da wir besonders nach dem, was wir unter den Hindus gesehen haben, eine von der Mission bezahlte Predigerschaft für nichts Gutes halten, so sind wir in Verlegenheit wie wir denselben Zustand bei den Santals vermeiden sollen. Wir haben zuletzt uns entschlossen, daß die Pastoren auch Ackerbau treiben sollen und in derselben Weise wie ihre Gemeindeglieder ihren Unterhalt haben.

Die Katechisten, welche stets von Ort zu Ort zu wandern haben, müssen fernerhin Gehalt empfangen, da sie nicht zu gleicher Zeit Ackerbau treiben und Katechisten-Arbeit thun können. Die Katechisten werden von den Santal-Christen, welche sie unterrichten,

¹⁾ Wie es scheint, gehören eine größere Anzahl von Dörfern zu einer Kirche und haben einige zusammenliegende Dörfer immer eine. Am Orte, wo die Kirche steht, wirkt außer dem Ältesten noch für alle die Dörfer dieses Kirchenbezirks ein eingeborner von der Mission bezahlter Pastor. Aus einem Briefe von 1876 ersehe ich aber, daß die Mission bis jetzt erst 2 ordinirte Pastoren hatte, also sind „diese Pastoren“ damals noch nicht ordinirt gewesen.

dortigen Missionen, besonders wegen der Mangelhaftigkeit der Berichte, nur kurz anzudeuten.

Seit 1871 arbeiten die Missionare der schottischen Freikirche in Pachamba, von Strefsrud und Börresen aufs Bereitwilligste unterstützt.

Die Station Pachamba liegt an der Eisenbahn in den Kohlendistricten im äußersten Westen, schon innerhalb der Chota Nagpur Division im Regierungsdistrict Hazaribagh. Sie ist 92 engl. Meilen von Ebenezer und 72 von Hazaribagh entfernt. Aus den vorliegenden Berichten geht hervor, daß sie in ihren Kostschulen eine schöne Anzahl von Bekehrungen gehabt, und daß auch einzelne kleine Dörfer besonders dadurch, daß Missionar Campbell eine Anzahl Santals mit nach Ebenezer zum Besuch genommen, christianisirt worden sind. Durch Mittheilung eines Briefes von Strefsrud über diesen Vorgang wird der Leser selbst den richtigsten Eindruck bekommen. Er schreibt:

„Sie erinnern sich, daß ich Dr. Duff und Dr. Mitchell versprach ihnen zu helfen, so viel wir könnten. Wir riethen Mr. Campbell, als er Weihnachten hier war, eine Anzahl von Dorfhäuptlingen mit sich von Pachamba zu uns zu nehmen, und wir mit unsern Christen würden nach besten Kräften versuchen mit ihnen über das Christenthum zu reden. Dies that er und brachte uns vor einiger Zeit 6 Dorfhäuptlinge. Wir beteten mit ihnen und sprachen mit ihnen die ganze Zeit, und unsere Christen sprachen mit ihnen jeden Abend bis tief in die Nacht hinein, so daß sie beim Fortgange uns erklärten, daß das, was sie gesehen und gehört, ihnen zu Herzen gegangen sei, und sie wären nun entschlossen, nicht nur selbst Christen zu werden, sondern auch zu versuchen ihre Dörfer mitzuziehen. Nun schrieb uns vor wenigen Tagen Mr. Campbell einen Brief, den ich Ihnen beilege, in welchem er uns mittheilt, daß zwei von den Dorfhäuptlingen mit ihren Dörfern um die Taufe gebeten hätten, und die andern Dorfhäuptlinge hätten um die Taufe gebeten mit ihren eigenen Familien. Gottes Güte ist groß, darum frohloden unsere Herzen. Wir werden fortfahren mit diesen Leuten Gemeinschaft zu unterhalten, und wir hoffen, daß durch vereinigte Anstrengungen Sie dieselben Erfolge in Pachamba sehen werden, welche wir hier haben erlangen dürfen.

Ich freue mich für Dr. Duff und Dr. Mitchell, daß sie auf diese Weise ihr Vertrauen zum Predigen anstatt zum Schulmeistern bestärkt finden werden, wenigstens was die Santals betrifft; sie können versichert sein, daß Börresen und ich keine Parteigefühle hegen, so daß wir uns alle anstrengen wollen einer dem andern zu helfen bei unserm gemeinsamen großen Ziel der Christianisirung der Santals.

Es ist mir auch eine rechte Freude zu erfahren, daß Dr. Duff so viel Geld für Ihre Pachamba-Santal-Mission gesammelt hat. Ich hoffe zuversichtlich, Sie werden Männer aussenden, die nicht in das Schulsystem (so weit es sich um die Santals handelt) verfallen.

Hier in Ebenezer geht Börresen wie ein rechter Bischof von Dorf zu Dorf, um unsere Christen und Pastoren zu besuchen, zu erbauen und zu berathen, und dadurch geschieht viel Gutes. Er geht gewöhnlich am Abend und sitzt mit den Christen auf bis spät in die Nacht. Er erfährt viel göttlichen Segen auf diesen Touren.

Von 1864—1869 wurde viel von einem raschen Wachsthum dieser Gemeinden berichtet, so daß sie 1860 schon etwa 700 Seelen zählte. Jetzt sind dort 1300 Christen. Es will mir scheinen als hätte man dem lebenskräftigen freien Wachsthum dieser Christengemeinden durch Alles beaufsichtigende und reglementirende Fürsorge und Liebe, besonders durch zu viel Schulung u. geschadet. Man scheint es nach den Berichten nicht darauf angelegt zu haben, den selbständigen Missionseifer durch Einführung des Ältestenamts und volksthümlicher Einrichtungen, wie in Ebenezer und in der Kolhsmission, zu hegen und ihm Raum zum Wirken zu geben.

Während wir in Ebenezer und Pachamba und auch in der Kolhsmission sahen, wie gerade die Dorf- und Stammeshäuptlinge die Führer beim Uebertritt zum Christenthum sind, wird hier geklagt, daß wegen der Feindschaft der Häuptlinge die Leute nicht überzutreten wagten.

„Die armen Leute hören die Predigt gern, aber sie sind durch die Häuptlinge eingeschüchtert, welche sie im Falle des Uebertritts zum Christenthum mit Vertreibung bedrohen. Die Evangelisationsarbeit ist hierdurch sehr gehindert; so lange das Volk in Furcht vor seinen Häuptlingen bleibt, wird reine Evangelisationsarbeit („purely evangelistic work“) nur sehr langsam Frucht bringen. Sie sind in der Regel nicht moralisch stark genug um hervorzutreten im Gegensatz gegen ihre Häuptlinge“.

Die Uebertritte, welche stattfänden, wären meist nicht Folge der Predigt, sondern des überzeugenden gewinnenden Eindrucks, welchen Rede, Wandel und fröhliches Wesen der Christen auf Verwandte und Freunde machten.

Es läßt sich ja im Geistlichen nie etwas durch Mittel und Methoden erzwingen, und wir sind gänzlich von Gottes Leitung und Wirkung auf die Herzen abhängig, aber der Gedanke legt sich doch hier zu nahe, daß hier wohl (wie so oft in den Missionen) man dem Volke nicht nahe genug und nicht an der richtigen Stelle ans Herz gegangen ist, so daß gerade die eigentlichen Träger des Volkslebens sich nicht angezogen, sondern abgestoßen fühlen. Das sollte man nie vergessen, daß eine Mission äußerlich und innerlich in ganz unvergleichlicher Progression wächst und erstarkt, so bald das Wort von Christo unter den eigentlichen Trägern des Volkslebens den alten geachteten Familien, den Dorfhäuptern, den Dorfpriestern, den Barden, den Heilverständigen, die gewesenen Zauberer nicht ausgenommen, Wurzel gefaßt hat und diese Männer dann aus freiem Triebe, von Missionsanordnungen unabhängig, auf selbständige Weise sich die Ausbreitung der Botschaft von Christo unter ihren Stammesgenossen angelegen sein lassen.¹⁾

¹⁾ Ich möchte hier noch darauf hinweisen, wie in der Santal-Mission und

gen Jahren einige Santalfamilien getauft. Auch im Chaibasa-District ist, so viel als die Kräfte erlaubten, unter den dort zerstreuten Santals seit 1870 missionirt worden.

In Orissa arbeitet die Amerikanische Baptistenmission schon seit 1844. Missionar Philipps hat schon damals angefangen eine nach dem Urtheile der Kenner aber mangelhafte Santalgrammatik zu schreiben. Er hat aber fast gar keinen Erfolg gehabt. Jetzt setzt sein Sohn Dr. Philipps die Arbeit fort. Man kann nur von Herzen zu Gott hoffen, daß diese treue Beharrlichkeit endlich mit Segen gekrönt werde und dem Sohne nach nun schon 30jähriger Arbeit eine reiche Ernte auf dem Felde geschenkt werde, auf dem der Vater ein ganzes Lebensalter sich abgemüht hat.

Die Mission unter den Santals und den Kolhs muß der ernstesten gläubigen Fürbitte der Christenheit dringend aufs Herz gelegt werden, damit die Reichsache des Herrn hier in dieser für dies Feld so hoffnungs- und entscheidungsvollen Zeit einen ganzen und vollen Sieg erringe, so daß in einigen Jahrzehnten diese Völkerschaften als christliche bezeichnet werden können. Denn ginge diese günstige Erntezeit der nächsten Jahrzehnte ohne treue Ausnutzung vorüber, so würde der Boden auch schon wieder hart geworden und sehr verändert sein, so daß er bei schwerer Arbeit nur spärliche Früchte bringen würde. Wenn aber die Christenheit in treuer Fürbitte und selbstloser Liebe ihre Schuldigkeit immer mehr thut, so ist (wie dies der hochgestellte indische Regierungsbeamte und gelehrte Schriftsteller Sir Muir neulich auch ausgesprochen) voller Grund zu der freudigen Hoffnung, daß, ehe dieses Jahrhundert ausgeläutet wird, diese Stämme der Mehrzahl nach für den Herrn Jesum gewonnen sein und die Banner des Evangeliums vor den Augen der Missionsfreunde und Missionsfeinde überall dort siegreich wehen werden.

Im Februarheft lies S. 78. 4. Z. v. u. weil statt daß.

S. 79. 5. Z. v. u. Chaibasa statt Chaibana.

S. 80. 9. Z. v. o. gemeinsamem statt gemeinsamen.

S. 82. 15. Z. v. o. so statt o.

S. 84. 14. Z. v. o. Santals statt Santal.

wohnen dort mit gleichem Rechte, wenn sie sich nur nicht öffentlich zum Christenthum bekennen. Denn alle sind noch in heidnischem Irrthum befangen; im übrigen kann an Sitten und Gastlichkeit kein anständigeres und gütigeres Volk gefunden werden. Die Stadt ist reich an Waaren aller nordischen Nationen und hat alles, was angenehm und selten ist. Dort ist der Topf des Vulkan, welchen die Einwohner das griechische Feuer nennen, dessen auch Solinus Erwähnung thut. Dort wird ein Meer von dreifacher Natur gesehen: jene Insel wird nämlich von drei Meeresbuchten bespült, von denen die eine, wie berichtet wird, von tiefgrüner, die andere von weißlicher Farbe ist, die dritte wird von beständigen Stürmen in Aufruhr gehalten. Von jener Stadt gelangt man in kurzer Seefahrt auf der einen Seite nach der Stadt Dymn (Demmin), welche an der Mündung des Flusses Peene gelegen ist, wo auch die Runen wohnen; auf der andern Seite nach der Provinz Semland (Samland), welche die Preußen besitzen.“

Wahres und Falsches ist hier mit einander verwoben, was schon daraus klar ist, daß die Stadt Demmin an die Mündung der Peene und in die Nachbarschaft der Ranen verlegt wird. Wir können daher auch, als dem Zweck dieser Mittheilungen weniger entsprechend, die sehr verschiedenartig gedeutete *olla Vulcani* und den *Neptunus triplicis naturae* auf sich beruhen lassen. Bedeutsam für uns ist nur der Zug, daß auch christliche Sachsen als Gäste in Jumneta vorübergehenden Wohnsitz, natürlich in Handelsangelegenheiten, hatten, aber sich dazu verstehen mußten und sich auch wirklich dazu verstanden, ihr Christenthum zu verleugnen. Wir finden hier also direkten Gegensatz gegen das Christenthum: allerlei heidnische Gebräuche genießen, wie es scheint, vollkommene Toleranz, der christliche Glaube wird nicht tolerirt.

So war das Wendenland gegen das Ende des elften Jahrhunderts, nach mannigfachen aber vergeblichen Missionsversuchen, nach scheinbar hoffnungsvollen Anfängen, fast in die völlige Nacht des Heidenthums versunken.

Jumneta zwar hatte nur eine kurze Blüthezeit. Ein dänischer König soll sie zerstört haben, ein weiteres wird uns darüber nicht berichtet. Die Sage späterer Jahrhunderte aber läßt die reiche Handelsstadt wegen ihrer Gottlosigkeit und ihres frevelhaften Uebermuths von den Fluthen der See verschlungen sein. An der Küste der Insel Usedom, unterhalb des Stredelberges, $\frac{1}{4}$ Meile in die See hinein, zeigt man die Trümmer der untergegangenen Stadt; Straßen und Plätze, Kirchen und Rathhäuser, umgestürzte Säulen und Pfeiler soll man dort bei hellem Wetter im tiefen Meeresgrunde erkennen können; Abends hört man die Vesperglocken läuten, aber am Ostermorgen steigt die ganze Stadt mit allen ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern über dem Wasser hervor und

gemacht. Aus dem Schoße der Hindu-Bevölkerung ist für die Erlösung des weiblichen Geschlechts so gut wie nichts zu hoffen. Nur das Christenthum kann Indien auch in socialer Beziehung neu gestalten (Ebend. S. 246).

Auf Ceylon ist ein sehr unerquicklicher Conflict zwischen dem neuen ritualistischen, hyperkirchlichen Bischof von Colombo, Copleston, und der Church Miss Soc. ausgebrochen. Bekanntlich unterstellt diese Gesellschaft gemäß statutarischer Bestimmung ihre Boten der Autorität des Episcopates der Anglikanischen Kirche, so daß immer derjenige Bischof, zu dessen Sprengel das resp. Missionsgebiet gehört, dort Ordinationen und Confirmationen vollzieht, die oberste Jurisdiction ausübt u. s. w. Die Ch. M. S. gehört nicht der sogenannten hochkirchlichen oder ritualistischen Richtung an, vermeidet aber in großer Weisheit und Mäßigung möglichst jeden Conflict. Nun bestieg Anfang 1876 ein junger Mann von eben 30 Jahren, dessen Consecration wegen seiner Minderjährigkeit hatte verschoben werden müssen, den bischöflichen Sitz von Colombo und machte seine Autorität über Missionare, eingeborne Helfer und Gemeinden in maßloser und ungesetzlicher Weise geltend, daß die Organe der Ch. M. Soc. nicht anders konnten, als ihm in aller Ehrerbietung den Gehorsam verweigern. Der mit den Verhältnissen noch ganz unbekannte Bischof beanspruchte nämlich kaum einige Wochen nach seiner Ankunft die „Tamulische Kuli-Mission kirchlich neu zu gestalten, d. h. der Oberleitung der Ch. M. S. und ihres bisherigen Lokal-Vorstandes zu entziehen und der Aufsicht seiner Kapläne zu unterstellen, in deren Parochien sich die Plantagen befänden, auf welchen die Kulis arbeiteten. Noch mehr — er wollte die Kapläne, lauter junge, der Landessprache völlig unkundige, aber einer ritualistischen, hochkirchlichen Richtung ganz zugethane Leute zu einer Art Superintendenten über die Missionare machen und legte sich das Recht bei über die Katechisten, die Versammlungsorte der Heidenchristen &c. zu verfügen, rechtfertigte die Einführung ritualistischer Gebräuche in den Kapellen, wo die letzteren ihren Gottesdienst hielten und suspendirte den Superintendenten der Kuli-Mission, Mr. Clark, als dieser deshalb den Gottesdienst ins Schulklokal verlegte, „da alle Gottesdienste in der Kirche Gottes nur unter der Sanction und Autorität des Bischofs gehalten werden dürften“. Es gab lange Verhandlungen hin und her, bei denen die Missionare sich ebenso maßvoll benahmen wie der Bischof sich zweideutig, seine Autorität überspannend und sehr wenig liebevoll zeigte. Zur Charakteristik seiner Auffassung über das Verhältniß der Kirche zur Mission nur eine Aeußerung: „wenn auch eine Million Heiden durch die Baptisten bekehrt würde, so ist der dadurch angerichtete Schaden am Ende doch größer als der erreichte Gewinn.“ In Folge ihrer Weigerung, die bischöflichen Principien anzuerkennen, wurden allen 12 ordinirten Missionaren der Gesellschaft ihre Lizenzen genommen, so daß sie fortan weder predigen noch die Sacramente verwalten durften. Zwar hob der Metropolitan von Indien bezüglich 10 der Missionare diese Gewaltmaßregel sofort wieder auf, aber die Aufregung, welche in der Ceylon-Mission angerichtet worden, ist dadurch lange nicht beseitigt. Noch hat der Metropolitan von Indien das letzte entscheidende Wort nicht gesprochen — nach den Andeutungen des Organs der Ch. M. S. ist es aber sehr wahrscheinlich, daß die Missionsgemeinden Ceylons ihren eignen Bischof, vermuthlich einen erfahrenen dortigen Missionar, erhalten (Ch. M. Int. and Rev. Nov. und Dec. 1876).

auch die Mission von Jahrzehnd zu Jahrzehnd ihre Grenzen weiter stecken werde.

Wie durch ihren Umfang, so legitimirt sich die moderne Mission auch durch die Zahl ihrer Arbeiter und durch den bisherigen Erfolg als eine, geschichtliche Bedeutung beanspruchende Erscheinung. Wir sind über die Zeit hinaus, da man mit vornehmer Geringschätzung auf die Mission als auf eine Winkelsache herabsehen und die, welche sich mit ihr beschäftigten, als mit einem gewissen Makel behaftet betrachten konnte. Nicht nur die Wissenschaft der Geographie, Ethnologie, Linguistik und Religionsphilosophie hat begonnen Notiz von ihr zu nehmen, sondern, was freilich in England und Amerika längst geschehen, selbst politische Tagesblätter fangen an auf ihre Bedeutung aufmerksam zu machen und die Colonial-Regierungen ihr Aufmerksamkeit zu schenken. Abgesehen von den zahlreichen Laien- und weiblichen Kräften und den noch viel zahlreicheren eingeborenen Gehilfen, die in ihrem Dienste stehen, sind es allein 2250 ordinirte Missionare, welche aus der evangelischen Christenheit Europas und Amerikas zum Zwecke der Evangelisirung der Heiden heut in aller Welt thätig sind, eine Zahl, welche in keiner der früheren Missionsperioden auch nur annähernd je erreicht worden ist. Und in dieser Zahl giebt es bereits eine stattliche Reihe solcher Männer, deren Namen der Geschichte angehören und die man wenigstens auf gleiche Linie stellen wird resp. schon gestellt hat mit den großen Trägern der mittelalterlichen Mission.

Auch der Erfolg der neueren Mission, obgleich wegen der Kürze der Arbeitszeit erst der Anfang einer Ernte, hat bereits einen Anspruch auf geschichtliche Bedeutung. Auf den polynesischen Inseln ist durch die Mission eine Veränderung bewirkt worden, von der man nicht zu viel sagt, wenn man ihr die Ueberschrift giebt: „das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.“ Bei den Karenen, den Kolhs und Santals hat die Mission unter den Tausenden, die sie für das Christenthum gewonnen, ungeahnte Kräfte geweckt und in dem übrigen Indien hat sie trotz der im Verhältniß zur Gesamtbevölkerung numerisch noch nicht bedeutenden Resultate einen sittlichen, socialen und intellectuellen Einfluß geübt, den selbst die neutrale Regierung in amtlichen Denkschriften anzuerkennen für ihre Pflicht hält.¹⁾ In der Minahassa von Celebes hat

¹⁾ Ev. Miss.-Mag. 1874. S. 22 ff. Ueber die Bedeutung der Mission bezüglich der Rettung Indiens für die englische Regierung Graul: „Ueber die Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften.“ Habilitationssrede. S. 7. „Und wer hat vor einigen Jahren das angloindische Reich, dem

lichen Behandlung nicht recht werth, wenigstens zur Zeit für sie noch nicht reif sei.¹⁾ Je unummündner wir diese Verschuldung eingestehen, desto berechtigter sind wir zu der Frage: Hatte die theologische Wissenschaft dann nicht erst recht die Pflicht und den Beruf die Mission von diesem Mangel zu befreien, indem sie eine gesündere, weitherzigere, großartigere Gesichtspunkte eröffnende Behandlung derselben anbahnte? Statt dessen nahm sie — um mit Graul a. a. O. S. 5 zu reden — „wenigstens zum Theil die Miene an, welche etwa die vornehme Stadtdame der bürgerlichen Verwandten gegenüber zeigt, die unerwartet in den glänzenden Salon tritt: sie schämte sich, wo es sich um die Oeffentlichkeit handelte, halb und halb der Mission, in deren Dienst fast ausschließlich Leute standen, die ihr Wissen nicht vom akademischen Lehrstuhl hergeholt, noch in einem Staatsexamen hatten stempeln lassen; oder aber — und ich weiß nicht was schlimmer war oder wenigstens was für die Mission schlimmer wirkte — oder aber die Wissenschaft ließ sich von dem Heiligenschein um das Haupt der Mission so stark imponiren, daß es ihr fast wie eine Entweihung vorkam, die himmlische Freundin als eine ebenbürtige zu behandeln und sie etwa gar einer nüchternen Kritik unterwerfen zu wollen.“ — Das ist ja um vieles besser geworden, aber völlig beseitigt ist das alte Vorurtheil und die alte Scham nach keineswegs. Auch die Studirenden sind noch immer bedeutend davon beeinflusst, denn uns bedünkt, daß der im Ganzen dürftige Besuch von Missionscollegien, wie sie ja hier und da gelesen werden,²⁾ nicht sowol in der Gleichgiltigkeit gegen einen beim Examen nicht erforderlichen Gegenstand, oder in dem Vorurtheile von der Langweiligkeit desselben seinen Grund hat, als vielmehr darin, daß man sich unter einem Missionscolleg eine Art erbaulicher Missionsstunde vorstellt und darum über dasselbe als über etwas Unwissenschaftliches, des Universitätsstudiums nicht Würdiges den Stab bricht. Und das ist die herbste Kritik, die ein studiosus üben kann, denn durch nichts wird er mehr entrüstet, als wenn

¹⁾ Graul a. a. O. S. 5 drückt sich vielleicht etwas zu stark aus, wenn er sagt: „Sie (die Mission) gestel sich größtentheils in dem Seldunkel sentimentaler Gläubigkeit und verachtete wol in stolzer Demuth selbst die berechtigtesten Ansprüche der Wissenschaft; ja sie rief dieser, wenn sie etwa Miene machte, sie anzurühren, oder auch nur genau anzusehen, schon aus weiter Ferne ihr noli me tangere entgegen.“

²⁾ Unseres Wissens werden von theologischen Professoren Collegia über Mission in Bern (Prof. Nippold), Erlangen (Prof. Plitt) und Bonn (Prof. Christlieb) gelesen. In Berlin vertritt die Mission Lic. Plath. Ob in Rostock, wo Prof. Wiggers 1844 einen Versuch machte, wieder ein Miss.-Colleg auch nur angezeigt worden, ist uns unbekannt. Uebrigens wurden in Bonn die qu. Vorlesungen gut besucht.

Missionsgeschichte noch so selten sind, auf der andern Seite sollte sie aber ein Antriebsfeld sein ein noch so wenig bebautes Feld erst recht zu cultiviren, zumal die Wissenschaft ja nicht bloß die Aufgabe hat alte Disciplinen aus-, sondern auch neue anzubauen und die letztere Arbeit jedenfalls die dankbarere ist.

Bis jetzt haben wir uns nur auf den geschichtlichen Standpunkt gestellt. Eine historische Thatsache hat aber als solche noch nicht immer auch eine principielle Berechtigung. Es giebt auch historische Thatsachen genug, selbst in der christlichen Kirchengeschichte, die als Verirrungen bezeichnet werden müssen. Gehört etwa auch die neuere Mission unter dieselben oder muß sie als eine biblisch begründete und daher nothwendige Lebensäußerung der Kirche angesehen werden? Es ist zunächst die Exegese, welche diese Frage zu untersuchen hat. Glücklicherweise sind wir heute über jenen missionsfeindlichen rationalistischen Standpunkt hinaus, der die directen Missionsbefehle des Neuen Testaments auf die Apostel beschränken zu müssen glaubte und auch der missionsfeindliche eschatologische Standpunkt (Beck) ist eine vereinzelte Erscheinung, der die geffentlichliche Verbreitung des Evangelii unter den heidnischen Nationen als eine der directen Missionirung des wiederkommenden Herrn vorgreifende Thätigkeit verurtheilt. Selbst Vertreter der sogenannten „freien“ Theologie führen heutzutage nicht bloß den geschichtlichen und religionsphilosophischen, sondern auch den biblisch-theologischen Beweis für die principielle Berechtigung der Heidenmission.¹⁾

Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß die Mission ihre breite Unterlage in der Schrift, selbst schon in der Schrift des Alten Testaments hat. Und zwar ist es mit ihr ähnlich wie mit den messianischen Weissagungen. Nämlich wie diese sich keineswegs beschränken auf die im engeren Sinne des Wortes gemeiniglich so bezeichneten prophetischen loci classici, sondern vielmehr die ganze Alttestamentliche Gottesoffenbarung in ihrer geschichtlichen und institutionellen Gesamtheit eine messianische Weissagung ist, so beschränken sich auch die Missionsgedanken der Schrift nicht auf die bekannten klassischen Stellen, welche die directen Missionsbefehle enthalten. Der Missionsgedanke ist vielmehr ein integrierender Bestandtheil der gesamten Heils-offenbarung Gottes in Christo und so sehr ein Grundgedanke

¹⁾ Buß: A. a. O. S. 34 ff.

Daß die erstere wesentlich den Charakter eines *Missionsbuchs* trägt, daß sie speciell die Geschichte der apostolischen Mission enthält, ist eine offen und zu Tage liegende Thatsache. Was hat nun die wissenschaftliche Exegese dieses Schriftstücks zum Verständniß und zur theoretischen und praktischen Förderung der Mission geleistet? Ich schweige davon, daß Vorlesungen über die Apostelgeschichte, obgleich dieselbe doch jedenfalls eins der principiell wie geschichtlich wichtigsten Bücher des N. T. ist, gerade nicht zu den gelesensten auf den Universitäten zu gehören pflegen — auch die Literatur über dieselben liefert, soweit meine Kenntniß derselben reicht, für die Mission nur ein dürftiges Ergebnis.¹⁾ Woher kommt das? Ich achte aus 2 Gründen; erstens daher, daß unsere wissenschaftliche Exegese wesentlich von dem dogmatischen oder kritischen Gesichtspunkte beherrscht wird und zweitens, daß die Mission ein zu wenig studirtes Gebiet ist und daher die Bezugnahme auf sie oder gar die Interpretation unter dem missionarischen Gesichtspunkte den meisten Interpreten ein zu fernliegender Gedanke ist. Wie viel Fleiß hat z. B. die Tübinger Schule gerade auf die apostelgeschichtliche Forschung gewendet und wie viel Federn haben die Resultate dieser Forschung auf Seite der Gegner dieser Schule in Bewegung gesetzt! Und für das Verständniß der Mission ist das Ergebnis dieses großen literarischen Feldzuges ich will nicht sagen gleich Null, aber jedenfalls sehr unbedeutend. Man hat eben nur nach kritischen, resp. dogmatischen Gesichtspunkten exegesirt. Ist es nicht eine auffallende Erscheinung, daß wir bis heut auch nicht eine einzige Monographie Pauli besitzen, die den „Apostel der Heiden“ unter dem, doch eigentlich nächstliegenden missionarischen Gesichtspunkte darstellt?

Es geht uns nun aber mit der Exegese gerade wie mit der Kirchengeschichte: die Beziehung auf die Mission macht sie reicher, tiefer, lichtvoller. Mir ist die Apostelgeschichte fast wie ein neues Buch erschienen, seitdem ich gelernt habe, sie unter dem Missionsgesichts-

¹⁾ Trotz des mancherlei Bedenklichen, was das Buch enthält und trotz der nicht selten etwas zu kühnen Phantasie, der der Verfasser die Zügel schießen läßt, gewährt Baumgartens Apostelgeschichte die meiste Ausbeute. Es ist Geist und Leben in dieser zur Geschichte gewordenen originellen Commentirung. Wie schade, daß der Verfasser statt positiven biblisch theologischen Arbeiten sein Leben zu widmen, es in unfruchtbarer kirchlicher Opposition verbracht hat! — Andreäs: Vorlesungen über die Apostelgeschichte („Ursprung und erste Entwicklung der Kirche Christi“), die mir eben zu Gesicht kommen, scheinen für den qu. Zweck ziemlich ergebnislos, trotz der in der Einleitung gemachten Bemerkung, daß die Ap. Geschichte uns „auch die rechten Musterbilder aller christl. Missionsthätigkeit“ vor Augen stelle.

Pflicht der Barmherzigkeit gegen die noch in Finsterniß und Todes Schatten wohnenden heidnischen Nationen, sondern auch eine Lebensbedingung,¹⁾ ein Lebensbedürfniß der Kirche selbst ist. Die Ausbreitung der Kirche gehört zu ihrer Selbsterhaltung und ihrer Selbstförderung. Die Kirche lebt davon, daß sie sich weiter baut. Sie würde dem trägen Knechte gleichen, der sein Pfund im Schweistuche vergrub, wollte sie nicht Mission treiben und sie würde sich dann das Gericht zuziehen, das in dem Worte liegt: „wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat.“ Umgekehrt aber, so sie ihrer Missionspflicht nachkommt, erfüllt sich an ihr die Verheißung: „wer da hat, dem wird gegeben.“ Die Wahrheit dieser Verheißung erfährt die Kirche allerdings durch jeden Dienst den sie leistet, sei derselbe innerhalb oder außerhalb ihrer Grenzen geübt, so daß man jede auf die Bewahrung und Wiedergewinnung ihrer Glieder gerichtete Thätigkeit durch diese Beziehung motiviren kann. Aber es hat mit der Heiden-Mission doch seine eigene Bewandniß. Man darf sie nicht auf gleiche Linie stellen z. B. mit der Gustav-Adolph-Bereins- oder Diaconissensache, oder auch mit der sogenannten innern Mission. Selbstverständlich haben auch diese Thätigkeiten ein Recht auf Berücksichtigung in der praktischen Theologie, aber sie werden nicht die Disposition derselben beeinflussen, nicht einen Hauptabschnitt in ihr beanspruchen können, sondern sich vielfach in die Beschreibung des ordentlichen Kirchendienstes eingliedern lassen, z. B. die Diaconissenthätigkeit entweder bei Gelegenheit der mancherlei Gemeindeämter oder des Dienstes an den Kranken, die innere Missionsarbeit in die verschiedenen Gebiete der seelsorgerlichen Thätigkeit u. Bei der Heidenmission ist ein solches Verfahren nicht wol angänglich. So ist es beispielsweise keine sachentsprechende und gesunde Gliederung, wenn Erhard²⁾ in den Begriff der metaneotischen Thätigkeit Katechese und Mission zusammenfaßt und die letztere nach der ersteren, allerdings als selbständige Halieutik, auf c. 10 Seiten abthut, während er der Katechetik c. 50 Seiten widmet.

Das Werk der evangelischen Heilsverkündigung zur Christianisirung der Völker ist mit der Gesamtgeschichte der christlichen Kirche von ihrem

¹⁾ So liefert z. B. Winter in seinen „Prämonstratensern des 12. Jahrh.“ und den „Cisterciensern des nordöstlichen Deutschlands“ den interessanten Beweis, daß „die Eroberungszeiten, d. h. die Missionszeiten der Mönchsorden ihre Blüthezeiten gewesen“ sind und daß es „ein sicheres Zeichen der Erschlaffung ist“, wenn die Missionskraft sich nicht regt. Die Cisterc. S. 218.

²⁾ „Vorlesungen über praktische Theologie“ (Königsberg, 1854) S. 75 ff. 186 ff.

Aber wie? Hat Ebrard nicht Recht, wenn er den knappen Raum, den er seiner „Salientif“ gegeben hat, mit folgenden Gründen rechtfertigt: „die Absicht kann hier natürlich nicht die sein, eine ausführliche Missionswissenschaft zu entwickeln. Wer nicht praktisch gearbeitet hat in einer praktischen Thätigkeit, macht sich lächerlich, wenn er eine Theorie aufstellen und als ludimagister den Alexanders und Cäsars (!) Kriegsregeln geben will. Auch ist vorliegende Schrift nicht zur Bildung von Missionaren, sondern von Dienern des Wortes in der Heimath bestimmt. Sie soll also nur soviel über die Missionsthätigkeit selbst enthalten, als einem heimischen Prediger zu wissen nöthig ist, um den rechten Begriff von der Sache sowohl selbst zu bekommen, als seiner Gemeinde geben und dadurch den rechten Missionseifer wecken zu können.“¹⁾ Gewiß zwei berechnete Limitationen, die nur der blinde Eifer von der Hand weisen wird. Es ist ja selbstverständlich ein Ding, zwar nicht der Unmöglichkeit aber der Unnatürlichkeit, um nicht mit Ebrard zu sagen der Lächerlichkeit, daß ein sonst auch wissenschaftlich noch so tüchtig gebildeter Mann Theorien resp. Methoden über eine Thätigkeit aufstellt, die er nur obiter kennt, das giebt a priori Constructionen, wie sie neuerdings z. B. Buß²⁾ geliefert hat, über die jeder Sachkundige befremdlich den Kopf schüttelt. Nicht bloß um Missionsgeschichte, sondern erst recht um Missionstheorie zu dociren muß man eine gründliche Kenntniß der Sache sich erworben haben, wenn es auch nicht gerade unerläßlich nöthig ist, daß man selbst Missionar gewesen. Nun wird es ja freilich nicht zu viel verlangt sein, wenn man einem Professor der Theologie diese Kenntniß zumuthet — allein seien wir billig: bei dem stetigen Wachsthum nicht bloß des Missionswerks, sondern auch der einzelnen theologischen Disciplinen, die ein Professor zu vertreten hat, übersteigt es vielfach die Kraft eines Menschen mehrere Dinge zugleich gründlich zu verstehen und ultra posse nemo — auch kein Professor theologiae — obligatur. Es ist daher natürlich, daß zuvor Fachmänner das Gebiet der Missionstheorie oder der Evangelistik ihrerseits umfassender anbauen, als bis jetzt geschehen ist, bevor in bedeutendem Umfange seine Eingliederung in die praktische Theologie obligatorisch gemacht werden kann.

Aber auch der zweite von Ebrard geltend gemachte Grund hat eine theilweise Berechtigung. Wie die Sachen thatsächlich bei uns liegen, ist es

¹⁾ A. a. O. S. 190.

²⁾ Siehe Allg. Miss.-Zeitschr. 1876. S. 416 ff.

daran trägt zweifellos die Universität einen großen Theil der Schuld.¹⁾ Wird aber hier nicht bloß durch Pflege der Missionsgeschichte und Klarstellung der Missionsgedanken der Schrift ein solider Grund gelegt, sondern auch durch systematische Orientirung über die Ziele und Wege der Missionsarbeit zu einem sichern Verständniß derselben geholfen, so ist für das weitere Studium ein geöffneter Auge und für die eigne Urtheilsbildung wenigstens einiger Anhalt gegeben. Je mehr Verständniß für eine Sache, desto größer auch die Fähigkeit und die Lust zur Arbeit für sie. Nicht selten ist ungenügende Erkenntniß der Grund der Trägheit und wo die Treue die Trägheit überwindet, würde die Leistung eine weit weniger mühsame und den Arbeiter selbst viel befriedigendere sein, wenn von Haus, d. h. von der Universität aus ein festes *δὸς μοι πού στω* vorhanden wäre.²⁾

Es ist aber noch ein anderer, specifisch praktischer Gesichtspunkt, unter dem der Mission in der praktischen Theologie gedacht werden muß. Die Heidenmission hat ihre Hauptwurzeln — wenigstens zur Zeit noch — in der heimischen Kirche. Soll sie wachsen und gedeihen, so braucht sie hier Freunde, Arbeiter, Väter, Geber. Diese zu gewinnen, zu erhalten, zu mehren hängt wesentlich von der Thätigkeit der Pastoren ab. Natürlich werden die Leiter der Missionsgesellschaften — und die Lehrer an den Missionsanstalten auch nach dieser Seite hin thun, was sie können, aber bei der Beschränktheit ihrer Zahl und Zeit sind sie, etwa außer ihrer literarischen Thätigkeit, doch immer nur in einem geringen Maße zur Beeinflussung der heimischen Missionskreise im Stande. Ihre Hauptagenten müssen die Diener der Kirche selbst sein. Wol bietet die Förderung der Heidenmission in der Heimath auch Laienkräften ein großes und gesegnetes Arbeitsfeld und was wollten wir lieber, als daß aller Orten solche Kräfte sich mächtig regten; aber damit sie sich regen, wird das nicht wesentlich von den Pastoren abhängen und wer soll dann das Werk thun, wo sie (die Laienkräfte) schlafen? Wo geistliches Leben,

¹⁾ Mit großem Nachdruck erinnert auch Buß a. a. O. S. 31 die Universitäten an ihre Versäumniß.

²⁾ Wahrscheinlich von diesen Gesichtspunkten ausgehend hat man an dem Union Theological Seminary der Presbyterianer zu New-York dem Professor der Pastoraltheologie und Kirchenleitung (zur Zeit Dr. Prentiss) auch die wissenschaftliche Behandlung des Missionswerkes übertragen. Es war eine merkwürdige Fügung, daß Prof. Chriestlieb bei einem Besuch des Seminars die Vorlesungen über das Letztere, zu einer englischen es tempore Rede gepreßt, eröffnen mußte. Hiernach ist zu berichtigen, was Plath a. a. O. S. 23 bemerkt.

land ¹⁾ — die Universitäten zur Zeit einen verschwindend geringen Prozentsatz von Missionaren. Soweit ich mich zu informiren vermocht find unter den 509 im Dienste deutscher Missions-Gesellschaften stehenden Missionaren nur 25 universitätlich gebildete Theologen, von denen noch dazu 15 allein auf die Leipziger M.-G. kommen, welche grundsätzlich nur „Theologen“ aussendet. Trägt an dieser beschämenden Statistik die Universität nicht selbst einen sehr bedeutenden Theil der Schuld, da sie durch Ignorirung oder stiefmütterliche Behandlung oder unliebsame Kritik der Mission es unterlassen hat die studirende Jugend für dieselbe zu begeistern? Ich theile die von Dr. Graul mit so großer Energie verfochtene und von der Leipziger M.-G. praktisch adoptirte Anschauung durchaus nicht, daß wir in den Missionsdienst nur universitätlich gebildete Theologen stellen sollen. Die Geschichte liefert überzeugend den Beweis, daß auch viele nicht universitätlich gebildete Missionare praktisch wie wissenschaftlich Hervorragendes geleistet haben und daß die akademisch gebildeten Theologen keineswegs im größten Segen stehen. Dennoch muß ich es als ein anomalon bezeichnen, daß so wenig eigentliche Theologen in den Missionsdienst treten. Wollen wir diesen Mißstand verewigen? Je weiter sich die Mission ausdehnt, je mehr sie in das Stadium literarischer Thätigkeit und der Kirchenbildung tritt, je nothwendiger die Organisation und Selbständigstellung der heidenchristlichen Gemeinden und die theologische Bildung eines eingebornen geistlichen Arbeiterstandes wird, desto größer ist das Bedürfniß nach Männern, die mit einem gesunden praktischen Sinn und einem freien, weiten Blick eine tüchtige wissenschaftliche Bildung verbinden. Man sage doch ja nicht solche Männer müsse man im Vaterlande behalten, sie der Mission zu gewinnen sei eine Verfehlung des Berufes, den die Universität habe. Wie? Sind unsere Universitäten Pflegstätten des nationalen und kirchlichen Particularismus? Dient die Uni-

¹⁾ In Amerika und England steht das Verhältniß weit günstiger. Soweit ich mich habe informiren können, sind sämtliche Missionare des Bostoner Board auf den theologischen Seminaren gebildete Leute, haben also mit den heimischen Pastoren ganz denselben Bildungsgang durchgemacht. Bei den Presbyterianern und Baptisten ist vermuthlich ganz dasselbe der Fall. — Die schottische Freikirche scheint auch ihre sämtlichen Missionare von ihrem Theol. college zu entnehmen, wahrscheinlich auch die United Presbyterians. Mehr oder weniger werden wol sämtliche freikirchliche Missions-Gesellschaften dieselbe Praxis befolgen. Im Dienste der Church M. S. stehen zur Zeit unter den 208 ordinirten europäischen Missionaren 47 akademisch gebildete Theologen. Und diese Zahl scheint sich in der neusten Zeit bedeutend zu mehren. Unter den 1876 aufgenommenen resp. ausgesandten 55 Missionsarbeitern waren 11 Theologen.

von diesem Schein nicht bloß Licht, sondern auch Wärme aus, so ¹⁾ gehört es gewiß nicht in das Reich der Träume sich der Hoffnung hinzugeben, daß auch die deutschen Universitäten ein größeres Contingent als bisher zu den Männern stellen werden, welche das Reich Gottes unter den Heiden bauen. (Schluß folgt.)

Die Jesuiten in der Heiden-Mission.

Von A. Petri, Pastor zu Pabligar.

I.

Von Stiftung des Ordens an bis zu seiner Aufhebung i. J. 1773.

1. Orientirende Blicke in das Leben der beiden Hauptstifter des Ordens (Ignaz Loyola und Franz Xavier) sowie in die Verfassung desselben.

In einem der vom „Deutschen Merkur“ veröffentlichten Briefe²⁾ des am 9. August 1874 verstorbenen ehemaligen Vatikan-Archivars Vater A. Theiner an den Stiftspropst von Doellinger, d. Rom. Vatikan, 28. April 1867, lesen wir unter Anderem folgende, für unsere Aufgabe bedeutungsvollen Worte:³⁾

„Die Mission ad externos, welche Katholiken wie Protestanten bisher als die größten Glanzseiten der Jesuiten betrachteten,⁴⁾ sind gerade ihre größten Schattenseiten — Es ist dies ein, durch hundert und hundert Kunstgriffe errungener, oder besser den Gläubigen aufgedrungener, usurpirter Ruhm — Hier wie im Unterricht müssen einmal die Jesuiten ohne Rücksicht, aber auch zugleich ohne Leidenschaft aus dem Sattel gehoben werden.“

¹⁾ Soweit mir bekannt verdankt nur Eine große M.-G., der Amerikanische Board, seine Entstehung der von einem theologischen Seminar gegebenen Anregung und auch in diesem Falle war es eine von außen in die Anstalt gedrungene Bewegung, welche den Anstoß gab (Ev. Miss. Mag. N. a. D. 297 ff.). Daß Reander und Tholuck sich mit unter den Gründern der Berliner M.-G. finden, kann man nicht der Universität zum Verdienst anrechnen.

²⁾ Durch Prof. Friedrich in München amtlich und wissenschaftlich als ächt constatirt. Neue Evgl. Kirch. Z. 1875, Nr. 11, S. 170.

³⁾ Norddeutsche Allgem. Zeitung, vom 25. Febr. 1875, 2. Blatt.

⁴⁾ cfr. Dr. Kury: Lehrbuch der Kirchengeschichte 4. Aufl. S. 149, 2: „Verhältnißmäßig am lautersten war die sehr bedeutende Wirksamkeit des Ordens in der Mission unter den Heiden“.

der Heiden zog sie aus. Franz Xavier, eine mit großen natürlichen Gaben und hohen sittlichen Eigenschaften geschmückte Persönlichkeit, neben Loyola als der größte Heilige des Ordens gefeiert und wie dessen zweiter Stifter betrachtet, nahm fromm begeistert — seinen Weg nach Indien, während die Hauptkraft des Ordens den Aufgaben in Europa zugewendet wurde.“

Was denselben aber vor allen andern geistlichen Orden auszeichnet, ist nicht nur seine ganz militairische Organisation, sondern vielmehr seine besondere Stellung zum Papst.

Zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, der Armuth (im Sinne der Bettelorden genommen! cfr. Huber, S. 39) und des Gehorsams hatte nämlich die „Gesellschaft Jesu“ in ihrer Supplik an den Papst noch als viertes hinzugefügt:

„Ihr Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen, unter dem Kreuzeshanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen Stellvertreter auf Erden, zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seelen und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in welche Länder er sie immer senden möchte, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, so weit es in ihren Kräften läge, Folge zu leisten gehalten sein wollten.“¹⁾

Dieses vierte Gelübde verpflichtet demnach zum besonderen Gehorsam gegen den Papst für die Mission sowohl bei den „Ungläubigen“ wie bei den Regern. Wünscht daher der Papst einen Missionar, so wendet er sich an den General, welcher wieder den Provinzial um die geeigneten Männer befragt.²⁾ So sind sie gegen alle weltlichen Machthaber wie auch gegen die Bischöfe zu unantastbarer Selbständigkeit erhoben. Allein nach der Bulle Paul's III. vom J. 1543 und noch weitere Bullen aus den Jahren 1549, 1582 und 1684, ist selbst die Unterwerfung unter den Papst illusorisch, denn hiernach dürfen die Jesuiten ihre alten Gesetze den Umständen der Zeit und des Ortes gemäß abändern und sich neue geben, ohne den Papst auch nur zu fragen! Selbst das Gelübde des unbedingten Gehorsams für die Mission konnte der General bis zu einem gewissen Grade illusorisch machen, da der Papst dieselben zwar hinschicken konnte, wohin er wollte, der General aber, wenn es ihm beliebte, sie wieder zurückzurufen berechtigt war! Während ferner der Papst ohne Zustimmung des Generals kein Mitglied aus dem Orden zu befreien vermochte,

¹⁾ Huber, S. 7.

²⁾ Huber, S. 74: „Wenn die Professoren der 4 Gelübde vielleicht den 50. Theil von der Gesamtzahl der Ordensmitglieder ausmachen, so die Missionare erst den hundertsten.“

„Franz Xavier“ — sagt Huber (S. 186 ff.) — „eröffnete von Goa aus die Missionen. Mit Unterstützung der portugiesischen Regierung¹⁾ und auch mit Anwendung gewalthätiger Maßregeln²⁾ gewann er Hunderttausende³⁾ für das Christenthum. So rasche Belehrungen können der Natur der Sache nach nicht auf Ueberzeugung beruhen, sondern mußten oberflächlich und scheinbar sein; aber es hat zu allen Zeiten der papistischen Propaganda schon das äußerliche Bekenntniß genügt. In seiner Heimath selbst hatte Xavier solche Beispiele vor sich. Als die Moriskos im Königreich Valencia sich endlich im Jahre 1526, um nicht auswandern zu müssen, kraft königlichen Befehls zur Taufe verstanden, wurden sie, welche in der Hauptstadt allein 26,000 Häuser besaßen, wegen ihrer großen Menge wie eine Heerde blos durch Besprengung getauft, so daß nachher viele von ihnen behaupteten, sie seien, da sie im Momente der Besprengung den Kopf gebückt, vom Taufwasser gar nicht berührt worden; denn, wie der Bischof Sandoval bemerkt, unter den Hunderttausenden waren nicht sechs, die aufrichtig Christen werden wollten.“

Daß übrigens von den „Hunderttausenden,“ welche Xavier zu Christen gemacht haben will (Franz X. von Benn und S. S. 137. 139. 150

Dr. W. Hoffmann, Wiesbaden, Jul. Niedner, 1869.“ II. Buch, S. 116 und „Missionsfreund“, 1875, Nr. 11, S. 163 ff.

¹⁾ Versehen mit einem Generalbefehl des Königs an alle seine Beamten in den überseeischen Besitzungen, für X.'s und seiner Begleiter Bedürfnisse bestens zu sorgen, ja, zusammen auf einem Schiffe mit dem Vicelkönig von Indien, schreibt Xavier, vom Papst zum „Nuntius in der neuen Welt“ ernannt, im Begriff Europa zu verlassen: „Wir nehmen Abschied, beladen mit Gunstbezeugungen — — Ich rede davon nicht, um mit Ehre und Vortheilen zu prunken, sondern um zu zeigen, wie viel Hülfe bei der Belehrungsarbeit wir uns von der höchsten Stelle in Indien aus versprechen dürfen — — Man sagt uns, aus genauer Bekanntschaft mit Indien, daß die Einwohner die Religion Christi annehmen werden, so bald sie Männer wie uns zu Lehrern und Führern bekommen.“ cfr. „Franz Xavier“ von Benn und Hoffmann, II. Buch S. 126.

²⁾ In Goa, wo Xavier, anstatt lauter Heiden zu finden, die er belehren sollte, wie er meinte, fast nur Christen fand, die von Franziskanern gepflegt wurden, brachte er diese Mission kraft seines mächtigen Rückhalts in die Hände der Jesuiten — seine erste That auf dem Missionsfelde, die ihm den Namen eines „Apostels“ wahrlich nicht hat verschaffen können! — Im Lande des Königs von Jassnapatam hoffte er mit Hülfe einer militairischen Expedition „leicht 100,000 Menschen für die Kirche Christi zu gewinnen“ (Franz X. von Benn und S. S. 130. 132. 154.). — Sehr bezeichnend ist auch, was Dr. Geddes, der in Lissabon die Geschichte der portugiesischen Missionen gründlich durchforscht und beschrieben hat, in seiner Kirchengeschichte Aethiopiens sagt: „Die Jesuiten waren alle der Ansicht wie der große „Apostel Indiens,“ Franz Xavier, daß ohne Musketen kein Missionar haltbare Belehrungen machen könne.“ Und nach Lavalette soll Xavier oft gesagt haben: so lange man ihnen (d. h. den Heiden in Indien) die Musquete nicht vorhalte, ließen sich keine rechten Christen erzielen. (Steinmeyer, History of the Jesuits. London 1848. I. 437.)

³⁾ Wegen seines raschen Taufens — an einem Tage wollte er z. B. ein ganzes Dorf getauft und so bald 30 Dörfer belehrt haben — ist er übrigens rückhaltslos von Poyola getadelt worden. Ev. Miss.-Magazin 1868, S. 86.

der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind öffentlich zur Anbetung ausstellte. Das war bezeichnend für die ganze Mission! ¹⁾)

„Nicht die Predigt des lauteren Wortes Gottes, sondern die götzendienerische Aeußerlichkeit des jesuitischen Katholizismus war das Erste, was Japan vom Christenthum — nicht zu hören, sondern zu sehen bekam. In diesem Styl ging es weiter. Wenn Xavier selbst auch durch manche ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften und vor Allem durch seinen hingebenden Eifer ein wirklich großer Missionar genannt zu werden verdient, so war das System, welches er vertrat, eben doch mächtiger, als sein vielleicht äußerer persönlicher Einfluß.“ ²⁾)

Ueber Xavier's Thätigkeit in China sagt Venn und Hoffmann (S. 305):

„Er hat ja nur den Fuß auf chinesischem Boden gesetzt, um darauf zu sterben. Aber selbst dieses erste Aufsetzen hat wenigstens Eine Fußspur hinterlassen: Wir wissen, daß er durch Betrug und durch Bestechung eines Landesangehörigen sich einzuschleichen im Begriffe war, als ihn der Tod ereilte.“

Dennoch darf man gewiß sein inneres Leben nicht gering achten. „Er war oft so in das Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß oder auf die Kniee fallen und ausrufen konnte: „„O, Herr, genug, mehr als genug von Seelenwonnen““. Auch im Schlafe sollen ihm oft Gebetsseufzer entfahren sein wie der: „„O, Herr, o gütiger Jesu! O mein Schöpfer.““ ³⁾)

Die zehn „Wunder“ freilich, auf Grund deren er im Jahre 1662 zum „Heiligen“ erklärt wurde, ⁴⁾) sind gänzlich unerwiesen und einige der-

¹⁾) Oft und nicht ohne Grund ist behauptet worden, die Marienverehrung sei die eigentliche Religion der Jesuiten. „Jedenfalls bildet sie den Mittelpunkt und das fruchtbare Princip des krassen Aberglaubens, dem der Orden hingegeben ist u.“ Huber, S. 315. 321. 326. Ueber den Heiligencultus und Bilder- resp. Reliquiendienst sowie über den Kultus des Kreuzes, besonders S. 331 u. 337.

²⁾) Evgl. Missions-Magazin 1876, S. 35.

³⁾) Evgl. Missions-Magazin 1868, S. 44.

⁴⁾) „Dieselben Wunder (nämlich wie die von Ignaz Loyola erzählten) weiß das Jubiläums-Buch von Franz Xavier zu berichten und fügt nur noch hinzu, daß er in Zungen redete oder in einer redend doch von Verschiedenen verstanden werde, daß er das Meerwasser in süßes und trinkbares verwandelte und daß er die Sonne still stehen ließ.“ Huber, S. 235. — cfr.: „Die Lebensgeschichte des Apostels von Indien und Japan, Fr. X., von P. Bouhours (französl. Jesuit und Schriftsteller zur Zeit Ludwig XIV.) Dieselbe enthält angeblich viele Originalbriefe Xaviers und berichtet all die unglaublichen Dinge, welche schon zuvor in P. Lucena's portugiesischer und Turcellini's lateinischer Biographie, in P. Nierenberg's Claros Barones und Gusmann's „Geschichte von den Missionen der Väter der Ges. Jesu in Ostindien, Japan und China“ u. a. m. verherrlicht worden waren. Das Journal historique vom 1. März 1788 sagt von Bouhours und seiner Lebensbeschreibung X.'s: „In der Zeit, da er sie schrieb, erröthete das Genie

mannsburg ist die Bedingungen der Aufnahme und den Ernst eines solchen Schrittes diesen jungen Männern ohne Rückhalt vorzustellen. Daneben beweisen auch Briefe und Beiträge, sowie Bestellungen auf das Hermannsb. Missionsblatt aus allen Weltgegenden, daß unsere Mission theilnehmende Freunde fast überall da hat, wo erweckte deutsche lutherische Christengemeinden wohnen. Die häufigen Missionspredigten, welche Pastor Harms oder Missionare oder andre Missionsarbeiter aus Hermannsburg auf Missionsfesten in der Nähe und Ferne halten, und die Missionsstunden, wozu die reiferen Zöglinge allmonatlich von Hermannsburg nach vielen Orten im Lüneburgischen ausziehen, sind durchaus nicht solche selbsterwählte Mittel, durch welche etwa in methodistischer Art eine künstliche Begeisterung für die Mission erregt werden sollte. Wenn man in Hermannsburg sich nach der natürlichen Neigung richtete oder wenn man nur vor dem König des Himmelreichs und der Mission glaubte das verantworten zu können, so würden die dringenden Einladungen der Missionsfreunde häufiger abgelehnt als angenommen werden; aber auch in dieser Beziehung hat sich unsere Mission nicht nach selbstgemachten Plänen ihrer Vorsteher weiter ausgedehnt, sondern nach den Weisungen ihres obersten Direktors, des Herrn Christus, wogegen die eignen Neigungen oder Bedenken kein Recht haben, sich geltend zu machen. —

B. Die Ausdehnung der Hermannsb. Mission draußen in der Heidenwelt, die rasche Inangriffnahme neuer Gebiete, sowohl in Südafrika als auch in Indien und in Australien ist in derselben Weise veranlaßt wie die Ausdehnung daheim, nämlich durch gehorsame Befolgung solcher Weisungen, denen man sich in Hermannsb. nicht entziehen konnte. Solche Weisungen kamen theils aus dem stummen Hilferuf des heidnischen Elends, theils aus direkten dringenden Bitten, welche sowol aus angrenzenden Ländern als auch aus andern Welttheilen an die Hermannsburgische Mission gelangten.

a. In Afrika. 1) In der englischen Natalcolonie fanden unsere ersten Missionare ja gegen alle eigenen Pläne ihr Arbeitsfeld. Der Berliner Missionar Bosselt, welcher dort längst die Verhältnisse kannte, nahm sich unserer Missionare mit wahrhaft brüderlicher Liebe und Treue an und war ihnen behülflich einen Platz anzukaufen, auf welchem ihre erste Station Hermannsburg sehr passend angelegt wurde im Jahre 1853. Freilich war es eigentlich das Zululand, auf welches Bosselt unsere Missionare als ihre Hauptaufgabe hinwies. Daß aber in diesem völlig wilden Naturland der Zulus, dessen Sprache und Land unter seinem rohen tyran-

meinde bildet von 608 getauften Betschuanen, mit zwei Volksschulen für 189 Schulkinder. Hier sieht man die eingebornen Christen ordentlich Ackerbau und Handwerke treiben und in anständiger Kleidung gehn; hier arbeiten sie schon selbst an der Erhaltung ihrer Kirche und Schulen.¹⁾

Außerdem stehen noch mehrere Stationen bei diesem Volke in schöner Blüthe. Im Betschuanenvolke überhaupt, mit Einschluß der freien Bezirke, welche nicht von den holländischen Bauern unterworfen sind, hat unsere Mission (nach den Berichten von 1875) 18 Stationen mit 2200 Getauften.

3) In dem Königreiche der Zululaffern, welches nördlich von der Natalprovinz liegt, von derselben getrennt durch den Tugellafluß, sehen unsere afrikanischen Missionare wohl schon seit den ersten Rathschlägen des Missionars Bosselt ihre schwierigste Aufgabe, aber das Hauptziel ihrer Arbeit in Südafrika. Dazu haben auch Norwegische Missionare, welche schon früher sich im Zululande niedergelassen hatten, durch brüderliche Worte und Werke wesentlich beigetragen. So theilt z. B. unser Missionar Hohl im Jahre 1858 (Miss.-Bl. S. 67 —) einen herzlichen Brief des norwegischen Missionars Schreuder an ihn aus dem Zululande mit, worin es z. B. heißt.

„Ich komme grade zurück von einem Besuche bei König Umpanda. Er ist gegenwärtig außerordentlich günstig gestimmt für uns Missionare und unser Werk, und deshalb bitte und ermahne ich Sie in seinem Namen, kommen Sie jetzt so zahlreich als möglich in dies Land, um eine Missionsstation nach der andern zu errichten u.“

„Gott sei Dank, fügt unser Hohl hinzu, daß das volkreiche Zululand nun auch offen steht. Wir haben so oft mit einander davon gesprochen und berathen, auf welche Weise wir es wohl versuchen könnten, ins Zululand hinein zu kommen, haben aber bis jetzt noch nichts gethan und auch nichts thun können, als nur zum Heiland brünstig und immerdar gebetet, daß Er uns Thür und Thor aufthun wolle. Und nun gerade jetzt, da die Ankunft der neuen Brüder täglich erwartet wird, kommt so ganz unerwartet der Ruf an uns, wir sollen doch kommen u. Ist das nicht ein Ruf vom Herrn? Ich zweifle gar nicht daran. u.“

So wurde denn 1858, nachdem die zweite Sendung von Missionaren in Neuhermannsburg angekommen war und nachdem einer von ihnen, der Norweger Brydg, mit Hilfe seiner Landsleute im Zululande bei dem Könige Umpanda sich vorgestellt und die Erlaubniß geholt hatte für unsere Missionare, sich in seinem Lande niederzulassen, eine Station im Südzu-

¹⁾ Wie hier Kirchenzucht mit Erfolg gehandhabt wird und unter Gottes Segen überhaupt die geistliche Arbeit reiche Frucht schafft, beschreibt z. B. ein Bericht ihres Missionars im Hermannsb. Miss.-Blatt 1876, Märzheft S. 42—46. — cf. am Schluß dieses Berichts den sanften Tod eines solchen getauften Betschuanen. S. 46.

einer neuentdeckten, viel gerühmten Gegend, welche von Heiden bewohnt sein soll, eine ganz neue Missionsstation zu begründen auf einem großen Gebiet, welches die Colonialregierung dort für unsere Mission als Besitz angewiesen hat. — Ihre Reise mit großen Wagenzügen und Viehheerden durch die öde Wüste von einer Brunnenoase zur andern ist freilich eine schwere Glaubensprüfung gewesen, und sind mit ihren Heerden noch durch eine anhaltende ungewöhnliche Dürre immer zurückgehalten.

2. Nach Neuseeland riefen uns die dringenden Bitten eines Pastors, welcher früher von der norddeutschen Mission ausgesandt war und jetzt seinen Beruf unter den deutschen Colonistengemeinden gefunden hatte, aber die Missionspflicht für die eingebornen Maoris nicht vergessen konnte. Daß diese Maoris ein sehr aufgewecktes und für Christenthum empfängliches Volk sind, haben ja dort schon englische Missionare erfahren. Aber nachdem politische Wirren, ein blutiger Krieg und strenge Unterwerfung diesem Volke viel Mißtrauen gegen die Engländer eingeflößt hatte, so konnte Hermannsburg den Ruf nach deutschen Missionaren für dasselbe nicht abweisen, da solcher speziell zu uns kam, denn es standen grade noch einige neue Missionare bereit, welche auf den alten Missionsgebieten nicht erfordert wurden. Es sind daher im November 1875 3 Missionare mit einem Segelschiff nach Neuseeland abgegangen, und haben dort in Nelson freundliche Aufnahme bei Deutschen und Engländern gefunden und eine offene Thür bei den Maoris.

d. In Nordamerika hat Hermannsburg freilich keine Heidenmission begonnen, aber eine ziemliche Anzahl seiner Zöglinge dorthin gesandt, um unter den deutschen Auswanderern die evangelisch-lutherische Kirche dort bauen zu helfen. Das sind nicht immer solche Zöglinge, welche sich selbst von Anfang an für diesen Kirchendienst in Amerika bestimmt hatten oder vielleicht wegen einer körperlichen Schwäche oder sonstigen Ungeeignetheit vom Dienst der Heidenmission abgewiesen waren. Wenn aber in Hermannsburg einem Zögling, der sich zum eigentlichen Heidenmissionar ausbilden ließ, schließlich angekündigt wird, daß er nach Amerika gesandt werden solle und also sehr bald Pastor bei den Deutschen dort sein werde, so pflegt das nicht Freude zu erregen, sondern tiefe Trauer.

Zum Schluß erlaube ich mir noch eine Bemerkung über die zwei neuen Missionsprojekte, welche neulich in dem Hermannsburger Missionsblatt genannt sind, nemlich nach Japan und nach den Gallas. Nach Japan hat der Ruf eines älteren Missionars die Augen von Hermannsburg gelenkt, aber man ist neuerdings davon zurückgekommen. Die Gallas

nahe an 1300 Jahre gedauert hat, bis wir den jetzigen Stand unserer Civilisation erreicht haben, wie können wir erwarten, die übrige Welt wie durch ein Wunder zu christianisiren, ohne den Aufwand von Zeit, Ausdauer und Thätigkeit, der in unserm eignen Lande nöthig war? Kein großes und dauerndes Werk ist je in einer kurzen Spanne Zeit vollführt worden. Alle harten Hölzer brauchen lange Zeit ehe sie auswachsen und wenn wir das Leben durchgehen, sehen wir, daß nichts dauernd Gutes im Handumdrehen geschehen ist. Ich habe einige Kenntniß von dem, was man den großen Wald des Heidenthums nennt, und ich kann Sie versichern, daß es ein großer Irrthum ist, sich unter den Wilden lauter Idioten vorzustellen oder zu denken, sie gehörten in ein Narrenhaus. Wenn Jemand von Ihnen Gelegenheit haben sollte, mit einem von denselben zu verkehren, so wird er finden, daß er ebenso scharfsinnig ist wie ein Yorkshireman — und das will viel sagen.“

Sehr überraschend ist nun aber der Schluß, den der Pascha hieraus zieht. Er fährt nämlich also fort: „Diejenigen, welche zu ihrer Belehrung ausgesendet werden, sollten daher Leute sein, welche in ihrem Vaterlande einiges Ansehen und Einfluß haben. Aber ich bin mit welchen zusammengetroffen — sie waren natürlich nicht von der Ausbreitungs-G. — die wol von den besten Intentionen beseelt waren, die Wilden zu belehren, die jedoch in ihrem eignen Lande ohne bedeutenden Einfluß gewesen sein würden. Sinegen muß ich bekennen, daß die Glieder dieser (P. G. S.) Gesellschaft, die ich getroffen habe, taugliche Männer waren, die nur durch Einen Beweggrund in Thätigkeit gesetzt wurde: ihr Bestes zu thun. — Man hat mich oft beschuldigt, ich sei ein Gegner der Mission. Dem ist aber nicht also. Ich liebe es nur nicht einzelne Individuen zu sehen, die nicht durch eine Organisation gestützt sind (individuals unsupported by any organisation), die durch die Welt reisen, sich Pauli nennen und sich einbilden, daß sie etwas Gutes thun.“ Sie thun aber nichts Gutes, sie richten nur Schaden (harm) an. Aber ich billige und unterstütze mit Freuden das Werk dieser Gesellschaft und ich erkenne, daß eine Organisation für das Missionswerk absolut nothwendig ist und daß nur von einer großen Gesellschaft gleich dieser ein segensreicher Erfolg erwartet werden kann.“

Diese Urtheile und Rathschläge des Pascha, den überhaupt unter den Missionsapologeten, ja Missionsfestrednern zu finden, uns in einiges Erstaunen gesetzt hat, müssen wir aber — ohne den angegriffnen englischen Missionsarbeitern vorzugreifen — unsrerseits mit einigen Randglossen versehen.

1) Natürlich wünschten auch wir in den Reihen der Missionare gern Männer zu sehen, die auch in ihrem Vaterlande etwas gelten (of some weight in their own country). Aber wenn sich solche nun nicht oder doch nur selten finden? Soll dann die Mission lieber unterlassen werden? Waren die Apostel Männer of some weight in their own country? Und was Paulus betrifft — man lese doch z. B. nur die Corintherbriefe, welches Gewicht er selbst auf sein Ansehen legt, das er einst unter den Pharisäern genossen, deß ganz zu geschweigen, welches Gewicht die Heiden darauf legten, unter denen er missionirte. Der Herr Pascha scheint nicht sehr zu Hause zu sein in der Missionsgeschichte, sonst müßte er wissen, daß die meisten Missionare, die viel ausgerichtet, von Haus aus wenig angesehene Leute gewesen und erst durch das, was sie unter den Heiden gethan auch in ihrem Vaterlande einen Namen bekommen haben. Es ist auch gar nicht recht einzusehen, was besonders unter den Wilden, von denen doch Sir Samuel hier speciell redet, dem Missionar das Ansehen nützen soll, das er zu Haus genießt. Der vielgereifte Pascha muß doch wissen, daß die Wilden

3) Uns wundert, daß das Organ der Ausbreitungs-Gesellschaft, wenn es die qu. Rede einmal abdruckt, das ihr vor jeder andern Mission gespendete Lob, als thue nur sie eine gesegnete Arbeit, einfach acceptirt und kein Wort der Limitation, kein Wort der Gerechtigkeit gegen andre Missions-Gesellschaften dazu setzt. Wir könnten manch Wort der Klage gerade gegen die P. G. S. erheben, z. B. daß sie durch Eindringung in fremde Gebiete viel Schaden anrichtet, aber wir lassen das und bleiben bei dem Ausdruck unseres Befremdens über die unlimitirte Annahme des Selbstlobs. Oder haben wir in demselben nur eine Höflichkeit des Redners zu sehen? ¹⁾ Nun — wir können uns nicht helfen, diese Höflichkeit scheint uns Deutschen wenigstens — denen die transkanalischen Bettern allerdings etwas derbe Sitten vorwerfen — über das Maß des christlich Erlaubten hinauszugehen. Freilich ist es nicht die Ausbreitungs-Gesellschaft allein, welche uns hier zu einer Kritik nöthigt. Es scheint fast allgemeine Mode zu werden unter den Missionsfreunden englischer Zunge in Rede und Schrift als *epitheta ornantia* für die Missionsarbeiter sich solcher Superlative zu bedienen, welche kaum noch einer Steigerung fähig sind. Wir wollen keine Blumenlese aus den Missionsreden bringen, die im Weihrauchopfer oft Unglaubliches leisten und den Gegnern der Mission nur zu gegründeten Stoff zum Angriff liefern, sondern uns nur auf ein uns augenblicklich gerade vorliegendes Buch beschränken, nämlich auf das so viel gelobte und nach deutschen Begriffen doch so wenig gründliche und zuverlässige Buch Sherrings: *The history of Protestant Missions in India, from their commencement in 1706 to 1871* (London, Trübner & Co. 1775) — wie vollgestopft ist es von überschwänglichem Lob auf die Personen der Missionare! Eminent, excellent, large hearted, self denying, of great devotion etc. sind ganz gewöhnliche Bezeichnungen; a man of great originality and power of untiring zeal, and of hightoned spirituality, a man of very superior gifts, intellectual and moral, a man of refined taste and excellent scholarship und ähnliche Charakteristiken gehen durch das ganze Buch. Nur ein Exempel aus vielen: The list of great and honoured names of those, who have thus (Punjab) laboured is too large for me to attempt to mention it. Yet before all others, certain names present themselves which is impossible to pass by. The saintly

zen äußere Symbole (signs) geben, welche diese anbeten. So habe er in einer Kapelle — wo wird nicht gesagt — ein Bild Christi neben Statuen Buddhas gefunden und auf sein Befragen erfahren, daß in Abwesenheit des Missionars die Leute die letzteren aufgestellt. „Das zeigt — fährt er dann fort — die Nothwendigkeit großer Organisationen und Gesellschaften wie der P. G. S. und die Unfruchtbarkeit individueller Anstrengungen.“ Als ob die römische Mission nicht die großartigste Organisation wäre! Man sieht: Missionsmethodik ist jedenfalls die Stärke Sir Samuels nicht.

¹⁾ Mit großer Höflichkeit — oder sollen wir sagen Galanterie? — schließt auch Sir Samuel. Nach ihm sprach nämlich Bischof Wilkinson den der Chairman also einführte: „Ich ergreife diese Gelegenheit um an die Dienste zu erinnern, welche die englischen Frauen gethan. Wir wissen, daß eine ganze Menge fein erzogener Damen mit ihren Gatten in den Missionsberuf eingetreten sind und ich glaube, daß die Exempel, die sie durch die Erziehung ihrer Kinder und durch die Pflege der Kranken gegeben, noch mehr Gutes bewirkt haben als die Missionare selbst. Wir wissen, daß Bischof Wilkinson bei seinem Werk in Afrika von seiner Gattin begleitet war — und wir können uns vorstellen, was für ein Beispiel sie gegeben hat.“

dem Bedeutendsten zugerechnet werden muß, was bis jetzt über jenes Inselreich geschrieben worden ist: *The Mikados Empire. Book I, history of Japan from 660 B. Cto. 1872 A. D. Book. II, personal experiences, observations and studies in Japan 1870—74* (New-York, Harper und Brothers, 1876). Wir behalten uns ein eigentliches Eingehen auf das Buch für einen spätern größeren Artikel über Japan vor, dieses Ortes nur mittheilend was der Verfasser über die Missionare in Japan, die Gerüchte, durch die sie gehen müssen, ihr Werk und die Zukunft desselben sagt.

„Missionare finden sich in Yokohama reichlich, beschäftigt mit dem Unterricht der Jugend und der Belehrung der Erwachsenen zu den verschiedenen Formen der christlichen Religion. Es ist aber bemerkenswerth, den Unterschied hervorzuheben, der in den Ansichten über Missionare auf den entgegengesetzten Seiten des Oceans herrscht. Kommt man eben aus der Atmosphäre der Kirche, der Sonntagschulen und anderer religiösen Vereine und Thätigkeiten, so erscheint der Missionar den Meisten noch ein höheres Wesen, das alle Ehre und Hochachtung verdient.*) Landet man dann in asiatischen Häfen, so hört man zu hoher Verwunderung, daß die Missionare durch die Bank „schlechte Gatten, Flucher, Lügner, Betrüger, Heuchler, Speculanten“ &c. seien. Man hört, daß sie eine ganz niedrige sociale Stellung einnehmen, daß sie von den „Kaufleuten“ und der guten Gesellschaft überhaupt verachtet sind. Gewisse Zeitungen lieben nichts so sehr, als irgend ein Gerücht oder einen Klatsch gegen Männer aufzuschnappen, von denen weder Pulver noch Reitpeitsche zu fürchten ist. Sieht man alte Jahrgänge solcher Zeitungen durch, so wird man an eine Insektensammlung erinnert, darin alle Exemplare auf Stecknadeln gespießt sind, oder an das Magazin jenes Neuseeländer Kaufmanns, wo „eingepödelte Missionare“ zu haben waren. Die interessantesten Kümppfungen schöner Frauennasen lassen sich sehen, wenn das Gespräch auf den abgenutzten Punkt von Missionsstandalen übergeht. Etwas wie Kannibalismus regt sich hier, sobald der Missionar auf die Tafel getragen und sein guter Name verzehrt wird. Wenn nun der Neugelandete so plötzlich mit hohen Herrschaften und ihren überraschenden Ansichten in Berührung kommt, fügt er sich entweder der herrschenden Mode und nimmt unbesehen dieselben Vorurtheile an, oder er macht sich daran, gründlich zu untersuchen, was etwa Wahres an all dem Gerede sein möge, und trägt dann gewöhnlich die Ueberzeugung davon, da gewisse Leute ungeheuer leicht an Lügen glauben. kaum der Hundertste von allen, die sich so lustig und frei über Missionare unterhalten, wird sich gestehen, daß diese Männer auch Anspruch auf menschliches Mitgefühl haben oder ihnen mit der Unparteilichkeit entgegentreten, die wir jedem Menschen schulden. Geschäftsleute wie Vergnügungsjäger, sie alle sind außer Stand, des Missionars Leben, Arbeit oder Ziel zu verstehen; weder denken sie an das letzte und vielleicht wichtigste Gebot des Gründers des Christenthums, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, noch können sie die Anstrengungen würdigen, die gemacht werden, es auszuführen.

„Und doch ist zum Glück unbestritten, daß von Allem, was für die Civilisation Japans gethan worden ist, das Beste, gewissenhaftest, wenn auch in aller Stille, Durchgeführte von Missionaren geschah. Sie waren die ersten Lehrer, sie auch die ersten Rathgeber, deren Winke von Japanern nachgesucht und befolgt wurden; die ersten und reifsten Früchte ernster Sprachstudien waren und sind Arbeiten von Missionaren. Was

*) Ein Deutscher kann freilich das nicht schreiben, cf. den citirten Artikel der „Gartenlaube“.

dem Bedeutendsten zugerechnet werden muß, was bis jetzt über jenes Inselreich geschrieben worden ist: *The Mikados Empire. Book I, history of Japan from 660 B. Cto. 1872 A. D. Book. II, personal experiences, observations and studies in Japan 1870—74* (New - York, Harper und Brothers, 1876). Wir behalten uns ein eigentliches Eingehen auf das Buch für einen spätern größeren Artikel über Japan vor, dieses Ortes nur mittheilend was der Verfasser über die Missionare in Japan, die Gerüchte, durch die sie gehen müssen, ihr Werk und die Zukunft desselben sagt.

„Missionare finden sich in Yokohama reichlich, beschäftigt mit dem Unterricht der Jugend und der Belehrung der Erwachsenen zu den verschiedenen Formen der christlichen Religion. Es ist aber bemerkenswerth, den Unterschied hervorzuheben, der in den Ansichten über Missionare auf den entgegengesetzten Seiten des Oceans herrscht. Kommt man eben aus der Atmosphäre der Kirche, der Sonntagschulen und anderer religiösen Vereine und Thätigkeiten, so erscheint der Missionar den Meisten noch ein höheres Wesen, das alle Ehre und Hochachtung verdient.*) Landet man dann in asiatischen Häfen, so hört man zu hoher Bewunderung, daß die Missionare durch die Bank „schlechte Gatten, Flucher, Lügner, Betrüger, Heuchler, Speculanten“ u. seien. Man hört, daß sie eine ganz niedrige sociale Stellung einnehmen, daß sie von den „Kaufleuten“ und der guten Gesellschaft überhaupt verachtet sind. Gewisse Zeitungen lieben nichts so sehr, als irgend ein Gerücht oder einen Klatsch gegen Männer aufzuschnappen, von denen weder Pulver noch Reitpeitsche zu fürchten ist. Sieht man alte Jahrgänge solcher Zeitungen durch, so wird man an eine Insektensammlung erinnert, darin alle Exemplare auf Stednadeln gespiest sind, oder an das Magazin jenes Neuseeländer Kaufmanns, wo „eingepöckelte Missionare“ zu haben waren. Die interessantesten Klümpfungen schöner Frauennasen lassen sich sehen, wenn das Gespräch auf den abgenutzten Punkt von Missionsstandalen übergeht. Etwas wie Kannibalismus regt sich hier, sobald der Missionar auf die Tafel getragen und sein guter Name verzehrt wird. Wenn nun der Neugelandete so plötzlich mit hohen Herrschaften und ihren überraschenden Ansichten in Berührung kommt, fügt er sich entweder der herrschenden Mode und nimmt unbesehen dieselben Vorurtheile an, oder er macht sich daran, gründlich zu untersuchen, was etwa Wahres an all dem Gerede sein möge, und trägt dann gewöhnlich die Ueberzeugung davon, da gewisse Leute ungeheuer leicht an Lügen glauben. Raum der Hundertste von allen, die sich so lustig und frei über Missionare unterhalten, wird sich gestehen, daß diese Männer auch Anspruch auf menschliches Mitgefühl haben oder ihnen mit der Unparteilichkeit entgegentreten, die wir jedem Menschen schulden. Geschäftsleute wie Vergnügungsjäger, sie alle sind außer Stand, des Missionars Leben, Arbeit oder Ziel zu verstehen; weder denken sie an das letzte und vielleicht wichtigste Gebot des Gründers des Christenthums, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, noch können sie die Anstrengungen würdigen, die gemacht werden, es auszuführen.

„Und doch ist zum Glück unbestritten, daß von Allem, was für die Civilisation Japans gethan worden ist, das Beste, gewissenhaftest, wenn auch in aller Stille, Durchgeführte von Missionaren geschah. Sie waren die ersten Lehrer, sie auch die ersten Rathgeber, deren Winke von Japanern nachgesucht und befolgt wurden; die ersten und reifsten Früchte ernster Sprachstudien waren und sind Arbeiten von Missionaren. Was

*) Ein Deutscher kann freilich das nicht schreiben, cf. den citirten Artikel der „Gartenlaube“.

Kirche berichtet, daß es in Japan 3000 „orthodoxe“ Christen gebe und daß in Schule und Literatur tüchtig und mit Erfolg gearbeitet werde (Indop. 25. Jan. 1877).

Von den Sandwich-Inseln kommen nicht eben erfreuliche Nachrichten. Die dortige Bevölkerung wird immer mißtrauischer gegen die Weißen, die ihnen so wenig Gutes thun; die Literatur, sonderlich die Zeitungs-Literatur übt einen demoralisirenden Einfluß; die eingebornen Pastoren benehmen sich den fremden gegenüber hochmüthig und sind zum Theil ihrem Berufe nicht gewachsen; die Disciplin ist lax und die Trunkenheit mehrt sich — freilich dies alles unter dem schädlichen Einflusse der weißen Eindringlinge. Voller Kirchenglieder zählten die evangelischen zur Hawaiian Evang. Association gehörigen Gemeinden 8,033, die für ihre kirchlichen Bedürfnisse 88000 Ml. aufbrachten, von denen 16000 Ml. für die Mission in Mikronesien verwendet werden (Miss. Herald 1876 S. 409 f.). —

In Neu-Guinea, wo die Londoner und Neu-Britanien, wo die Wesleyaner eine Mission begonnen, schreitet das Werk ungehindert vorwärts. Werfen wir zuerst einen Blick auf Neu-Guinea. Mr. Macfarlane der Pionier der Mission hat mit dem Missionschiff Ellengowan zunächst eine weitere Untersuchungsreise unternommen, auf welcher er wieder wichtige geogr. Entdeckungen an der südöstlichen Küste der langen Peninsula, wohin die neue Missionsunternehmung gerichtet ist, gemacht, von denen auch das „Ausland“ (1876 S. 817 ff. cf. Chron. of the Lond. M. S. 1876 S. 206 ff.) eingehend Notiz nimmt. Später begab sich derselbe auf eine eigentliche Visitationstreife, gelegentlich deren wir erfahren, daß bereits 17 Stationen mit lauter eingebornen Evangelisten an beiden Seiten der Torresstraße besetzt sind. Diese Evangelisten haben durch Klima, Nahrungsnoth und Unfreundlichkeit der Bewohner — einer soll mit seiner Familie ermordet worden sein — theilweise nicht wenig zu leiden gehabt und war hier und da eine Dislocirung nothwendig geworden. Bis jetzt gab es auf allen diesen nun 4—5jährigen Stationen erst eine Kirche und noch keine Getauften, wohl aber Zuhörer oft bis hundert. Man beabsichtigt die Mission jetzt auch nach den China Straits auszudehnen (Chron. 1877 S. 12 ff.).

Auch Rev. Brown hat in Neu-Britanien Land und Leute kennen gelernt und wird demnächst ausführlich Bericht erstatten. Beweise des Kannibalismus der Bewohner fanden sich reichlich. Als Curiosum theilt er mit, die Eingebornen in Blanche Bay hätten ihn wiederholt versichert, daß in Kalili eine Race beschwänzter Menschen lebe (!), er habe aber natürlich keinen von ihnen zu sehen bekommen. Die Mission scheint festen Fuß gefaßt zu haben, die Lehrer sind überall freundlich aufgenommen worden und die Eingebornen bezeichnen sie als „die Leute, die Frieden bringen.“ Sechs Kapellen sind bereits gebaut, bei denen die Eingebornen sich hilfreich erwiesen (Wesl. Miss. Not. 1877 S. 17 ff.).

Für die Freundschafts-Inseln hat der König von Tonga zur Feier des 50jährigen Jubiläums des jetzt 82jährigen Missionars John Thomas, des Begründers der dortigen Mission, durch folgende Proclamation eine öffentliche Festlichkeit angeordnet: „In Folge des auf Mittwoch den 28. Juni (1876) fallenden Jahrestags der vor 50 Jahren geschehenen Ankunft des Rev J. Thomas, des Begründers der Wesl. Mission auf den Freundschaftsinseln und in Erwägung der vielen Segnungen, welche uns diese Mission gebracht und des Fortschrittes, den sie gemacht hat, gefällt es Sr. Majestät den 28. Juni zu einem öffentlichen Feiertage zu erklären. Alle Regierungsbureaus werden geschlossen bleiben und Seine Majestät wünscht, daß auch alle hier wohnenden fremden

Mitarbeiter, die Bahnbrecher der Mission in Englisch-Ostindien.“ Ein interessanter Gegenstand, leider ist die Behandlung etwas zu trocken gerathen.

Das Calwer Missions-Blatt hat seinen 50. Jahrgang in einem neuen Gewande, unter dem Titel einer „allg. illustrierten Missions-Zeitschrift“ angetreten. Zwar entsprechen die 3 ersten Nummern, welche bisher erschienen sind, diesem Titel noch keineswegs in dem Maße als wir es gern wünschten — aber aller Anfang ist schwer und da gegründete Hoffnung vorhanden, daß das Blatt in seiner neuen Gestalt unter den vorhandenen allg. populären Missionsblättern den ersten Rang einnehmen wird, so empfehlen wir seine Verbreitung dringend.

Es war durchaus nicht meine Absicht über diesen Gegenstand ein mehreres zu sagen, aber eine weder diskrete noch ganz correcte Mittheilung des „Missionsfreundes“ (N. 3, S. 48) über ein von mir selbst geplantes Project betreffend die Herausgabe eines volksthümlichen, illustrierten, allg. Missions-Blattes und die deshalb mit dem Vorstand der Berliner M. G. gepflogenen Correspondenz nöthigt mich jetzt, um Mißverständnisse zu vermeiden, doch zu einer kurzen Erklärung.

Auf der vorjährigen allg. Miss.-Conferenz zu Bremen proponirte ich behufs der Belebung des Missionssinns in weiteren Kreisen unseres Volkes die Herausgabe eines wirklich guten und populären Missions-Blattes etwa in der Ausstattung der „Katholischen Missionen“ oder des „Daheim“ mit lauter Originalartikeln und Originalbildern und beantragte dieses Unternehmen zu einem für alle deutsche Miss.-Gesellschaften gemeinsamen zu machen, so daß fortan z. B. Berlin seinen „Missionsfreund“, Barmen sein „Barmer Missionsblatt“ eingehen ließen und jede Gesellschaft nur ihre „Berichte“ veröffentlichte, aber nicht war die Absicht, durch Concurrenz diese Blätter „todt“ zu machen. Es wurde auch auf den ausdrücklichen Vorschlag des Präses die Berathung dieses Proponendums der Bilder-Bibel-Commission überwiesen (Verhandlungen S. 31). Auf Grund der Erfahrung, daß Commissionen langsam arbeiten und daß die Vorlage bestimmter präparatorischer Thatfachen ein Unternehmen wesentlich fördert, leitete ich die nöthigen Vorverhandlungen sowohl mit dem Verleger, als mit den Mitarbeitern ein und kam zu durchaus befriedigenden Resultaten. Auch erhielt ich von den verschiedensten Seiten die ermutigendsten Aufforderungen und das Programm, das ich privatim verschiedentlich mittheilte, fand allseitige Zustimmung. Es sollten monatlich 2 Bogen im Format des „Daheim“ mit wenigstens 3 guten Bildern zum Preise von 2 Mk. jährlich erscheinen. Die eigentlichen Schwierigkeiten bereiteten die Missions-Gesellschaften, die durch das Eingehenlassen ihrer Blätter Einbuße zu erleiden fürchteten u. und da ich bei der Weigerung derselben aus allerlei Gründen eine Concurrenz mit ihnen nicht wollte, so gab ich vorläufig mein Project auf, fast froh, einer neuen Last und neuen Verantwortung überhoben zu sein.

Mittlerweile hat Dr. Gundert Hand ans Werk gelegt und ich thue gern, was ich kann sein Unternehmen zu fördern, von Herzen wünschend, daß auch die übrigen populären Missions-Blätter wieder „jung werden wie die Adler“. Wd.

Fehlerverbesserung. S. 135 Anm. muß es statt: „schändlicher Weise gezeigt“ heißen: schädlicher Weise gezeigt.

ihrer Meinung nach, ihre Werkzeuge, der Papst ist deren Herr. Scheinbar knüpfen sie ihr höchstes Interesse innig an das seine; sie wollen ihm die Herrschaft bereiten, nach der er strebt. Der päpstliche Stuhl soll, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach — und das ist mehr — der höchste Regentensitz auf Erden sein und werden. Dies spiegeln sie dem Papste vor und scheinen es auch zu verfolgen, aber im Hintergrunde liegt, wie gesagt, der Eigennutz und für diesen wollen sie sich eine Universal-Monarchie gründen.“

„Hic est digitus dei“ — soll Paul III., den großen Werth dieses Jesuiten-Zieles für die Sache Rom's erkennend, ausgerufen haben.¹⁾ Und wie bald und wie rührig waren Loyola's Jünger in allen Landen!

„Herrschend im Süden von Europa zog der große Orden bald aus, erobernd und um zu erobern. Trotz der Oeane und Wüsten, trotz Hunger oder Pest, Spionen und Strafgesetzen, trotz der Galgen und Blöcke zum Vierteltheilen wurden die Jesuiten unter jeder Verkleidung²⁾ gefunden und in jedem Lande — — die alte Welt war nicht weit genug für ihre Thätigkeit. Sie drangen in alle Länder, welche die großen maritimen Entdeckungen des vorhergehenden Zeitalters der europäischen Unternehmungslust geöffnet hatten. In den Tiefen der Bergwerke von Peru, auf den Märkten der Afrikanischen Slaventarawanen, an den Küsten der Gewürzinseln, in den Observatorien von China waren sie zu finden. Sie machten Proselyten in Gegenden, zu deren Betretung weder Habsucht noch Neugier einen ihrer Landsleute verlockt hatte.“³⁾

Beim Tode Loyola's (1556) wirkten in Ostindien mit dem Centralpunkt Goa und von da bis nach Japan bereits gegen 100 Ordensglieder, und i. J. 1565 wollte man hier schon 300,000 neue Christen zählen. Außerdem hatten die Jesuiten in jener Zeit auch in Abessinien eine Mission gegründet und besaßen in Amerika Missionen fast durch den ganzen Erdtheil, in Brasilien, Peru, namentlich in Paraguay u. a. m.⁴⁾ Zur Zeit ihrer Aufhebung (1773) besaßen sie in Amerika allein 128, in Asien bereits 145 Missionsniederlassungen. Nicht minder war ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf Afrika gerichtet gewesen, wo sie außer in Abessinien, in Congo, Angola, an der Mozambique-Küste wie auf den öden Strecken des Wüstenlandes für die römische Kirche zu werben suchten.⁵⁾

¹⁾ Huber, S. 25 und S. 252.

²⁾ Huber, S. 72.

³⁾ Macaulay. Essays crit. Paris 1843, 407 ff.

⁴⁾ Staats- und Gesellschafts-Lexikon von H. Wagener, Bd. X. S. 506. In Bezug auf die Fischer-Küste in Indien cfr. die sehr differirende Angabe im Evgl. Miss.-Mag. 1868, S. 45.

⁵⁾ Huber, S. 210 Anm. a. „Die Jesuiten“, sagt Ranke (Römische Päpste II. 493) „machten im Orient Fortschritte in einer Ausdehnung, wie man sie nie hätte erwarten sollen“ und Campbell (India as it may be, VIII., 397), meint, daß die Jesuiten einst zu der Hoffnung berechtigten, sowohl Indien als China zu belehren und daß, wenn ihre Laufbahn nicht durch politische Ereignisse geschlossen worden wäre, es ihnen wahrscheinlich am Ende gelungen sein würde.

Licht aus der heiligen Schrift unter jene römisch-katholischen Eingeborenen gekommen. Jedes Jahr traten gebildete und ernstere Katholiken zu der protestantischen Gemeinde über und die römisch-katholischen Missionare haben sich genöthigt gesehen, nach 300jähriger Vorenthaltung der Bibel, endlich eine tamulische Uebersetzung des neuen Testaments herauszugeben, damit ihre Gemeinden nicht ferner sich an protestantische Uebersetzungen halten.¹⁾

Den Todesstoß bekam übrigens die Mission der Jesuiten in Indien, als die Hindus entdeckten, daß die Jesuiten keine Brahmanen, sondern verkappte Europäer seien. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts hat sich alsdann der Protestantismus in Asien, (Ostindien, China und Hinterindien) die fast ausschließliche Herrschaft erkämpft, und als die protestantische Seemacht die romanischen Geschwader, auf denen die Jesuiten nach Asien kamen, aus den dortigen Gewässern verdrängte, fielen die geistlichen Institute, welche die Jesuiten in jenen Ländern in's Leben gerufen hatten, zusammen. Ihr Leben war von vornherein nur Schein gewesen.²⁾

Von dem Untergange der Jesuiten-Mission in Japan ist oben schon kurz die Rede gewesen. Wie groß aber der Haß der Japanesen gegen die Jesuiten und um ihretwillen auch gegen alle Ausländer sowie gegen die Verbreitung des Christenthums überhaupt war, kann man aus der leidenschaftlichen Sprache der betreffenden Ausweisungsbefehle erkennen, in welchen es unter Anderem heißt, daß „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Müttern, Ammen und was immer zu ihnen gehört, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll,“ oder aus der Inschrift über dem gemeinsamen Grabmal der katholischen Märtyrer in Simobara: „So lange die Sonne scheint, soll kein Christ sich unterstehen, nach Japan zu kommen; es wird hiermit Jedermann kund gethan, daß selbst wenn der König von Spanien oder der Gott der Christen oder der große Gott über Alle dieses Gebot überträte, er dafür mit seinem Kopfe büßen müßte.“³⁾

Die bereits erwähnte Jesuiten-Mission in Abyssynien hat ebenfalls ein trauriges Ende genommen.⁴⁾ Abyssynien stand damals an Macht, Volkszahl und sonstiger Tüchtigkeit weit höher als jetzt. Kein Wunder also, daß die Jesuiten dieses Land gerade für den Papst oder vielmehr für sich gewinnen wollten. Mit Hülfe der portugiesisch-indischen Flotte glaubten sie ihr Ziel erreichen zu können. Aber sie irrten sich: das Volk haßte

¹⁾ Franz Xavier von Benn u. ff. S. 160.

²⁾ Wagener's Staats- und Gesellschafts-Lexikon, Bd. X. S. 506.

³⁾ Evangel. Miss.-Mag. 1876, S. 37.

⁴⁾ Huber, S. 196 und Missionsfr. 1851 S. 66 ff.

abredeten Ländertausches, seit 1751 geführt hatten. Im Jahre 1756 hatte der Krieg Portugal bereits 3 Millionen Pfund Sterling gekostet! Der König war daher um so mehr einverstanden mit Bombal's Plan, daß dem Treiben der Jesuiten so bald als möglich ein Ende gemacht werden müsse. Aber das dauerte noch immer 16 Jahre!¹⁾ Erst unter den letzten 2 Päpsten Clemens XIII. u. XIV. entschied sich das Schicksal des Jesuitenordens. Der erstere versuchte es noch einmal gegen die Opposition, besonders der romanischen Fürsten und Völker, den Orden zu erhalten. Der letztere endlich brachte ihn, um das Papstthum selbst zu retten, den Gegnern zum Opfer.

Am 17. October 1772 wurden die Hauptitze der Jesuiten, das Collegium Romanum und das römische Seminar geschlossen, danach die übrigen Häuser der Jesuiten. Am 21. Juli 1773 erfolgte dann die Unterzeichnung und am 16. August die Publikation der Aufhebungsbulle: Dominus ac redemptor noster. Ohne die Beschuldigung, die die öffentliche Meinung und die fürstlichen Cabinette sowie andere Mönchsorden, namentlich aus der Heidenmission, gegen die Jesuiten erhoben, zu erwähnen, führte der Papst in diesem Breve als Grund der Aufhebung nur an, „daß der Orden die reichlichen Früchte und den Vortheil nicht mehr bringe, die seine Stiftung beabsichtigte“.

So waren auch alle ihre Missionen unter den Heiden mit diesem einen Schläge so gut wie aufgehoben, wovon erst zu Anfang des II. Theiles dieser Arbeit näher die Rede sein wird. Hier sei nur noch erwähnt, daß Huber in der Einleitung seines Werkes (S. IX.) die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. „eine halbe und darum schließlich nutzlose Maßregel“ nennt, weil ihr nicht eine gründliche Kirchenreformation zur Seite ging, und sagt, die Jesuiten würden, so oft man sie auch vertriebe, immer wiederkehren, wenn auch unter anderem Namen und unter anderer Maske, so lange die römische Kirche nicht selbst einem tief greifenden inneren Wandlungsprozeß unterliegt. (Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Huber, S. 501 ff.

akademischen Vorlesungen ein seltener Vogel.¹⁾ So fehlt die Anregung zu einer Beschäftigung mit diesem Gegenstande auch in der späteren Zeit. Würde der Mission seitens der Theologie die ihr gebührende Beachtung und Behandlung auf der Universität zu theil, so würde dadurch gewiß auch die allgemeine Religionsgeschichte eine nicht unbedeutende Anregung und Förderung erfahren, wie wiederum das Interesse und das Verständniß für die Mission bedeutend wachsen müßte, wenn erst das Studium der Religionsgeschichte ein allgemeineres wäre. Darauf hinzuwirken, daß dies geschehe, ist nicht bloß die Aufgabe der Philosophie, sondern ganz speciell auch der Theologie, der die vergleichende Religionswissenschaft, ja schon die geschichtliche resp. statistische Darstellung und Beleuchtung des religiösen Lebens außerhalb des Christenthums zur Würdigung des letzteren nach mehr als einer Seite hin das schätzbarste Material liefert.²⁾ Je mehr eine Missionswissenschaft sich herausbildet, desto mehr wird gerade sie berufen sein gestaltend in die allgemeine Religionsgeschichte einzugreifen, denn sie fordert — um wieder mit Graul zu reden — ³⁾ eine Darstellung der Geschichte des Heidenthums vom christlich-theologischen Standpunkte d. h. von dem biblischen Gedanken aus, daß Gott die Heiden zwar ihre eignen Wege gehen läßt, aber sie dabei doch mit Augen der Liebe leitet und mit Händen der Barmherzigkeit seinem Ziele entgegenführt, d. i. zu Christo hin erzieht; ja sie fordert auch eine Statistik des Heidenthums, denn der heutige Missionar hat es nicht mit dem Heidenthum der Vergangenheit, sondern der Gegenwart zu thun und welche ungeheure Kluft gähnt doch z. B. zwischen der Religion der vedischen und der gegenwärtigen Zeit in Ostindien! — ein Unterschied wie zwischen dem ahnungsvollen Dunkel des freien Waldes und der unheimlichen Nacht der engen Pagode; ein Unterschied wie zwischen den frischen herzerhebenden Lauten der Natur und den sinnverwirrenden Tönen der indischen Tempelmusik. Noch mehr, die

¹⁾ Für das Sommersemester 1877 z. B. sind seitens theologischer Docenten Vorlesungen über Religionsgeschichte nur angekündigt in Berlin (Pfleiderer, Batke, Plath), Bern (Langhans), Breslau (Neuß) und Zürich (Biedermann)!

²⁾ So hat unter dem apologetischen Gesichtspunkte Baumstark: „Christl. Apologetik auf anthropologischer Grundlage“ (Frankfurt 1872) I S. 239 ff. und noch eingehender Ehrard: „Apologetik. Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums“ (Gütersloh, 1876) I Th. die allgemeine Religionsgeschichte vom theologischen Standpunkte aus behandelt. Unter diesem Gesichtspunkte scheint auch Neuß seine Religionsgesch. zu lesen.

³⁾ A. a. O. S. 11.

sonderer Sorgfalt beobachtet werden, so beanspruchen wiederum die Entdeckungen der Reisenden von Fach das aufmerksamste Interesse der Missionsfreunde. Denn wie die Mission der Geographie, so dient die Geographie der Mission, da diese gemeiniglich bald das Land besetzt, das die wissenschaftliche Forschung unserer Kenntniß erschlossen hat. So ist beispielsweise bekannt, daß in der jüngsten Zeit in den Seeregionen des östlichen Afrikas eine ganze Reihe von großartigen Missionsunternehmungen ins Werk gesetzt werden — wie will man sich über dieselben orientiren und ihren Verlauf verfolgen ohne die geographische Kenntniß dieser noch nicht lange entdeckten Gebiete?

Doch genug. Ich glaube die Frage, von der ich ausging, „ob das Studium der Mission auf die Universität gehört?“ genügend beantwortet zu haben. Die Art, in der ich es gethan, läßt zugleich keinen Zweifel darüber: auf welche Weise es getrieben werden soll. Es scheint mir nämlich, wenigstens zur Zeit, nicht angemessen, durchaus auf einen besonderen Lehrstuhl für die Mission zu bestehen, für welchen zuerst Graul und nach ihm Plath plädirt hat.¹⁾ Nicht als ob die Missionswissenschaft nicht als selbständige Disciplin auftreten könnte und nicht gehaltreich genug wäre einen Specialprofessor vollauf zu beschäftigen. Man braucht nur Grauls vortreffliche, ich möchte fast sagen, klassische Habilitationsrede zu lesen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Allgemeine Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes; apostolische Mission; mittelalterliche Mission; moderne Mission; die letztere wieder in einer ganzen Reihe von Monographien; Leben Pauli; Exegese der Apostelgeschichte, der Corinthher- und Pastoralbriefe unter dem missionarischen Gesichtspunkte; Evangelistik resp. Missionsmethodik; Religionsgeschichte; Völkerkundliches, Geographisches und Linguistisches in seinem Verhältniß zur Mission — das ist wahrlich „wissenschaftlicher Grundbesitz“ genug, um den Professor, der ihn anbaut, vor dem Vorwurfe zu

¹⁾ Der erstere in seiner mehrfach citirten Habilitationsrede; der letztere in seiner Abhandlung: „Die Vertretung der Missionswissenschaft auf der Universität“ (cf. Ev. Miss. Mag. 1869. S. 413 ff., wo der Gedanke auch keinen begeisterten Widerhall findet). Man hat seitens der Berliner M. G. 1866 sogar eine Petition an den Minister der geistlichen Angelegenheiten um Errichtung eines Lehrstuhls für Missionswissenschaft eingereicht. Die abschlägige Antwort des Ev. Oberkirchenraths, die hierauf eingegangen, siehe bei Plath S. 41 f.

Bildungsanstalten hat, welche zugleich für den Missionsdienst vorbereiten.¹⁾ So bleibt also die Bildung der heimischen Diener der Kirche auch bei der Vertretung der Mission an der Universität der durchschlagende Zweck und um diesen zu erreichen, müssen wir wieder und wieder an die bereits vorhandenen Dozenten der Theologie appelliren. Der Referent auf der zweiten Bremer Miss.-Conferenz hat durchaus Recht, wenn er bemerkt: „Auch darf den theologischen Lehrern die Pflicht nicht abgenommen werden, ihrerseits in allen bezüglichen Fällen der Mission zu gedenken. Sie wirken dadurch mehr für die Sache, als wenn ein Mann in einen Winkel des akademischen Lebens gestellt einigen wenigen Studenten bezeugt, daß es auch eine Mission giebt.“ (S. 79).

Dies führt mich endlich noch zu einem Bedenken, welches mir von besonders durchschlagendem Gewicht zu sein scheint, nämlich daß durch die Creirung einer besonderen Missions-Professur die so sehr zu beklagende Isolirung der Mission viel mehr begünstigt als beseitigt werden würde. Es ist schon gelegentlich der biblischen Begründung des Rechtes der Mission, dieser Isolirung gedacht und darauf hingewiesen worden, wie sehr es endlich an der Zeit ist, die bis jetzt vorwiegend als etwas dem Evangelio Accidentelles behandelten Missionsgedanken in den Gesamtorganismus der Schriftwahrheit einzugliedern und von dem Banne der Apathie und eines gewissen opus supererogationis zu befreien. Diese Befreiung wird aber nicht durch eine akademische Missionsprofessur bewirkt. Wahrscheinlich würde eine solche Professur den übrigen Lehrern der Theologie als eine gewissermaßen legalisirte Entbindung von der Pflicht in ihre resp. Disciplinen die Mission hereinzuziehen, erscheinen und das Gros der Studenten über das Nichtthören der speciellen Missionsvorlesungen durch die willkommene

liche Boden macht sich an „solchen neuen Ausbau des theologischen Erkennens.“ Dagegen hat noch nichts verlautet, daß „unter den akademischen Theologen der nordischen und der holländischen Hochschulen“ missionswissenschaftliche Leistungen producirt seien — Rasker in Kopenhagen ausgenommen, der aber doch kein akademischer Theolog an einer Hochschule ist.

¹⁾ Nachahmungswerther scheint mir die in Nordamerika geübte Sitte, daß je und je wissenschaftlich tüchtige Missionsinspectoren einen Cyclus von Vorlesungen vor Studenten halten nach Art der lectures, wie sie der frühere Sekretär des Bostoner Board, Anderson, auf den theol. Seminarien zu Andover, Bangor, Hartford, Auburn, Princeton und New-York gehalten hat, cf. die Vorrede zu seinen Foreign Missions — und nach ihm in Schottland Somerville: Lectures on Missions and Evangelism, delivered to the students of the senior hall of the Unit. Presb. Church.

in solchem Dienst der Mission fortzufahren, auch nicht blos, daß sie den in anderen Vorlesungen der Mission gewidmeten Partien mit besonderem Interesse folgen, sondern daß sie auch durch Selbstthätigkeit die Missionsliebe unter sich selbst pflegen und das Missionsverständnis fördern. Es bestehen auf unsern Universitäten um den Studenten Anleitung und Gelegenheit zur mannigfaltigsten Selbstthätigkeit zu geben für die verschiedenen theologischen Disciplinen Seminare. Nun läge es am nächsten und wäre nur eine consequente Folgerung aus den früher entwickelten Anschauungen über Eingliederung der Mission in den Gesamtorganismus der theol. Wissenschaft, wenn in diesen bestehenden Seminaren auch für missionswissenschaftliche Arbeiten und Uebungen Raum geschaffen würde, also im kirchengeschichtlichen Seminare für historische, im neutestamentlichen für biblisch theologische, und im homiletischen für praktisch erbauliche. Und was wollte ich lieber, als daß diese Folgerung aus dem Bereiche der *pia desideria* in das der tatsächlichen Wirklichkeit träte! Der Gewinn, den davon die Mission hätte, würde den Seminaren selbst durch reichliche Belebung wieder zu gut kommen.

Allein es ist nicht immer praktisch weise, zu consequent zu sein. Nehme ich die Verhältnisse wie sie in Wirklichkeit liegen, so kann ich mich der Befürchtung nicht erwehren, daß die missionswissenschaftlichen Uebungen auf eine sehr schmale Kost gesetzt werden würden, sollten sie auf die Seminare beschränkt werden. Ziehe ich weiter in Betracht, daß von dem künftigen Diener der Kirche Pflege des Missionsinteresses durch praktische Vorträge erwartet wird, daß Vorbereitung dazu und Uebung darin auf der Universität von der größten Bedeutung dafür ist, daß zu einem selbständigen Studium die Missionsgeschichte dem Studenten bequemen und reichlichen Stoff gewährt und daß er gerade durch diese Selbstthätigkeit sich frühe gewöhnt einer auch ihm obliegenden allgemeinen Christenpflicht praktisch zu genügen — so muß ich entschieden einer besonderen studentischen Vereinigung zum Zwecke der Missionspflege das Wort reden, also für selbständige studentische Missions-Vereine plädiren. *Mutatis mutandis* sind es dieselben Gründe, welche neben der Behandlung der Mission in den Vorlesungen resp. den Seminaren für eine specielle Pflege in studentischen Missionsvereinen sprechen, die für die selbständige Missionsstunde neben der Darlegung der Missionsgedanken in der sonntäglichen Predigt geltend gemacht werden müssen.¹⁾ Daß aber neben der gemeind-

¹⁾ Siehe Allg. Miss.-Zeitschr. II S. 42 f.

nicht meine Absicht geschichtliche Mittheilungen über diese Vereine zu machen,¹⁾ obgleich dieselben für die Geschichte der betreffenden Universitäten gewiß nicht ohne Interesse wären und den Beweis liefern würden, wie auch an unsern Hochschulen das Missionsleben wesentlich von Persönlichkeiten getragen wird. Nur eine Bemerkung bezüglich der Statistik dieser Vereine sei gestattet. Obgleich wir über die Zeit längst hinaus sind, da studentische Miss.-Vereine durch Ministerial-Dekrete verboten wurden²⁾ und die Gründe für solches Verbot heut kaum einen Vertheidiger finden dürften; obgleich das Missionsleben innerhalb der Gemeinden

Greifswald (42%), Rostock (40%), Breslau (23%), Bonn (21%), Berlin (9%), Halle (8,5%), Tübingen (5,5%), Leipzig (4,5%). 1877 hat sich dies Verhältniß nicht unbedeutend verändert, Berlin nimmt jetzt die unterste Stelle ein, während Leipzig und Halle avancirt sind. Nichttheologen finden sich in einzelnen Vereinen. Mittlerweile ist ein „Bund evangel. Missionsvereine auf deutschen Hochschulen“ und die Ausschreibung einer Preisaufgabe für die Mitglieder derselben in Anregung gebracht.

Aus England und Amerika sind die erbetenen Informationen ausgeblieben. In Oxford besteht seit längst eine Miss. Association of Graduates. In Cambridge ist Anfang 1876 unter reger Betheiligung der Docenten und Geistlichen eine Cambridge Mission Aid Society zu Stande gekommen, welche in Verbindung mit der P. G. S. eine relativ selbständige Mission in Nord-Indien ins Auge gefaßt hat. (The proposed Cambridge Univ. Miss. in North India, als Manuscript gedruckt und Miss. Field, März 1877). —

Wie der letzte report der Ch. M. S. berichtet, haben sich 1875/76 3 Cambridger, 3 Oxforder, 1 Dubliner und 1 Edinburger Student bei dieser Gesellschaft gemeldet außer 3 Schülern der St. Johns Divinity Hall in London — was schließen läßt, daß auf den genannten Anstalten unter den Studirenden ein gewisser Missionsgeist wehen muß — Eine Glasgow University Miss. Association finde ich im Record der Church of Scotland (1877 S. 275) ausdrücklich erwähnt.

¹⁾ Solche Mittheilungen finden sich, wenigstens zum Theil, im „Missionsfreund“ 1876 N. 2, 5, 8 u. 11, nämlich über die Vereine in Berlin, Halle (cf. Ev. Miss.-Mag. 1876 S. 361 ff.), Breslau, Greifswald, Leipzig und Rostock. — Nur bezüglich Erlangens einige Notizen. Der dortige Verein ist erst im vorigen Sommer unter dem Eindruck des Nürnberger Missionsfestes ins Leben gerufen, nachdem ein von Prof. Thomasius gestifteter längst wieder eingegangen. Er hat sich an den Ev. Luth. M.-Verein der Bairischen Kirche angeschlossen, in dem er die Stellung eines stimmberechtigten Zweig-Vereins einnimmt.

²⁾ 1830 wurde der Berliner Verein durch Verfügung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten aufgelöst „1. weil die Studirenden während ihres Aufenthalts auf der Universität sich wissenschaftlich und nicht praktisch beschäftigen sollen und 2. weil immer nur Einige an einem solchen Verein Theil nehmen, die Uebrigen aber sich dadurch als ausgeschlossen und zurückgesetzt ansehen würden!“ Auch eine directe Petition an den König vermochte die Auflösungs-Ordre nicht rückgängig zu machen. Erst 1849 wurde sie aufgehoben. Missfr. 1876 S. 207.

solchem Dienst.¹⁾ Die abzusendenden Briefe werden vorher in den Versammlungen besprochen und die ankommenden ebendasselbst verlesen. Die Missionsgebiete, auf denen die resp. Missionare arbeiten, müssen selbstverständlich Gegenstand speciellster Kenntnisknahme werden.

Was das Gedeihen studentischer Miss.-Vereine besonders erschwert, das ist der stete Wechsel ihrer Mitglieder. Dieser unvermeidliche Uebelstand kann nur einigermaßen paralysirt werden, wenn das Bestreben thätige Leistungen in den Vorträgen zu produciren zu einer lebendigen Tradition wird und diese Tradition in einem für die Mission erwärmten Professor, der das Ehrenpräsidium führt, gleichsam sich personificirt.

So kommen wir immer wieder auf die Professoren zurück. In ihre Hand ist das Gedeihen eines Missionslebens an der Universität wesentlich gelegt. Welchen Einfluß aber die Universität auf das geistige Leben der Nation und das geistliche Leben der Kirche im schlimmen wie im guten Sinne ausübt, deß ist die Geschichte unsres Volkes hinlänglich Zeuge. Es ist also durchaus gerechtfertigt, die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf das Studium der Mission an der Universität wieder und wieder zu lenken. Wird dieses Studium in einem positiven Sinne, wird es auf Grund solider Sachkenntniß und mit Wärme gefördert, so berechtigt es zu der Hoffnung an ihm eine der starken Wurzeln zu haben, aus denen das Missionsleben der Heimath seine Kraft zieht.

¹⁾ Ich benutze diese Gelegenheit um die Leiter der qu. Vereine nochmals um eine regelmäßige Berichterstattung über jedes Semester an mich zu bitten und meine Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung und Auskunft zu erklären, wie ich auch gern die „Allg. Miss.-Zeitschr.“ je und je zu geeigneten öffentlichen Rundgebungen zur Verfügung stelle.

bloß lebender sondern namentlich tochter Gläubigen, nach diesen Orten statt. Viele Leichen werden jährlich aus der weitesten Ferne hiehergeschleppt, theils zu Schiffe auf dem Strome, theils zu Lande mittelst Karawanen, wobei gewöhnlich zwei in Filz gehüllte Särge auf den Seiten der Lastthiere herabhängen. Man kann sich denken, in welchen Zustand diese oft wochenlang auf der Reise befindlichen Leichen gerathen und welche Ausdünstung sie verbreiten; selbst in gesunden Jahren soll ein Fünftel der Pilger und des Karawanen-Personals seinen Tod finden. —

Mit großem Eifer und nicht selten mit begeisterter Hingebung pflegt also der Muslim die durch den Koran oder durch die Sitte vorgeschriebenen religiösen und gottesdienstlichen Verrichtungen zu vollziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung: Im Märzheft S. 134 Z. 2 v. o. muß es heißen: 1869 statt 1860. — S. 135 Z. 6 v. u.: unverständlich st. unverständlich.

durch die Straßen wandern, lassen von Zeit zu Zeit den Ruf ertönen: Uachéd! uachédu! (Einer! Er der Einzige! nämlich Gott); oder Allâhu alâm (Gott ist allwissend). Wenn eine Sternschnuppe fällt, sagt man: Gott durchbohre den Feind der Religion! oder: Ich preise des lebendigen Königs Vollkommenheit, der nicht schläft und nicht stirbt! Bettler kleiden ihre Bitte in die Worte: Ya mohannîn ya rabb! (o Mitleiderweder, o Herr!), ein Ruf, den sie am Wege sitzend oder langsam durch die Straßen wandernd, unzählige Mal wiederholen; oder: l'llâh ya mochsinn (um Gottes willen o Milbthätiger); oder: mischân Allâh (von Gottes wegen!); ya ma ente kerîm ya rabb (o wie gütig bist du o Gott!); ana deif Allâh wa en-nebi (ich bin der Gast Gottes und des Propheten); aschâja alek ya rabb (mein Lebensunterhalt ist bei dir, o Herr).

Noch manche solcher Redewendungen ließen sich aufführen; sie sind alle mehr oder weniger feststehend, werden immerfort gebraucht, und die Art, wie sie gebraucht werden, macht den Eindruck des völlig Selbstverständlichen, Unwillkürlichen, und beweist, wie sehr diese Verflechtung religiöser Beziehungen in die Vorkommnisse des äußeren Lebens den Leuten zur Gewohnheit, ja zur Natur geworden ist. —

Nach Alledem möchte man geneigt sein, den Muslim für einen tief religiösen Menschen anzusehen. Und gewiß wird man ja auch seinem Verhalten in dieser Hinsicht, ganz abgesehen von den tieferen Grundlagen oder den praktischen Folgen desselben, eine gewisse Hochachtung nicht versagen; es beweist jedenfalls eine große Ehrerbietung vor dem Heiligen und ein Gefühl von der alles Andere überragenden Würde der Religion. Leider nur ist diese muslimische Religiosität, von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, sehr häufig, ja durchgängig von überaus geringem Werth, denn, wie ja auch aus der obigen Darlegung des Thatsächlichen sich theilweise schon von selbst ergibt, sie ist zu allermeist nur eine äußerliche, eine gewohnheitsmäßig angeeignete und gewohnheitsmäßig ausgeübte.

Wie wenig z. B., um das zuletzt Erwähnte noch einmal zu berühren, bei dem so vielfältigen Gebrauch des Namens Gottes und anderer religiösen Worte oder Aussprüche Geist und Sinn wirklich theilhaftig sind, geht daraus hervor, daß oft im nächsten Augenblicke der Mund von Schelten und Fluchen überströmt, und daß diese Fluch- und Schimpfreden, an denen die Umgangssprache erstaunlich reich ist und in welche man die Leute bei jeder Aufwallung oder Erregung ausbrechen hört, gleichfalls mit religiösen Formeln untermischt zu werden pflegen.

langt sind, mit wüstem Haar, stierem Blick, schäumendem Munde, in einzeln hervorgestoßenen Tönen heulend oder bellend (daher ihr Name), geradezu als Wahnsinnige, als Beseffene und von Dämonen regierte Wesen erscheinen.

Die „drehenden“ oder „tanzenden“ Derwische machen nicht diesen Eindruck des Gräßlichen, sondern bieten mehr das Bild des ruhigen, selbstvergessenen Versunkenseins in die Gottheit, wovon eben das Drehen und die Art, wie es geschieht, der symbolische Ausdruck sein soll. Aber auch bei ihnen ist die körperliche Anstrengung (oder vielmehr Leistung, denn daß es für sie eine Anstrengung wäre, ist durchaus nicht wahrzunehmen) von der Art, daß man dieselbe für gewöhnliche, den physischen Gesetzen unterliegende Menschen als unmöglich ansehen sollte. Die Arme wagerecht nach beiden Seiten ausgestreckt, eine Hand nach oben geöffnet, zum Zeichen des Empfangens von der Gottheit, die andere flach nach unten gewandt, zum Zeichen der Verachtung des Irdischen, den Kopf auf die eine Schulter geneigt, die Augen geschlossen, bekleidet mit einem unterrockartigen, faltigen, am Rande beschwerten Gewande, das beim Drehen sich ausbreitet, in die Höhe strebt und den Körper gleich einer flachen Scheibe oder einem Rade umgiebt, — so drehen sie sich mit immer zunehmender Geschwindigkeit und unter den animirenden Tönen theils kreischender, theils klagender Instrumente, schweigend um sich selbst und beschreiben dabei zugleich die durch die Einhegung des Plazes vorgezeichnete Kreisbahn. Obgleich sie dieses Drehen oft eine halbe Stunde lang und noch länger fortsetzen, ohne inzwischen auszuruhen, so verrathen sie doch keine Spur von Schwindel oder Erschöpfung, aber sie machen den Eindruck eines durcheinander wirbelnden Knäuels scheinbar geistesabwesender Menschen.

Die sogenannte „Doseh“ (wörtlich das Treten), die Ueberreitung, geht zu Kairo am Geburtstage des Propheten unter vielem äußeren Pomp vor sich. Sie besteht darin, daß das Volk sich zu Boden wirft und mit seinen dicht aneinander gereihten Leibern eine lebendige Straße bildet für das Pferd des verehrten und als heilig angesehenen Schechs der Saadische-Derwische, welches alsdann in langsamem Schritte und von zwei Männern geführt (da der Reiter in einer Art von Verückung die Augen schließt), darüber hinschreitet. Die Gläubigen halten die active Betheiligung an dieser Ceremonie für ein hochverdienstliches Werk, behaupten, daß der Tritt des Pferdes Niemand verlege, oder daß, wenn ja eine Verlegung vor-
komme, das Verdienst vor Gott dadurch nur um so größer werde.

Wir können von unserm Standpunkt aus uns schwer auch nur

in ihrer Nähe einen Nagel einzuschlagen und daran Fesseln oder Lumpen zu befestigen, wahrscheinlich solche, die man selbst oder Jemand anders, etwa ein Kranker, an seinem Leibe getragen hat, weil man glaubt, auf diese Weise Krankenheilung, Nachkommenschaft und Aehnliches erwirken zu können. Viele namentlich der kleineren Heiligengräber sind in dieser Art geziert oder verunziert, ja es findet sich oft am Wege und selbst mitten in der Wüste ein alter Baum oder ein Pfahl, die, irgend einem Heiligen geweiht, gleichfalls mit Nägeln und Lumpen bedeckt sind. — Die puritanische, übrigens sehr fanatische Secte der Wahabiten, die gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in Arabien entstand, eiferte, wie gegen manche andere Mißbräuche, so auch gegen den überhand nehmenden Heiligendienst, zerstörte auf ihren Eroberungszügen durch die Halbinsel alle Grabmäler der Heiligen mit Feuer und Schwert, und verschonte sogar die zu Medina befindlichen Gräber des Propheten und der zwei ersten Khalifen nicht. Seitdem jedoch die Wahabiten durch Mohammed-Ali von Aegypten in mehreren blutigen Kriegen (1811–1819) niedergeworfen waren, wurde das von ihnen Zerstörte wieder hergestellt, und der Heiligendienst hat keine Verringerung erlitten, zumal die Secte außerhalb Arabiens kaum Anhänger hat (nur noch in etlichen Ländern des weiteren Ostens, nicht aber im Norden und Westen, also nicht im vorderasiatischen, europäischen und afrikanischen Gebiete des Islam), und sogar in Arabien selbst seit jenen Niederlagen sich auf einen engen Bereich zu beschränken gezwungen ist.

Von noch lebenden Heiligen hofft man desgleichen, wie erwähnt, wirksame Fürbitte, ja selbsteigene Wunder. Sie dürfen sich Manches erlauben, erhalten viele Geschenke und genießen überhaupt großes Ansehen. Zu den für heilig Gehaltenen gehören manche der Derwische, die halbnackt oder phantastisch in allerlei Lumpen gekleidet, meist auch einen großen, mit Lumpen umwundenen oder behängten Stab bei sich führend, bettelnd umherziehen und Fakir genannt werden. Mit abergläubischer Scheu werden ferner die Irren und Wahnsinnigen betrachtet, von denen man die Vorstellung hegt, daß ihr Geist bei Gott sei und nur ihr Körper auf Erden wandle. Sie werden daher nicht allein mit großer Schonung und Rücksicht behandelt (übrigens ein schöner Zug der Humanität, wenngleich, wie man sieht, mit Aberglauben gemischt), sondern erhalten auch überall Gaben und Geschenke, ja genießen auch an ihrem Theile etwas von Heiligenverehrung, eben weil man sie als der Seele nach schon in Gottes Nähe gerückt und darum als von Gott bevorzugt ansieht. Daß aus diesem Aberglauben auch mancher Strolch seinen Vortheil zu ziehen weiß, indem er

und werden nicht allein von den Menschen getragen, sondern auch den Thieren, den Häusern, den Geräthschaften und sonstigen Besitzthümern angehängt. Diejenigen, welche sich mit ihrer Anfertigung beschäftigen, sieht man zuweilen mit ihrer Arbeit an den Straßenecken sich etabliren, indem sie jene kleinen Heiligthümer einpappen und einnähen und von ihrem Vorrath an die Vorübergehenden verkaufen.

Eine allgemeinere, nicht für den Einzelnen bestimmte oder auf ihn beschränkte, talismanische Kraft schreibt man denjenigen Reliquien zu, die von Mohammed selbst vorhanden sein sollen. Sie können nicht dem persönlichen Gebrauche dienen, sondern sind gewissermaßen Besitzthum des gesamten Islam. Die Fahne des Propheten und sein Schwert befinden sich zu Stambul. Die erstere wird bei großen Kriegsunternehmungen, namentlich wenn es sich um einen Kampf für die Religion handelt, entfaltet, ruft alsdann die höchste Begeisterung wach und erfüllt zugleich die Gläubigen mit der gewissen Zuversicht, daß man unter ihrer Führung siegreich sein müsse. Mit dem letzteren, dem Schwerte des Propheten, wird jeder neue Sultan zum Zeichen seiner Khalifenwürde und um seine nunmehr geheiligte Person in den besonderen Schutz des Propheten zu stellen, feierlich umgürtet. Das angebliche Hemd Mohammeds wird an verschiedenen Orten, unter anderen auch in der Citadelle von Kairo, aufbewahrt, wohin zu seiner Bewachung eigens ein Eunuch von Stambul gesandt wird, der einen hohen Rang um dieses seines Amtes willen einnimmt. —

Eine derjenigen Anschauungen, die dem Muslim ganz besonders in Fleisch und Blut übergegangen sind, ist bekanntlich der Fatalismus, die Ueberzeugung von der unbedingten Vorherbestimmung aller Dinge und Ereignisse durch den Willen Gottes.

Es liegt auf der Hand, daß diese Anschauung auch auf sein praktisches Verhalten in vielen Stücken einen durchaus wesentlichen Einfluß ausüben muß. In gewisser Beziehung allerdings macht sich ja dieser Einfluß wohl als ein guter und heilsamer geltend; er ist die Quelle rückhaltloser Unterwerfung unter die Schläge des Schicksals und voller Ergebung in das Unabänderliche; man schöpft daraus Beruhigung im Schmerz und Trost im Unglück. Aber hat schon diese Ergebung mehr den Charakter der dumpfen Resignation gegenüber einem unerbittlichen Fatum, als den der bewußt geduldigen und gehorsamen Hinnahme göttlicher Fügungen, so erwächst daraus andrerseits zugleich eine Lässigkeit, Gleichgültigkeit und Thatlosigkeit gegenüber dem etwa drohenden, aber noch abwendbaren Miß-

Bei einem Charakter des religiösen Lebens und der Frömmigkeit, wie wir ihn hier kennen gelernt haben, kann es uns nicht wundern, im Islam eine weitgehende Scheidung von Religion und Sittlichkeit wahrzunehmen.

Während wir es für den allernothwendigsten, einzig zuverlässigen Beweis wahrer Religiosität ansehen und darum als ganz selbstverständlich fordern, daß die sittliche Anschauungs- und Handlungsweise eines Menschen unmittelbar von seinem mit dem Munde bekannten und äußerlich documentirten religiösen Glauben bestimmt werde und demselben entspreche, ist innerhalb des Islam ein entschieden tadelnswerther Lebenswandel nicht nur oft genug vereinigt mit dem größten Glaubens- und Bekenntnißeifer, sondern er wird auch von Vielen als durchaus damit verträglich angesehen, als etwas, das damit in keinem Zusammenhange stehe und zu stehen brauche. Einer der lügt, betrügt, falsches Zeugniß abgibt, das Recht beugt, sich bestechen läßt, Willkühr- oder Gewaltacte begeht, seine Pflichten aufs sträflichste vernachlässigt, kann darum doch das Ansehen eines guten Muslim genießen, wenn er nur sorgfältig seine directen religiösen Obliegenheiten wahrnimmt, also die Gebetszeiten beobachtet, dem Namen Allahs und des Propheten seine Ehrfurcht erweist, gegen die Ungläubigen (d. h. die Nichtmuslim) eifert, die Fasten des Ramadan hält, kein Schweinefleisch ißt, keinen Wein trinkt u.; wenigstens würde man Verstöße oder Unterlassungen in diesen Beziehungen für weit weniger verzeihlich halten, als gar manche sittliche Uebertretungen.

Demgemäß ist es denn auch mit der praktischen Moralität im Ganzen und Großen übel genug bestellt. Natürlich giebt es lobenswerthe Ausnahmen, Leute, die ihre Frömmigkeit nicht bloß in die äußerliche Befolgung ceremonialgesetzlicher Vorschriften setzen, sondern auch in ihrem Lebenswandel zum Ausdruck bringen. Auch hat man sich wohl zu hüten, alles dasjenige, was in sittlicher Hinsicht den Tadel herausfordert, dem Islam als solchem zur Last zu legen. Aber trotz dieser Beschränkungen kann das Urtheil über die thatsächliche Sittlichkeit im Gebiete des Islam nichts weniger als günstig lauten. Eine ganze Reihe von Fehlern und Lastern sind den muslimischen Völkern, mehr oder minder gemeinsam: Lüge, Unredlichkeit, Gewinnsucht, Geldgier, Bestechlichkeit; Haschisch- und Opiumgenuß (im Orient dasjenige, was anderswo die Trunksucht, obgleich auch diese letztere selber in gewissen Gegenden, z. B. in Persien, stark verbreitet ist, trotz dem koranischen Verbote aller Spirituosen); dazu Unsittlichkeit im engeren Sinne, fleischliche Sünden, zum Theil in der Form der unnatürlichsten und abscheulichsten Laster.

man sie dagegen auf gewisse einzelne Volksstämme beschränkt, so mag sie nicht ganz unberechtigt sein. Indes ist wohl in Betracht zu ziehen, daß hier eben die Volkseigenthümlichkeit von mitbestimmendem Einfluß ist. Unter den Völkern des Islam ist wie überall der Stand der Sittlichkeit nicht nur je nach den persönlichen, sondern auch nach den nationalen Eigenschaften ein verschiedener. Und wenn man auch anerkennen mag, daß manche Völkerschaft zufolge dieser letzteren einen höheren sittlichen Standpunkt einnimmt als andere, so wird man doch im Allgemeinen sagen müssen, daß der Unterschied nicht sowohl durch ein höheres Maß von Tugenden und Vorzügen als durch stärkere Ausprägung von Untugenden und sittlichen Gebrechen gebildet wird. Für eine ganze Anzahl bestimmter Fehler könnte man ebenso viele Völker als ihre besonderen Träger und Repräsentanten anführen. So erscheint beispielsweise Lüge als hervorstechende Eigenthümlichkeit bei den Persern (während dieselben, nebenbei bemerkt, im Alterthum durch besondere Wahrheitsliebe sich ausgezeichnet haben sollen), Hinterhältigkeit bei den Türken, was z. B. durch ihre Politik und Diplomatie schlagend bewiesen wird, Raubgier bei den Beduinen Arabiens, Syriens, Nordafrikas, Blutdurst und brutale Rohheit bei den Kumelioten, Albanesen, Tscherkessen und verschiedenen Völkern Innerasiens, fleischliche Laster, namentlich Päderastie, bei den Türken und den Innerasiaten; von diesem letzteren Laster wird sogar versichert, daß es in Bokhara, Rholand und Afghanistan als ein durchaus erlaubtes Schutzmittel für die Haremsgesetze betrachtet werde.

Die Religion des Koran hat es nicht vermocht, dieser auf so manchen Gebieten ganz speziell hervortretenden sittlichen Verderbniß zu steuern, und was viel schwerer wiegt — denn jenen Vorwurf könnte man ja auch gegen das Christenthum erheben, ohne doch seinen religiösen Geist und seine Sittenlehre dafür verantwortlich machen zu dürfen —, sie nimmt auch weder in der Theorie noch in der Praxis eine durchaus abweisende und entschieden verurtheilende Stellung dagegen ein, und eben dadurch verurtheilt sie sich selbst. —

Als schön und löblich sind andererseits wiederum gewisse Tugenden hervorzuheben, denen man auf muslimischem Boden besonders häufig begegnet.

Hierher gehört die Gastfreiheit und die Heilighaltung des Gastrechts, die ja allerdings im Orient uraltes, durch tausendjährige Gewohnheit geheiligtes Gesetz und mit den orientalischen Anschauungen von jeher eng verwachsen gewesen ist, die aber auch von dem Islam als sol-

germanischen Stammes unter dem Hause, unter häuslichem, ehelichem und Familienleben, häuslichem Sinn und Geist, häuslicher Erziehung u. versteht, das sucht man bei den Völkern des Islam, oder was hier das selbe sagen will, des Orients, vergebens. Und daß diese Dinge mangeln, noch mehr aber, daß sie mangeln müssen, weil es nämlich Umstände giebt, welche diesen Mangel mit Nothwendigkeit erzeugen, und welche gleichwohl so ganz und gar zu den Lebensgesetzen des Orients gehören, daß sie ohne eine vollständige religiöse und sociale Umwälzung absolut nicht zu beseitigen sein würden, gerade dies ist das tiefste Unglück der vom Islam beherrschten Völker, ist die Krankheit, die ihr Leben zerfrisst und sie je länger desto mehr zu Grunde richtet.

Diese beklagenswerthe aber unleugbare Thatsache hat ihren letzten Grund in der Stellung, welche das Weib sowohl im Hause und in seinem Verhältniß zum Manne, als in der Gesellschaft und vor der allgemeinen Anschauung einnimmt.

Während auf dem Boden des Christenthums das Weib als dem Manne gleich an Werth und Würde wie an Berechtigung anerkannt, ja bei höherstehenden, wahrhaft gesitteten Völkern wegen der zarteren und in mancher Beziehung edleren Beanlagung seiner Natur sogar als „die bessere Hälfte“ des Menschengeschlechts betrachtet wird, ist es in den Augen des Orientalen ein durchaus untergeordnetes Wesen und gehört einer Sphäre an, die ganz außerhalb und tief unterhalb derjenigen des Mannes liegt. Diese Vorstellung ist ja allerdings im Orient als solchen von Alters her eingebürgert und herrschend, aber sie hat durch den Islam, wenn auch in gewisser Hinsicht eine leise Milde rung, so doch im Uebrigen geradezu ihre religiöse Sanction erhalten. Der Koran selber hat sie nicht allein stillschweigend acceptirt, sondern ihr auch überall, wo von dem Weibe und seinem Verhältniß zum Manne die Rede ist, einen unverhohlenen Ausdruck gegeben. (Vergl. z. B. die vierte Sure, die um ihres zumest auf die Frauen, die Ehe u. bezüglichen Inhalts willen „die Weiber“ überschrieben ist.) Da folglich diese Anschauung ebenso sehr in der ursprünglich orientalischen Sitte wurzelt, wie mit der muslimisch-religiösen Denkweise in Uebereinstimmung ist, so findet sie sich selbstverständlich auch im Leben und in der Wirklichkeit allenthalben ausgeprägt.

Schon in der Kindheit und Jugend des Weibes macht sie sich geltend, indem fast Alles, was nach unsern Begriffen zur Erziehung gehört, an ihm völlig vernachlässigt wird. Dem Mädchen läßt man nie oder doch nur sehr selten Unterricht und geistige Ausbildung zu Theil

Rang einnimmt. Der Adel der echten Weiblichkeit, die Zartfümmigkeit und Güthstiefe, die wohlthuende und zugleich imponirende Hoheit des weiblichen Wesens sind Dinge, die im Orient sich wohl selten, jedenfalls nicht in der Weise und in dem Maße finden und finden können, wie bei den Nationen des Abendlandes. Obwohl ja das Weib des Orients selbstverständlich seinen Antheil an jenen Eigenschaften empfangen hat, die der weiblichen Natur als solchen eigen und eingeboren sind, so fehlt diesen Eigenschaften doch dasjenige, was sie erst zu ihrer vollen Bedeutung erhebt und ihnen wie von selbst das Scepter über das stärkere Geschlecht in die Hand giebt: der Gehalt und die wahre Veredelung, welche nur die Ausbildung des Geistes und Herzens ihnen verleihen kann. Was als unmittelbare Gabe der Natur vorhanden ist, bleibt eben bloße Naturgabe und wirkt nur als solche, denn es wird nicht entwickelt und verfeinert; was aber nur von außen mitgetheilt oder herzugebracht werden kann, bleibt gänzlich ausgeschlossen.

Wenn somit das Weib an sich selber keine achtungsgebietende Stellung einnimmt, wie soll es dieselbe in den Augen des Mannes genießen, oder ihm gegenüber geltend machen? Wenn es nicht durch das, was es ist, was es weiß, was es leistet, kurz was es in sich selber darstellt, sich Hochachtung und Ansehen zu erzwingen vermag, wie darf es erwarten, dieselbe bei einem männlichen Geschlechte zu finden, das von vornherein geneigt und überdies gewohnt ist, es als ein untergeordnetes Wesen zu betrachten?

Natürlich bestimmt sich nach dieser Lage der Dinge auch der Charakter der Ehe und alles dessen, was darauf Bezug hat.¹⁾

Das Weib tritt in die Ehe nicht zu Folge einer inneren Neigung, einer wirklichen Wahl, weder von seiner noch von des Mannes Seite; der Mann hat gewöhnlich sein Weib vor der Hochzeit gar nicht gesehen, es wird ihm von Andern bestimmt oder ausgewählt; er erwirbt es durch Zahlung eines Brautpreises, wenigstens ist dies in den niederen und mittleren Ständen die Regel, und oft muß er zu diesem Zwecke ein für seine Verhältnisse beträchtliches Opfer bringen. Welche Stellung wird also das Weib als Ehefrau einnehmen? Sie hat ja gewiß für den Mann einen Werth, denn er hat sie sich etwas kosten lassen; ob sie aber auch

~~— 1165 — 1166 —~~

Nebenbei sei bemerkt, daß die gesetzliche Schließung der Ehe nie durch einen religiösen Act vollzogen wird, sondern einfach durch die vor Zeugen und meist sogar nur durch Stellvertreter abgegebene Erklärung der Brautleute, daß sie sich heirathen wollen.

Lebens sein? Bei den niederen Volksclassen giebt es ja freilich, und zwar in weit höherem Grade als bei den niederen Klassen in europäischen Ländern, allerlei Aeufferlichkeiten, welche ein eigentlich häusliches Leben sozusagen unmöglich machen. Die Wohnungsverhältnisse, das Klima, die Lebensweise, die verhältnißmäßig geringen Bedürfnisse, der niedere geistige Standpunkt dieser Leute, das Alles wirkt dazu fast naturnothwendig zusammen. Eine armselige Hütte oder ein ähnliches Gelaß der dürftigsten Art, dessen man überdies kaum für den Tag sondern nur für die Nacht bedarf, oft genug voll Schmutz, Ungeziefer, Rauch und dicker, ungesunder Luft; das Leben, sofern es nicht von nothgedrungener Arbeit in Anspruch genommen wird, der sich Männer wie Weiber gedankenlos und mechanisch unterziehen, ausgefüllt durch trüges Nichtsthun und Schwelgen in apathischer Ruhe; die Kinder aufwachsend ohne eigentliche Erziehung und ohne Unterricht, ihre Zeit bringend zuerst mit völligem Faullenzen, später gleichfalls sie theilend zwischen der unerläßlich nothwendigen Arbeit und leerem Nichtsthun: wie kann da von einem Leben im Hause, von einem Leben des Hauses die Rede sein! — Bei den höheren und wohlhabenderen Classen fallen natürlich die meisten dieser äußeren Behinderungen hinweg; hier ist vielmehr in äußerlicher Hinsicht durchaus der Boden vorhanden, auf dem ein reiches und schönes Leben des Hauses, ein inniges und edles Familienleben sich entfalten könnte und unter den Völkern der christlichen Welt sich in der That zu entfalten pflegt. Im Orient aber bleibt ein solcher Boden, auch wo er vorhanden, doch nach dieser Richtung hin fast immer gänzlich unfruchtbar. Wenn die Gründe dafür ja allerdings zum Theil in dem Mangel an höherer Bildung und an geistigen Interessen zu suchen sind, so liegen sie doch zu allermeist eben darin, daß die Grundlage, auf der Haus und Familie sich aufbauen sollen, nämlich der Ehestand und das Verhältniß von Mann und Weib zu einander wie zu den Kindern, selber so morsch ist und so sehr der geistigen und sittlichen Gesundheit entbehrt.

Eine der hervortretendsten und zugleich verderblichsten Folgen, die sich aus der schmähtlich herabgedrückten Stellung des Weibes ergeben, und wiederum andererseits eine ihrer hauptsächlichsten Ursachen, ist die Polygamie und das damit eng zusammenhängende Haremswesen,¹⁾ dieser tiefe Krebschaden der mohammedanischen Gesellschaft.

¹⁾ Das Wort ist zu sprechen harém oder auch harim, nicht, wie es bei uns gewöhnlich geschieht, harem. — Zur Erklärung der Sache sei bemerkt, daß der Harem nicht allein durch die Frauen (legitime oder illegitime) des Haus- und Eheherrn gebildet

Berücksichtigt man daneben die durch die Erziehung — oder Nichterziehung — verschuldete geistige Bedeutungslosigkeit der Frau und die niedere Richtung ihres Gemüthslebens, so wird man es selbstverständlich finden, daß das Leben und Treiben im Innern des Harems einestheils von der untergeordnetsten Beschaffenheit, anderntheils nach den verschiedensten Richtungen hin von dem verderblichsten Einfluß ist.

Wenn die Frau eine höhere Ausbildung nicht besitzt, also auch höhere geistige Bestrebungen, eine nutzbringende oder veredelnde Verwerthung ihrer Zeit und ihrer Kräfte nicht kennt, was wird die Beschäftigung der Haremsdamen, was den Inhalt ihres Lebens ausmachen? Um das Hauswesen haben sie sich, wenigstens in den reicheren Häusern, gar nicht zu kümmern; dasselbe ist gänzlich der Dienerschaft überlassen, und ihre eigene Antheilnahme daran besteht vielleicht darin, daß sie für die aller-nächsten Bedürfnisse des Mannes sorgen und um die Befriedigung derselben sich bemühen. Die Pflege ihrer Kinder (ich sage absichtlich Pflege und nicht Erziehung) kann ihnen nur, solange dieselben jung sind, eine Art von wirklichem Beruf gewähren. Bei etwa vorhandenem natürlichen Sinne für Thätigkeit füllen manche Damen einen Theil ihrer Zeit durch weibliche Handarbeiten aus, die sie dann wohl auch dadurch verwerthen, daß sie dieselben durch Unterhändlerinnen verkaufen lassen, um sich ein privates Taschengeld zu sichern. Ihr eigener Puz ist aber immer eine große Hauptsache für sie, und sie scheuen dabei weder Zeit noch Geld; ja nach Umständen und Vermögen treiben sie in Stoffen und Schmuckfachen einen Luxus und eine Verschwendung, die ans Fabelhafte grenzen. Mit der massenhaften Einfuhr europäischer Artikel in die Großstädte des Orients hat dieser Luxus in mancher Beziehung eine andere Richtung angenommen, ist aber damit natürlich nicht geringer sondern nur größer geworden. Sammet- und Seidenwaaren aus Lyon, glänzende Einrichtungsgegenstände als Spiegel, Kronleuchter, vergoldete Möbel aus Paris, prächtige Carrossen aus London und Wien und dergl. mehr dürfen in den reichen Harems nicht fehlen, und die Rechnungen dafür belaufen sich oft auf Unsummen. Namentlich ist dies der Fall in den fürstlichen Harems, vorzugsweise natürlich an den Höfen von Stambul undairo, etwas weniger bis jetzt an dem von Teheran, theils weil Persien wegen seiner Entfernung noch nicht so stark von diesen europäischen Einflüssen berührt worden ist, theils auch weil der Harem des Schahs ein verhältnißmäßig kleiner ist, einfachere Verhältnisse aufweist und unter strengerer Disciplin gehalten wird.

huldigen, sind doch, was ihr geistiges Wesen und die Gesamtheit ihrer Anschauungen betrifft, von ihren übrigen Geschlechtsgenossinnen kaum verschieden.

In welchem Maße dies eine Wandlung oder Umgestaltung der Lebensverhältnisse von innen heraus, aus dem Bedürfnisse, dem Triebe oder der Initiative der Völker, behindert ja unmöglich macht, ist leicht zu erkennen. Es ist aber ebenso erklärlich, wenn auch der Einfluß abendländischer Cultur eine tiefere Wirkung bisher nirgend hat entfalten können, ja man darf mit Bestimmtheit behaupten, daß derselbe noch für lange Zeit fast gänzlich unfruchtbar bleiben und höchstens auf etlichen Einzelgebieten etliche rein äußerliche Veränderungen oder Verbesserungen hervorrufen wird. So werden alle Diejenigen urtheilen müssen, welche diese Verhältnisse genauer kennen. Auch Bámberg z. B., der doch sonst alles Heil für den Orient von den „reformatorischen Impulsen Europas“ erwartet (und übrigens auch mit Recht, denn so lange der Islam die herrschende Religion des Orients bleibt, ist dies wirklich der einzige Weg), bezeugt doch, wie wenig dieselben dem Harem gegenüber vermögen. „Ich spreche hier, sagt er, aus persönlicher Erfahrung, indem ich mich des Kampfes erinnere, den ich seinerzeit zu bestehen hatte, als ich türkische Kinder und Jünglinge, in einen oder den andern Zweig der europäischen Wissenschaft einführen wollte. Was ich den Jungen oft den ganzen Tag hindurch über die Elementar-begriffe der Geographie, Physik und Geschichte beigebracht hatte, das hat der Aufenthalt einer einzigen Stunde im Harem gründlich zerstört und entwurzelt. Meine Mutter, meine Tante M. M. und die Dada M. M., so äußerte sich der Knabe, behaupten, daß das was du mir gesagt hast, ganz unrichtig und lächerlich wäre. Sie haben das Erdbeben, den Blitz, Sonnen- und Mondfinsterniß mir in anderer, viel schönerer Weise ausgelegt als du. Sie meinen auch, in der Sprache der Franken könne es keine Wissenschaft geben, weil dies gottlose Ungläubige seien, die keinen Koran haben &c. Und was die Mutter, die Tante, die Dada sagen, hat natürlich auf das kindliche Gemüth viel mehr Einfluß als die Worte des Lehrers vom fremden Lande, ja selbst als die Rathschläge des eigenen Vaters.“

Zweierlei wird aus den vorstehenden Auseinandersetzungen über Polygamie und Harem klar geworden sein. Zum Ersten: Mag die volle Niedrigkeit oder Gemeinheit, zu der diese Institutionen ausarten können, nur in einzelnen Fällen wirklich zur Erscheinung kommen, jedenfalls ist ihre Existenz an sich selbst schon die Verkörperung der unwürdigen Stellung,

Neu-Guinea und die Papuas.¹⁾

Von Missionar van Hasselt.

1. Land und Volk.

Nördlich vom Festlande Australiens, Neu-Holland, liegt 2° unter dem Aequator die große Insel Neu-Guinea, eine der größten Inseln der Erde. Das Innere dieses Landes ist fast ganz unbekannt, nur von einigen Strecken der Küste kennt man etwas. Wohin man auch kommt, überall findet man den mächtigen Urwald, wo die Bäume so dicht stehen, daß das schattige Laub nur spärlich die Strahlen der tropischen Sonne hinein scheinen läßt. Große und sehr starke Bäume, die einige Männer kaum umfassen können, breiten tiefen Schatten aus; der Boden ist dadurch immer feucht. Kein Weg und Steg um bequem zu gehen, ist in diesem großen Walde zu finden. Von einem Baume zum anderen, bilden Rankengewächse ein für den Wanderer sehr unangenehmes Hinderniß. Nur der Eingeborene wandert sicher und schnell in diesen Wäldern, wo dem Europäer der Weg so beschwerlich wird. Ziemlich hohe Gebirge, abwechselnd mit tiefen Thälern, rauschenden Bächen, die von den Bergen herabfließen, und klaffenden Abgründen findet man hier. Bis zu den Gipfeln der Berge stehen die großen Wälder, und sogar die Felsen, die schroff und steil am Meeresgestade sich empor heben, sind auf den Höhen mit frischem

¹⁾ Als unser Missionar J. E. van Hasselt, der zwölf Jahre in dem meist rohen und uncivilisirten Lande unseres Indischen Archipels Hitze und Last des Tages getragen, in meiner Gemeinde zwei Vorträge gehalten, forderte ich ihn auf, die Hauptsache in Schrift zu stellen. Während er den Winter von 1875—76 mit seiner Berliner Frau in Berlin zubrachte, wurde er von der ethnographischen Gesellschaft daselbst aufgefordert, über die Eingeborenen (Papua's oder Australneger) einige Mittheilungen zu machen. Diese fanden Theilnahme bei Gelehrten, so wie seine Missions-Bestrebungen bei gläubigen Christen. Dasselbe hoffe ich von diesen einfachen Darstellungen des genau berichtenden Augenzeugen. Sie werden hiermit der verehrten Redaction der allgemeinen Missions-Zeitschrift angeboten. „Mankind is study for man“, ich füge hinzu besonders für aufrichtige Verehrer des einzigen Menschen-Sohnes.

Van Hasselt hofft dies Jahr mit hergestellter Gesundheit zu seinen Papuas zurück-zukehren.

Wassenaar, Februar 1877.

L. J. van Rhijn.

Hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks — obgleich bereits die ausgleichende Hand an denselben gelegt wurde, wollen unsere Leser gütigst berücksichtigen, daß sich der Verfasser in einem ihm fremden Idiom bewegt.

D. Red.

hat man eine Art Treppe oder Leiter, aber diese Leiter ist nur eine Holzstange ohne Geländer, die schräg gegen das Haus steht, und die Stufen sind nur einige Einschnitte im Holze. Die Eingebornen steigen diese sonderbare Treppe sehr schnell auf und ab, aber ein Europäer macht ihnen das nicht nach.

Größere Arbeit als das Bauen des Hauses fordert für die Strandbewohner das Verfertigen von Rähnen. Während die Bergbewohner mit Ackerbau treiben, sind die Strandbewohner mehr Seeleute. Sie bestellen auch wohl die Acker, aber ihr eigentliches Element ist das Wasser, und sie machen mit ihren Rähnen bedeutende Reisen. Diese Rähne sind meistens ausgehöhlte Baumstämme, aber größere werden auch wohl von Brettern angefertigt. Ueber den ausgehöhlten Rähnen werden Hölzer an beiden Seiten gebunden, und diese wieder an größeren schwereren Balken befestigt. Auf diesen Flügeln ruht die ganze Sicherheit des Rahn, denn wenn einer dieser Hölzer losgeht, so schlägt der Rahn leicht um, was bei hoher See oft der Fall ist, denn das Meer ist hier sehr stürmisch. Die Eingebornen können ihre Rähne sehr geschickt steuern, und selbst bei hoher See wissen sie das Gleichgewicht zu halten. Wir sind manchmal in diesen Rähnen auf dem ungestümen Meere in Lebensgefahr gewesen, aber der Herr hat uns immer bewahrt.

Die Papuas fahren mit ihren Rähnen vielmal hin und her um Tauschhandel zu treiben, und Lebensmittel zu kaufen. Ihre Hauptnahrung ist Sago, denn die Sagopalme wächst sehr üppig in den sumpfigen Gegenden des Landes. Aber auch Reis, Indische Kartoffeln, Katjang (eine Art Bohnen), Baumfrüchte, in Sonderheit die Brodfrucht, Bananen und Kokosfrüchte. Fisch ist eine angenehme Zuspelze; auch frisches oder geräuchertes Wildschwein- und das nahrhafte Fleisch der Schildkröte verschmähen sie nicht. Sie treiben einen ziemlich lebhaften Tauschhandel so wohl die verschiedenen Stämme der Papuas unter einander, wenn sie gute Freunde sind, als mit andern Indischen Völkern. Jährlich, in den ersten Monaten des Jahres mit dem Westwinde, kommen Schiffe und kleinere Fahrzeuge von Ternate und anderen Inseln nach Neu-Guinea, um Handel zu treiben. Die Ausfuhr besteht in Schildpatt, Paradiesvögeln, Tripang (Meerschnecken) und vornehmlich aus Massooirinde. Der Massooibaum wächst nur auf Neu-Guinea, und aus der Rinde wird ein heilkräftiges Del bereitet. Die Bezahlung besteht in Tauschartikeln, denn Münzen brauchen sie nicht, wohl acceptiren sie den Gulden, oder Rijksdaalder (die größte holländische Silbermünze) aber nur wegen

wurde ein kleines Häuschen getragen, das reichlich mit Fahnen verziert war, und andeuten sollte, daß die Brautleute Königsfinder seien; dergleichen wurden auch ihre Geschenke in einem Rahne mit Fahnen und Wimpeln verziert umhergefahren. Das stattfindende Gastmahl ist auch viel großartiger als bei einer gewöhnlichen Hochzeit. Sonderbar ist es, daß bei einem Volke, welches so auf Tanzen und Springen erpicht ist, die Hochzeit so still und ernst gefeiert wird. Wenn sich eine Wittve wieder verheirathet, so finden die oben beschriebenen Ceremonien gar nicht statt. Diese geht einfach mit ihrem Auserwählten in den Wald. Wittwen oder verheiratete Frauen folgen ihnen. Diese schneiden Zweige ab, die sie auf das Paar werfen, und soll hierdurch der Geist des abgestorbenen Mannes von der Frau verjagt werden. Deshalb muß diese auch ihr Wittwenkleid ablegen, und an eine andere Wittve geben, weil man glaubt, daß ihres verstorbenen Mannes Geist mit dem Kleide in Verband stehe, und dieser aus Eifersucht sie oder ihren Mann krank machen könnte, wenn sie den Sarong ferner tragen würde. Wenn der Spaziergang vollendet ist, werden die Freundinnen, welche das Holz geschnitten und tüchtig damit geworfen haben, mit Hackmessern und Sarongs bezahlt, und dann ist das Paar verheirathet und begiebt sich nach Hause.

Wenn eine Frau sich guter Hoffnung fühlt, so bleibt sie so viel als möglich im Hause. Obwohl sie nie viel arbeitet (abgesehen von den Slawinnen), so muß sie sich jeder schwereren Arbeit enthalten.

Ist die Wöchnerin wieder ziemlich hergestellt, so findet einige Wochen nach ihrer Niederkunft eine Festlichkeit statt, bei welcher Gelegenheit die junge Mutter ihren Mädchennamen „wegwirft“, wie der Papua sagt, und empfängt sie dafür den Ehrentitel; „Inso“ wörtlich: Milchfrau, dann überhaupt „Frau“; ist das Kind gleich nach der Geburt gestorben, so wird der Name der jungen Frau in einen andern verändert, sie wird aber nicht „Inso“ genannt.

Bei solchem Namenfeste wird die junge Mutter hinter eine aufrecht stehende Ratoja (Matte) verborgen, um sie dem Auge der Zuschauer zu entziehen. Die Frau darf nicht sprechen. Man reicht ihr Speise und Trank, und sollte sie außerdem etwas wünschen, so klopft sie an ihre Ratoja, und alsbald wird es ihr dargereicht. Während sie ißt und trinkt, wird auf der Tifa geklopft, und danach erhält sie ihren Namen, und wird von ihrer Gefangenschaft befreit.

Bei ihrem Ausgange, der jedoch aufgeschoben wird, bis das Kind anfängt zu gehen, muß sie ihren Kopf mit einem großen Hute, oder mit

Von dem Manne gilt so ziemlich dasselbe in seinem Wittwenstande, nur ist er nicht genöthigt, lange Wittwer zu bleiben. Nach Verlauf von zehn Wochen wirft er seinen schmutzigen „Maar“ fort, und wird er von seinen männlichen Verwandten gebadet, und darf nun wieder heirathen, wen er will.

Die Vielweiberei ist bei den Papuas allgemein, am meisten bei den Reichen, und haben diese auch nur eine angetraute Frau, so haben sie doch noch drei bis vier Sklavinnen als Nebenweiber. Im Hause selbst hat der Papua gewöhnlich nicht mehr als eine Frau, um Zank zu vermeiden, die zweite und dritte Frau befinden sich auf andern Inseln, wohin der Mann jährlich ein oder zweimal reist. Auf Rhoon und andern Inseln jedoch bleiben sie zusammen. Wenn eine Frau keine Mutter wird, so ist das eine Ursache zur Scheidung.

Leben und Sterben, Freude und Schmerz geben Ursache zu Festlichkeiten. Jetzt wollen wir einem Kinderfeste beiwohnen, welches veranstaltet ist, um dem Kinde einen Namen zu geben. Das Kind, welches von seiner Geburt ab: „Rili“ d. i. „Kleine“ hieß, wird nun, da es gehen kann, auf papusische Weise getauft. Die Verwandten versammeln sich. Nachdem sie gut gegessen haben, wird das Kind erst gebadet, und darnach feierlich mehrere Male um einen Brunnen herum getragen, und so bekommt es seine Namen. Ist das Kind ein Mädchen, so werden dieser Löcher in die Ohren gestochen, und Ringe hinein gesteckt; dann setzt man das Kind wohl auf ein dazu gebautes Gerüst zur Schau. Mehr Aufsehen macht die Namenveränderung der Knaben. Wenn diese ein gewisses Alter erreicht haben, vielleicht ihr 12. Lebensjahr, so müssen sie eine Reise nach einer entfernteren Insel machen, von hier nach etwa einem Monat zurückgekehrt, wird ein Fest veranstaltet, wobei Musik nicht fehlen darf. Es wird auch gesungen, aber nicht getanzt, weshalb das Fest auch nicht bis zum Morgen währt, was sonst der Fall ist. Die Hauptsache ist immer das Essen, und werden dazu einige Tage zuvor Kähne voll Vorräthe herbeigeschafft; es darf an nichts fehlen: Fisch, Reis, Sagobrei, Bohnen, Bataten u. s. w. Zum Dessert essen sie Zuckerrohr, gebratenen Pisang, und danach Betel und Sirie. Wenn es irgend möglich ist, muß auch Sagoweer, Palmwein, da sein; glücklicherweise ist auf Doreh und Manaswarie nicht viel Sagoweer zu bekommen; haben sie so viel gegessen, daß sie nicht mehr können, so bewerfen sie sich einander mit den Ueberbleibseln. Der Festkönig wird gebadet, erhält einen Maar, und wird an Armen, Beinen und Brust mit Perlen geziert, dann wird ihm eine kurze Hose angezogen, und so

fürchtet, dann kommen alle Verwandten und Freunde, um ihn zu sehen, „denn sie haben ihn lieb“, wie sie sagen: „Ko swaar i.“ — Das ganze Haus ist bisweilen bei einem Sterbenden zum Erdrücken gefüllt, dazu kommt noch der Rauch der Cigarren, so daß die Luft in einer solchen Umgebung für den Europäer unerträglich ist. Der Kranke wird durch seine Angehörigen, seine Frau oder Kinder gewöhnlich treu gepflegt, so weit diese Krankenpflege verstehen. Schon einige Tage vor dem Tode erheben die Frauen ein furchtbares Geheul, in welches bei dem Tode selbst die Männer und Söhne oder sonst dem Verstorbenen Nahestehende einfallen.

Der Todtengesang wird von dazu gemietheten Frauen, meistens Wittwen im klagenden, heulenden Tone gesungen. Dieses Lied, ebenso poetisch als andere Lieder, umfaßt das Lob und die Tugenden des Verstorbenen, letztere sind meistens von zweifelhaftem Charakter, z. B. der Verstorbene sei ein *Mambrie* (Held) gewesen, dann wird seine Tapferkeit gerühmt und womöglich die Zahl der von ihm getödteten Feinde aufgezählt. Bei einem mehr friedliebenden Manne besingt man nur die häuslichen Tugenden, besonders seine treue Sorge für seine Frau und Kinder. Dieser Klagegesang wird manchmal schon angestimmt, wenn der Kranke nur in einer Ohnmacht liegt, erwacht er aus derselben, so sagt man sehr naiv: „Er war schon todt, aber er ist wieder zurückgekommen.“ Die wirkliche Trauer der Angehörigen des Abgestorbenen ist wohl zu unterscheiden von der Trauer der für Bezahlung singenden Frauen. Diese waschen auch die Leiche, umwickeln sie mit blauem oder weißem Rattun, und legen sie so in eine *Kaloja* (Matte), welche sie mit Seilen festbinden. Die sonst fast immer haufällige Brücke der Häuser wird bei Gelegenheit eines Begräbnisses gut befestigt. Die Leiche wird auf eine Bahre von Bambus gelegt, und von den nächsten Anverwandten, unter furchtbarem Geheul nach dem Begräbnißplatze getragen. Dort angekommen, wird das Grab gegraben, und die Leiche in halb sitzender Lage in die nicht sehr tiefe Grube hineingelegt, so daß der Kopf etwas erhoben ist. Während des Begräbnisses muß sich im Dorfe jedermann still verhalten. Verschiedene Sachen, welche der Papua für seinen täglichen Gebrauch nöthig hat, werden dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben, als: Teller, eine Flasche, ein Pinangkästchen mit Taback und Zubehör und ein Sack. Auf das Grab legt man bisweilen Pfeile und Bogen, ja selbst einen kleinen Kahn. Man glaubt, daß der Verstorbene die Sachen dort nöthig habe, wohin er nun gegangen ist. Ehe das Gefolge sich entfernt, findet noch eine Ceremonie statt. Sie stellen sich um das Grab hin, nehmen

Rettungsort für tief Gesunkene, und zugleich beabsichtigtes, ernst mahnendes Zeugniß wider die schändlichste Gestalt der Sünde. (Im Augenblick mit 39 Pfleglingen.) 2. Talitha kumi, Anstalt für verwahrloste Mädchen, von 5 bis 16 Jahren, worin sich diesen Augenblick deren ungefähr 150 mit 15 Gehülfsinnen finden. 3. Bethel, Anstalt für erwachsene, nicht gefallene Mädchen, von 16 Jahren und darüber, um sie zu tüchtigen Dienstboten heranzubilden (In diesem Augenblick einige 30). 4. Eine Normal-*schule* (Seminar) für christliche Lehrerinnen (Jetzt mit 40 Seminaristen).¹⁾

In der Mitte auf einem künstlichen Hügel hat Helbring eine Kirche gebaut, welche zugleich als Zufluchtsort bei Ueberschwemmungen von Rhein und Waal für Menschen und Vieh dienen kann. In dieser „*Blutherk*“ (Zufluchtskirche) predigte Helbring seit seiner Emeritirung sonntäglich, und sammelte alle Pflegebefohlenen sammt ihren Lehrern und Lehrerinnen um das Wort unsres Gottes. Am Fuß jenes Hügels hatte er seit 1867 seine Wohnung; so machte er im vollsten Sinne das Wort der frommen Sunamitin wahr (2 Kön. 4, 13), das er sich beim Niederlegen seines öffentlichen Pfarramts zum Text gewählt: „ich wohne inmitten meines Volkes.“

Außerdem drei Stunden nördlich, jenseits des Rheins, triffst du auf der Belumer-Haide ein Kirchdorf, Hoenderloo, das als solches unserm Helbring sein Entstehen verdankt. Erst hat er den armen Haidebewohnern daselbst einen Brunnen gegraben, sodann eine Schule, schließlich eine Kirche gebaut, und die Rechte einer eignen Pfarrei gesichert. Natürlich mit Hülfe „*einflußreicher Freunde.*“²⁾

Allein dieser christliche Philanthrop, dieser apostolische Mann der innern Mission, war zugleich ein lebendiger Beweis, wie sehr innere und äußere Mission aus einer Quelle fließen. Während die eine Hand des Mannes die Tiefstgesunkenen in der Heimath mit seltenem Glaubensmuth aus dem Roth aufhob, streckte die andre sich nach Ost und West zu den blinden Heiden und den Namenchristen der ehemaligen Ostindischen Compagnie in den Molukkenischen Inseln. Als eifriger rastlos thätiger Freund der äußeren Mission darf Helbring in einer Missions-Zeitschrift nicht vergessen werden, und obgleich ich mich nicht vermesse eine Biographie des merkwürdigen Mannes zu liefern,³⁾ in der äußeren Mission habe ich zu lange

¹⁾ Auch in der Errichtung eines christlichen Gymnasiums unmittelbar in seiner Nähe hatte G. wesentlich die Hand.

²⁾ Ueberdies hat er in Hoenderloo eine Anstalt für verwahrloste Knaben gegründet.

³⁾ Dieß bleibt seinem eignen dazu befähigten Söhnen überlassen, welche bereits Hand ans Werk gelegt.

Rampst und van Dyken nach Almabeira. Die letztern übernahmen die 1860 errichtete Utrechter Mission, welche auch später die nach Neu-Guinea, Sangir- und Talautinseln gesendeten unterstützte. Mehrere kamen aus Gögner's Anstalt; viele sind schon in die Ruhe des Herrn eingegangen — von Einigen ist der Segen ihrer Arbeit kundgeworden, von anderen wird es die Ewigkeit offenbaren.

Helbring, der mir eine Art Secretariat des Christenwerkmans aufgetragen, pflegte diese Männer und Frauen vor ihrer Abreise in meine entlegene Pfarre zu schicken, damit ich sie ein wenig aus meiner Erfahrung orientire. Nicht alle aber, da manchmal Zeit und Umstände es nicht erlaubten. Auch half der Sekretär wohl ein wenig mit, allein Helbring trieb eigentlich die Sache. Er empfing die Brüder und Schwestern aus Deutschland, hielt sie Wochen oder Monate bei sich oder in seiner Nähe, besorgte größtentheils ihre Ausrüstung, blieb mit ihnen in Correspondenz u.

Ich sprach von einer Art Secretariat, denn an eine gehörig organisirte Missionsgesellschaft ist dabei nicht zu denken. Helbring war ein kühner, unternehmender Geist, ein genialer Kopf, ein Mann kräftiger Initiative, die kleinen Details überließ er nicht ungern Anderen. Manchmal gelang es ihm die rechten Gehülfsen und Secretäre zu finden, aber nicht immer. Er war nicht ein pflegmatischer Holländer, noch weniger ein schwerfälliger, hypercritischer Thomaschrist, wie deren so viele in unsrer Heimath sich finden — er war eine sehr hoch und tiefangelegte Natur, wie es Bahnbrechern noth thut; die allgewöhnlichen, langsamen Wege zu gehen, war seine Sache in der Regel nicht, zumal wenn sein Herz von einer heiligen Idee ergriffen war. Mit ihm gleichen Schritt halten war keine leichte Sache, sogar für einen gewöhnlichen Menschen unthunlich.

Was Helbrings Missionsgrundsätze anbelangt, so waren diese ein Ausfluß seines freien, originellen, liebevollen Lebens und Strebens. Sie standen gewissermaßen in Opposition gegen den Schulbildungsschlendrian, oder waren eine Erweiterung und Ergänzung der gewöhnlichen Methode. Sein brennendes Herz hatte keinen Frieden mit dem weitläufigen schwerfälligen und kostbaren Gang der gangbaren Methode. In einer 1847 herausgegebenen Broschüre: „de Christen-werkman als Zendeling“ legt er seine Gedanken folgendermaßen dar.

Unsre Missionare in Indien sind einseitig Lehrer und Prediger, sie könnten mehr auf allerlei Weise durch ihr Leben und Streben selbst die Herzen der Eingebornen fürs Evangelium Christi gewinnen. Paulus der Prediger sei nicht allein ihr Muster, sondern ebenso sehr Paulus, der

gearbeitet. Wie er es ausdrückte, „er hat in der Sichtbarkeit gepredigt,“ durch Händearbeit, Straßen-, Häuser- und Gartenbau, als ein kleiner Oberlin. Darum hat die Utrechter Mission, die beide, wissenschaftlich gebildete und nicht also gebildete Missionare aussendet, dieses Schülers Helbring's sich angenommen, und ihm schließlich die Ordination zugesandt.

Die kleine Gesellschaft „Christen-werkman“ war schon lange vor dem Tode des Urhebers aufgelöst. Die noch vorhandenen Missionare stehen in einiger Verbindung mit der Utrechter Mission, bekommen wie gesagt auf den Sangir- und Talaut-Inseln ein sehr kleines Gehalt von der Kolonial-Regierung, und werden durch freie Zusendungen christlicher Frauen aus Holland dann und wann erquickt.

Was Wahres und Treffliches in Helbring's Missionswirken gewesen, ist gewiß nicht verloren — und trägt seine Aussaat, wäre es auch nur bei einem Van Dyken allein, ihre Frucht, die da bleibet.

Bei der Gründung und ersten Einrichtung der Utrechter Missions-Gesellschaft war Helbring sehr thätig; nachher eifriges Mitglied des Comité's.

Die gesegneten Missionsfeste in Niederland, wo seit 1863 alljährlich 10,000 und mehr Menschen sich sammeln und die großen Gottesathen hören, und die sich in den letzten Jahren verdreifacht haben, im Norden, im Süden und in der Mitte unsres Landes — ein Einigungsband zugleich für unsre Missions-Gesellschaften — sie haben Helbring zum Haupturheber. In Deutschland hatten solche Feste, zumal das in Elbenau bei Magdeburg, ihn angezogen. Ueberhaupt ging eine deutsche Ader durch diesen holländischen Mann. Seine Mutter war eine Deutsche; sein Vater Prediger in Zevenaar, an der deutschen Grenze. Dasselbst wurde er am 14. Mai 1804 geboren — in Marienbad in Böhmen hauchte er nach kurzer Krankheit, am 11. Juli 1876 seinen letzten Athem aus.

Als humoristischer populärer Schriftsteller hatte er seine öffentliche Wirksamkeit begonnen, und früh sich einen beliebten Namen gemacht. Sein wachsender Glaube mehrte seine Liebe. Ein Besuch im weiblichen Gefängniß der Stadt Gouda veranlaßte ihn sich der gefallenen bußfertigen Mädchen anzunehmen, wie Niemand vorher in unsrer Heimath. Er schritt fort von Kraft zu Kraft, unter Gunst und Ungunst der Menschen. Häufig ist er mißverstanden: konnte es bei einem solchen Manne wohl anders sein? Je tiefer er im Centrum des Christenglaubens, in Jesu Christo, dem Gekreuzigten, gegründet wurde, desto freier wurde er hinsichtlich aller Erscheinungen, die in der Peripherie lagen. Glaube und Freiheit waren die Pole, innerhalb welcher sein regsamere Geist sich bewegte. So mußte wohl

mir, dem tiefergriffenen, die Abendandacht für die Asylisten übertragen. Da fuhren wir zusammen den Rhein hinauf, logirten in Einem Zimmer, tauschten unsre Erlebnisse aus und kamen nie zum Ende. Noch genieße ich im Geiste von seinen tiefen, originellen Winken und paradoxen Aeußerungen im anregendsten und lieblichsten Verkehr! War ich auch nicht zugegen auf dem Kirchenhügel, bei der feierlichen Beerdigung seiner leiblichen Hülle (17. Juli 1876) unter seinen zahlreichen Freunden, Schülern, Geretteten, ich lege im Geiste einen frischen Kranz auf sein Grab, und schreibe darauf den heiligen Spruch (Daniel 12, 3.):

„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!“

Geschichte des Missionslebens in Rheinland und Westphalen.

Von Inspektor von Rhoden.

(Schluß.)

In dem ursprünglichen Statut der Rheinischen Missions-Gesellschaft, welches 1829 die Kgl. Bestätigung empfing, war über die Art, in welcher die Hilfsgesellschaften an dem Geschäftsbetrieb der Hauptgesellschaft oder der Deputation Antheil nehmen sollten, durchaus nichts gesagt. So wie die zuerst verbundenen Elberfelder, Barmer und Cölner, darnach auch die Weseler Missions-Gesellschaft bestimmte Männer aus dem Wupperthal zu Mitgliedern der Deputation wählten, hatten hernach auch die später sich bildenden größeren Gesellschaften in Mark und Tecklenburg das Recht zur Wahl eines Deputirten für sich begehrt. Das war ihnen zugestanden, jedoch da die Forderung sich häufiger wiederholte, dahin beschränkt, daß die hinzutretenden Gesellschaften je eins der bereits fungirenden Missionsmitglieder zu ihrem Vertrauensmann machen sollten, durch welchen sie Mittheilung über alle wichtigen Verathungsgegenstände empfangen, und durch welchen sie auch ihr Votum in den Sitzungen der Deputation geltend machen sollten. Das galt, wie gesagt, für die größeren Gesellschaften. Für die kleineren Hilfs-Vereine sollten die Mitglieder („Direktoren“) der beiden Wupperthaler Gesellschaften, denen die Protokolle der Deputation mitgetheilt zu werden pflegten, ähnliche Funktionen übernehmen. Diese

Antrag gestellt, daß künftig nur je Ein Deputirter von jedem Hilfs-Verein zur General-Versammlung zugelassen werden solle. Die Probe ward sogleich gemacht. Am 16. Novbr. 1842 versammelten sich je Ein Abgeordneter von Elberfeld, Barmen, Köln, Marl, Tecklenburg, Cleve, Mörz, Jülich, Kreuznach, Freudenberg, Lennep, Mettmann, Düsseldorf, Kronenberg, Ruhr, Langenberg, Ravensberg, Solingen, Hagen, Altena, Orson. Von Wezlar und Minden waren schriftliche Anträge eingereicht. Der Entwurf einer Organisation wurde vorgelegt, durchberathen und angenommen, aber der Antrag der Tecklenburger wurde abgelehnt und auf neue der Beschluß gefaßt, daß es jedem Hilfs-Verein frei stehen solle, eine unbeschränkte Anzahl von Mitgliedern zur Generalversammlung zu entsenden, und daß jeder Anwesende stimmberechtigt sein solle. Demnach blieb der bisherige Charakter der General-Versammlungen unverändert. Sie bildeten ein Auditorium von Missionsfreunden, größtentheils aus dem Wupperthal und der nächsten Umgegend, mit etlichen Deputirten entfernterer Vereine, und dieses Auditorium nahm die Berichterstattung der Deputation entgegen, und gab seine Zustimmung zu den gemachten Vorschlägen. Die Unzweckmäßigkeit dieser wenig parlamentarischen Zustände machte sich freilich nicht gerade fühlbar, so lange die Mission in den von Anfang eingeschlagenen Geleisen sich ohne Anstoß bewegen konnte. Sobald aber nun Fragen hineingebracht wurden, die so heikler Natur waren wie die konfessionelle, so mußte man sich sagen, daß dieselbe vor ein andres Forum gehöre. Die Deputation benutzte daher den Barmer Kirchentag von 1860, um die Vertreter mehrerer deutschen Missions-Gesellschaften zu einer Conferenz im Missionshause einzuladen, und legte denselben die brennende Frage vor. Nachdem diese Versammlung, an ihrer Spitze General-Superintendent Dr. Hoffmann aus Berlin, ihr Votum zu Gunsten eines zu erstrebenden Compromisses abgegeben hatte, wurde, wie schon erwähnt, ein solcher Compromiß wirklich erzielt in einer Conferenz mit den Ravensbergern am 25. Octbr. 1860, zu welcher eine Anzahl hervorragender Missionsfreunde aus Rheinland und Westphalen eingeladen waren, und in welcher der General-Superintendent von Westphalen, Dr. Wiesmann den Vorsitz führte.

Jetzt wurde aber der Deputation ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß diese wichtige Frage nicht in einer ordentlichen Generalversammlung vorgelegt und entschieden sei, so wie auch daß den Ravensbergern (zur Befestigung des erneuerten Bandes) verstattet sei, einen Abgeordneten aus ihrer Mitte in die Deputation zu wählen, was doch statuten-

zeichnete sich unter den Knaben seines Alters durch Fleiß und Verstand aus. Doch soll seine Gelehrsamkeit nie bedeutend gewesen sein; auf diesem Felde lag das Hervorragende seiner Begabung nicht.

Um jene Zeit (nach 1087) geschah es, daß Kaiser Heinrichs IV. Schwester Judita dem Herzog Wladislaw Hermann von Polen vermählt wurde. Otto begleitete sie als Kapellan. So kam er nach Polen. Er soll die Sprache des Landes in kurzer Zeit gelernt haben, eine Angabe, die, so bestimmt sie auch gemacht wird, darum wieder unwahrscheinlich ist, weil Otto später mit den Pommern, deren Sprache von dem Polnischen höchstens dialektisch verschieden sein konnte, stets durch einen Dolmetscher verkehrte.¹⁾ Otto's Bildung, nach deutschen Begriffen ziemlich lückenhaft, war in dem damals kulturbürstenden Polen eine Seltenheit, und die polnischen Großen wetteiferten daher, Otto ihre Söhne zur Erziehung zu übergeben. Auf diese Weise gewann er ein ansehnliches Vermögen, das er klüglich zusammenzuhalten verstand. Auch die Herzogin Judita gebrauchte ihn oft zu Sendungen an ihren kaiserlichen Bruder. Indem sein Weg ihn öfter in das in der Nähe seiner Heimath gelegene, zur Eichstädter Diözese gehörige Kloster Wilzburg führte, mit dessen Abt Heinrich er durch Freundschaft verbunden war, und er mit herzlichem Bedauern sah, daß in jener Gegend ein großer Mangel an Lebensmitteln herrschte, fand er sich bewogen, seine erworbenen Güter zur Gründung einer Pilger-Herberge anzuwenden. Das war sein erstes wohlthätiges Werk. Nach dem Tode der Herzogin Judita nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich bei den Canonikern in Regensburg auf. Hier wurde die Aebtissin von Niedermünster, eine Nichte des Kaisers, auf seine praktische Tüchtigkeit aufmerksam und machte ihn zu ihrem Kapellan und Hausverwalter. Nicht lange nachher führte irgend eine Festlichkeit den Kaiser nach Regensburg und Otto's Geschick und Klugheit konnte auch ihm nicht verborgen bleiben; er bat sich daher als Zeichen verwandtschaftlicher Liebe von seiner Nichte aus, daß sie ihm ihren Kapellan Otto überlasse. So kam Otto an den Kaiserhof, wo er bald zu hoher Gunst aufstieg, mit der Verwahrung aller kostbaren und wichtigen Dinge im Palaste betraut und zum Kanzler gemacht wurde.

Ueber die Art und Weise, wie er nach Polen und an den Hof des Kaisers gekommen, gab es aber schon bald nach seinem Tode sehr von

¹⁾ Was Barthold (Gesch. von Rügen und Pommern, II. S. 15) vermuthet, Otto habe als Bischof zu dem versammelten Landvolk aus der Umgegend Bamberg's, das allerdings aus christianisirten Slaven bestand, an Festtagen slavisch geredet, gehört wohl nur in das Gebiet historischer Phantasie.

eine der vollendetsten Schöpfungen der gesamten mittelalterlichen Epoche“ ist nach dem Brande von 1080 von Otto 1110 in seiner jetzigen Gestalt hergestellt. Ferner sind, außer verschiedenen Klöstern der Bamberger Diözese, S. Jakob (bis gegen 1110) und S. Michael (geweiht 1121) unter seiner Aufsicht und auf seine Kosten gebaut.

Otto's Ansehn und Beliebtheit am Hofe wuchs, nicht minder das Vertrauen, welches ihm der Kaiser schenkte. Dazumal nun hatte die Kirche nicht die freie Wahl der Bischöfe, so wie hernach unter Heinrich V.; sondern wenn ein Bischof starb, wurden Ring und Stab in die Pfalz des Kaisers gebracht, der dann einen neuen Bischof ernannte. So wurde auch (im J. 1101) Ring und Stab des Bremischen Erzbischofs dem Kaiser gebracht, und dieser übergab dem Otto zur Aufbewahrung. Kurze Zeit nachher (1102) wurde dem Kaiser wiederum Ring und Stab des Bamberger Bischofs Rupert übersandt. Auf diese Kunde kamen viele vornehme und durch Kenntnisse und Reichthum ausgezeichnete Männer an den Hof des Kaisers, welche das Bamberger Bisthum um einen hohen Preis zu erkaufen trachteten. Der Kaiser aber, erfreut, daß er eine Gelegenheit gefunden, seinen vertrauten Kanzler zu ehren und für geleistete Dienste zu belohnen, hielt die Bewerber durch zweideutige Reden hin.

Am Weihnachtstage sprach der Kaiser vor versammelten Fürsten, Herren und Prälaten zu den herbeigerufenen Bambergern: „Ihr sollt sehen, wie sehr mir Gedeihen und Ansehn der Bambergischen Kirche am Herzen liegt; denn obgleich so viel hohe und edle Personen dies Bisthum von mir zu kaufen gesucht haben, habe ich vielmehr einen Mann erwählen wollen, der sich durch Glauben, Weisheit und Frömmigkeit vor allen auszeichnet.“ Und Otto herbeirufend, forderte er von ihm Ring und Stab des Bremischen Bischofs zurück; und da jener dieselben unverzüglich wiedergab, sprach der Kaiser: „Schon lange habe ich dich vor allen als treu und brauchbar erprobt. Es ist Zeit, daß ich deiner Treue durch Freigiebigkeit entspreche. Empfange das erlauchte Bischofsamt der Bamberger Kirche.“ Otto fiel dem Kaiser zu Füßen und erklärte sich unter Thränen solcher Ehre unwerth; auf Befehl des Kaisers jedoch von den Fürsten aufgerichtet, wurde er, wiewohl widerstrebend, sogleich mit Ring und Stab investirt und die versammelte Menge jauchzte Beifall. Als aber der Graf Bernger von Sulzbach murrend sprach: „Herr, wir wissen nicht, wer oder woher dieser ist, den du uns zum Bischof gegeben hast“ — rief der Kaiser: „Wenn du fragst, woher er sei, Bamberg ist seine Mutter, ich aber will sein Vater sein.“

zu Anagni. Den Gewissensbedenken Otto's war nun Genüge geschehen. Monate lang blieb er noch am Hofe des Papstes, wohnte dem Concil bei, das im October 1106 zu Guastalla gehalten wurde, reiste dann über die Alpen nach Kärnthén, nahm an dem Reichstage Theil, den König Heinrich V. zu Weihnachten in Regensburg hielt, und lehrte endlich, von dem freudigen Jubel der Geistlichen und des Volkes begrüßt, Ende 1106 oder Anfangs 1107 nach Bamberg zurück.

Otto hat, wie schon erwähnt wurde, viel gebaut. Mehrere Klöster hat er von Grund auf aufgeführt, andere, die schwächlich angefangen waren, vollendet. Aber mehr noch lag ihm an dem inneren Aufbau. Das mönchische Leben lag damals darnieder; auch hierin zeigten sich die Folgen des unseligen kirchlichen Zwistes. In den Klöstern waren wenig Mönche und diese befolgten die Ordensregeln nicht. Vor allem pflegte er sein geliebtes Kloster auf dem Michaelsberge vor Bamberg; die Kirche und alle Nebengebäude wurden neu und prächtiger aufgebaut, den alten unfähigen Abt Gumpold bewog er zum Rücktritt, führte mit Zustimmung der Brüder an Stelle der alten milderen Amorbacher Regel die viel strengere Hirsauer ein und bestellte in Wolfram, einem Manne von edler Herkunft, einen tüchtigen Abt nach seinem Herzen. Die Zahl der Mönche des Klosters vermehrte sich von 20 auf 70. „Wir leben jetzt am Ende der Zeiten, pflegte er zu sagen, die Menschen haben sich ins Zahllose vermehrt. Nun ist es an dem, daß sich vom ehelichen Stande enthalte, wer es vermag, und Gott lebe. Enthaltbarkeit aber und andere heilige Werke können besser in Klöstern als draußen geübt werden. Darum ist es angemessen, ihre Zahl zu vermehren.“

Wenn Otto seine besondrer Sorgfalt den Klöstern zuwandte, so hat man nicht nöthig, vor den Einsichtigen ihn deswegen als ob einer Beschränktheit und Befangenheit zu entschuldigen. Es hieße das die Bedeutung der Klöster verkennen; ihre eminente Wichtigkeit speciell für die Mission werden wir bald kennen zu lernen Gelegenheit haben. Es war vielmehr ein richtiges Erfassen der Aufgaben der Zeit, denn in den Klöstern, trotz allen Verfalls, pulsrte damals das innerste Herzblut der Kirche, aus ihnen ging meist auch der Anstoß zu Erneuerungen des Lebens hervor.

Otto's ganze Persönlichkeit hat etwas lebenswürdiges und anmuthendes. Ueberall, wohin er kommt, gewinnt er schnell die Herzen. Er versteht es wohl, bestimmend auf Andere einzuwirken, sie geistig anzuregen und, ohne daß sie einen Zwang merken, zu leiten. Die Gabe natürlicher

behauptete feste Plaz, so jedoch, daß seine fürstliche Macht in jenen Gegenden erst in der Consolidation begriffen ist, und das Uferland in den Territorial-Verband noch nicht eingefügt ist, obwohl es zwischen dem Gebiet von Demmin und Stettin mitten inne liegt und nicht gar viel später unter pommerischer Hoheit steht. Auffallend ist es, daß das also zusammengelegte Herzogthum aus Landschaften zweier politisch bis dahin durchaus getrennter Völkerschaften besteht, der Pommern nämlich und der Liutizer. Die Frage ist daher nahe liegend, in welchem von beiden Theilen die herzogliche Gewalt ihren Ursprung gehabt habe, und welches Gebiet, das pommerische oder das liutizische, das occupirte sei. Nur dunkle Vermuthungen, die wir aber in Ermangelung hellerer Kunde mißsen gelten lassen, führen dahin, die Heimath des Greifengeschlechts, das mehr als 500 Jahre über Pommern geherrscht hat, in die Gegend von Kolbark (zwischen Oder und Madü-See) zu setzen.

Durch eine Reihe von blutigen und verwüstenden Kriegszügen hatte der Herzog Boleslav III. von Polen in den Jahren 1102—1120 Pommern zur Unterwerfung gezwungen. Das Land war so hart mitgenommen, theilweis so verödet, daß die übrig gebliebenen Einwohner es für Gewinn erachteten, den Frieden zu erlangen unter der Bedingung einer Tributzahlung und der Annahme des Christenthums. Das Schwert des Eroberers öffnete dem Evangelium den Weg. Politische Erwägung, an dem christianisirten Volke friedliche Nachbarn zu haben, vereinigte sich mit dem frommen Eifer, für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Denn die Raub- und Plünderungszüge waren gegenseitige gewesen, und die Kriegszüge Boleslavs gegen Pommern und die durch dieselben herbeigeführte Unterwerfung waren nach der Darstellung der Polen eine Nothwendigkeit, um sich der Einfälle der wilden Grenznachbarn zu erwehren.

Boleslavs Eroberungszüge erstreckten sich auch in den östlichen, nach der Weichsel zu gelegenen Theil Pommerns; derselbe stand jedoch unter andern Fürsten, und war, wenigstens politisch, außer Zusammenhang mit Westpommern. Dies letztere, das Gebiet des Herzogs Wartislaw, mit Stettin als Hauptstadt und Cammin als Fürstensitz, war das Object der Mission Otto's von Bamberg.

Damit, daß die Pommern sich verpflichtet hatten, das Christenthum anzunehmen, war es freilich noch nicht eingeführt. Dazu bedurfte es muthiger und geschickter Verkündiger des Evangeliums. Die polnischen Bischöfe lehnten die Aufforderung alle ab. Da stellte sich aus weiter Ferne ein Mann ein, der bereit war, den Pommern zu predigen, von

umzuhauen, welche als das Hauptheiligthum der Stadt verehrt wurde. Das sahen die Heiden nicht ruhig mit an; in heftigem Zorne stürzten sie auf ihn los, schlugen ihn grausam und ließen ihn halbtodt liegen. Als sie hinweggegangen waren, erhob sich Bernhard mit Hilfe seines Kapellans Petrus, und nachdem er seine Kräfte wieder gesammelt hatte, fing er von neuem an, dem Volke zu predigen. Die Priester aber rissen ihn gewaltsam aus der Volksmenge und setzten ihn mit seinem Kapellan und seinem Dolmetscher in ein Boot und riefen ihm zu: „da du doch so begierig bist zu predigen, so predige den Fischen des Meers und den Vögeln des Himmels; versuche es nicht noch einmal, unsre Grenzen zu betreten, denn niemand wird dich aufnehmen.“ Also kam Bernhard zu dem Herzog von Polen zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. „Die Pommern sind fleischlich, sprach er, und beurtheilen den Menschen nach dem äußeren Ansehen. Mich haben sie wegen meiner Armuth und Niedrigkeit verachtet; aber wenn ein mächtiger, angesehener und reicher Mann als Prediger zu ihnen kommt, so hoffe ich, werden sie sich dem Joch Christi beugen.“

Bernhard wandte sich nach Bamberg und lebte geraume Zeit zurückgezogen in dem dortigen Michaeliskloster. Seine mannigfachen wissenschaftlichen Kenntnisse, fanden hier Verwerthung und er selbst lernbegierige Schüler. Er lebte, seine bischöflichen Kleider ablegend, im Mönchsgewande den andern Brüdern gleich, durch die Freundschaft des Abts und anderer vornehmer Geistlichen geehrt. Auch der Bischof Otto achtete ihn und ließ sich von ihm die Geschichte seiner Reise und was er sonst von Pommern wußte, erzählen. Nach Ebbo's Darstellung wurde dadurch zuerst in Otto's Seele der Wunsch rege gemacht, zu den Pommern hinauszugehen, und Bernhard bestärkte ihn in dem aufkeimenden Entschlusse durch fortgesetzte Ermahnungen. „Man muß sich hüten, sprach er, von ihren Gütern etwas zu begehren, und wenn sie etwas geben, es durch größeres wieder erstatten, damit sie einsehen, daß du nicht schimpflichen Gewinnes wegen, sondern allein aus Liebe zu Gott es auf dich genommen hast, ihnen das Evangelium zu verkündigen.“

• Nach anderer Darstellung kam für Otto der erste Anstoß von Seiten des Herzogs Boleslav selbst. Dieser erinnerte sich, nachdem er geraume Zeit vergeblich nach einem Missionar für die Pommern gesucht hatte, des begabten und weltgewandten deutschen Geistlichen, der einst in jungen Jahren als bescheidener Kapellan an seines Vaters Hofe gelebt hatte und nunmehr einer der vornehmsten Reichsfürsten geworden war, und forderte ihn brieflich auf, sich dem Werke der Bekehrung der Pommern zu unter-

und den Gesandten zu ihm gingen, eingeladen, zu kommen: ohne Gefahr und ohne Furcht vor Beleidigung könne er hinaufziehen, sie wollten ihm in allem von Herzen gehorsam sein. Gott für diesen so schnellen und friedlichen Erfolg dankend, machte sich Otto auf den Weg zur Burg. Als das Volk aber die Wagen und Pferde und die große Schaar der Reisebegleiter sah, glaubte es einen Heereszug zu sehen und wurde stutzig. Bald indeß, da sie den friedlichen Charakter der Ankömmlinge erkannt hatten, legten sie alle Furcht ab, kamen wie ein Strom ihnen entgegen, umgaben und geleiteten sie, voll Verwunderung sie und alles Ihre betrachtend. Vor der Burg war ein geräumiger Platz, dort schlugen die Deutschen die Zelte auf und die Heiden selbst halfen dabei freundlich und dienstfertig.

Inzwischen hatte Otto seine bischöflichen Gewänder angelegt und redete, auf Antrieb des Paulitius und der Edlen, von einem erhöhten Platze das horchende Volk mit Hilfe eines Dolmetschers also an: „Der Segen des Herrn sei über euch, ihr Gesegneten des Herrn! Wir segnen und danken euch in dem Namen des Herrn, weil ihr uns gütig und freundlich aufgenommen habt. Was die Ursache unseres Kommens zu euch sei, habt ihr vielleicht schon gehört, und sollt es, wenn es euch recht ist, von neuem hören und fleißig merken. Wir kommen von einer langen Reise. Euer Heil, eure Seligkeit, eure Freude ist für uns die Ursache zu einer so weiten Reise gewesen. Denn ihr werdet ewig selig werden, wenn ihr euren Schöpfer erkennen und ihm allein dienen wollt.“ Solches und ähnliches redete er in einfachen Worten zu dem noch rohen Volk und dieses nahm die neue Lehre einmüthig an. Sieben Tage lang unterwies Otto mit Hilfe seiner Kleriker und Priester sie sorgfältig in allem, was zur christlichen Religion gehört, dann befahl er ihnen, drei Tage zu fasten, ihre Leiber zu baden und mit reinen weißen Gewändern angethan zur heiligen Taufe zu kommen.

Unterdeß wurden drei Taufkapellen für Männer, Frauen und Kinder in folgender Weise hergestellt. Große Fässer wurden so tief in die Erde gegraben, daß ihre Ränder ungefähr bis zur Höhe des Knies hervorragten, so daß man, nachdem sie mit Wasser gefüllt waren, leicht hinein steigen konnte. Rings um jedes Faß wurden in einem Kreise Vorhänge angebracht, indem man Stangen in die Erde schlug und oben durch Schnüre verband; vor dem Priester aber und seinen Gehilfen, welche auf der einen Seite standen und die Taufe zu vollziehen hatten, hing noch ein besonderer leinener Vorhang. So wurde dafür gesorgt, daß alles geziemend vor sich

baut, denn eine ganze Kirche konnte so schnell nicht hergestellt werden. Otto weihte den Altar und ließ an demselben Messen lesen; er gab ihnen einen Priester, Bücher, Kelch, Altarbekleidung und alles zum Altardienst Erforderliche. Das alles nahmen sie mit großer Freude und demüthigem Danke hin und legten die heidnischen Bräuche ab. Die Zahl der Getauften wird auf 7000 angegeben. Dann rüstete sich Otto weiter zu ziehen, versammelte das Volk noch ein Mal und nahm in einer längeren Rede Abschied.

Die neuere Kritik¹⁾ hat diese Rede für eine von Herbord, dem Verfasser des *Dialogus de Ottone*, Scholasticus des Klosters Michaelsberg, fingirte erklärt, einmal nämlich, weil sie förmlich über einen Text gehalten ist (2 Kor. 11, 2) und sich in einer für neubefehrte Heiden sehr ungeeigneten Weise mit theologischer Gelehrsamkeit über die Bedeutung des *aemulari* ergeht; sodann, weil sie die Lehre von den sieben Sacramenten der katholischen Kirche, welche erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aufgebracht sein soll, ausführlich entwickelt. Man gewinnt aber, wenigstens in Bezug auf den letzteren Punkt, mit dieser Annahme eben nicht viel, da Herbord im Jahr 1168 gestorben ist und sein Buch nach Jaffe's eigener Annahme in den Jahren 1158 und 1159 geschrieben hat. Es würde damit die Ausbildung der Lehre von den 7 Sacramenten vor 1159 sogar urkundlich festgestellt sein. Wir lassen den Anfang der Rede weg; im weiteren Verlauf derselben heißt es ungefähr folgendermaßen:

„Weil das gegenwärtige Leben ohne Sünde nicht geführt werden kann, denn das Leben des Menschen auf Erden ist Streit und Anfechtung, so übergebe ich euch, indem ich von euch scheide, was uns vom Herrn übergeben ist, die sieben Sacramente der Kirche nämlich, gleichsam sieben Gaben des heiligen Geistes, durch deren Gebrauch eure Gemeinde im Stande ist, zuzunehmen und ihre Schäden zu bessern. Das erste Sacrament, mit dem ihr schon geweiht seid, ist die heilige Taufe. Dies Sacrament, meine Brüder, müßt ihr fortan immer festhalten und ehren und euren Kindern zu geeigneter Zeit, d. i. am Pfingst- und Ostersabbath, durch die Hände der Priester zu Theil werden lassen, indem ihr gewiß wisset, daß, wer ohne dasselbe aus diesem Leben geht, am Reiche Gottes keinen Theil hat und ewige Pein leiden wird. Das zweite Sacrament ist die Firmung, d. i. die Salbung mit dem Chrisma auf der Stirn. Dies Sacrament ist denen, die da leben wollen, nothwendig, damit sie nämlich durch die Stärkung des heiligen Geistes befestigt und gewaffnet werden, um gegen alle Versuchung und Bosheit dieses Lebens zu kämpfen. Man muß es aber nicht bis ins Alter verschieben, wie etliche meinen, sondern in der Jugend empfangen, weil dies Lebensalter den Versuchungen mehr ausgesetzt ist. Das dritte Sacrament ist die Salbung der Kranken.

¹⁾ Vgl. Klemplin, die Biographien des Bischof Otto und deren Verfasser, baltische Studien IX, 1. S. 123 ff. und Jaffe, Herbordi *Dialogus*, Praefatio, p. 11.

führet sie schnell zur Stadt hinaus!“ Paulitius ergriff also den Bischof bei der Hand und trieb zur Eile. Die Straßen der Stadt aber waren sumpfig und lothig und überall mit Stegen und Brettern belegt. Indem sie auf diesen entlang durch die drängende Menge gingen, schlug einer mit einem großen Knüttel nach dem Haupt des Bischofs; aber er, sich abwendend, fing den Schlag mit der Schulter auf. Sogleich warf aus der Ferne ein anderer mit einer Stange und Otto fiel zwischen den Händen des Paulitius und des Priesters Hiltan, die ihn führten, von dem Stege in den Roth. Paulitius stand dem seinem Schutze Anvertrauten treulich bei, achtete die zahlreichen Schläge, die ihn selbst trafen, nicht, sprang bis an die Enkel in den Morast und richtete den Bischof wieder auf. Andre Priester und Kleriker leisteten gleichfalls Beistand und wurden gleich ihm mit Knütteln und Stangen geschlagen. Endlich erreichte man mit vieler Gefahr die Brücke über den Dibenowstrom, ging hinüber, brach sie hinter sich auf, um vor erneutem Angriff sicher zu sein, und athmete auf, als man am andern Ufer auf einem freien Plage zwischen Scheunen sich lagern konnte. Man zählte die Gefährten. Es fehlte niemand und man dankte Gott dafür. Man stellte fest, daß der Bischof drei Schläge bekommen hatte. Er war nicht damit zufrieden. „Die Palme war in meinen Händen, sprach er; ihr habt sie mir entrissen; Gott mag es euch verzeihen.“

Otto blieb mit seinen Gefährten nach der einen Nachricht 5, nach der andern 15 Tage in dem Lager vor Julin und wartete, ob die Einwohner vielleicht andern Sinnes werden möchten. Inzwischen gingen die Seinen hin und zurück; desgleichen kamen auch die Häupter der Stadt hinaus, um sich zu entschuldigen: der unverständige und rohe Pöbel sei nur Schuld an dem Aufruhr. Otto suchte ihnen den Glauben des Christenthums nahe zu bringen, indem er nach einigen Umschweifen auf sein eigentliches Anliegen kam, ermahnte und gab Rath. Er machte auch das Ansehen und die Macht des Polenherzogs geltend, den sie durch die ihm zugefügte Schmach beleidigt hätten, und gab zu bedenken, wie viel Böses für sie daraus entstehen könnte, wenn sie sich nicht bekehrten. Jene aber, nachdem sie mit ihren Mitbürgern Raths gepflogen hatten, gaben ihre Meinung endlich dahin ab: sie wollten in dieser Angelegenheit thun, was die Einwohner von Stettin thun würden; denn dies sei die älteste und edelste Stadt im Pommerlande und die Mutter der Städte; es würde unrecht sein, wenn sie eine neue Weise der Religion zuließen, die nicht vorher durch Stettins Ansehn bestätigt wäre.

Nach dieser Erklärung machte sich Otto unverweilt auf die Reise

auf seine Kosten, erquicht sie mit Speise und läßt sie frei gehen. Hat man je dergleichen im Lande der Pommern gesehen oder gehört? Die Unsterblichkeit der Seelen, die Auferstehung der Leiber und die Herrlichkeit des ewigen Lebens, das, sagt er, sei die Lehre der Christen." Durch solche Rede wurde die Jugend angezogen und indem die beiden Knaben ihre Besuche bei dem Bischof fortsetzten, brachten sie erst einzelne, dann immer mehrere Genossen mit, daß es zuletzt ein ganzer Haufe ward; auch diese alle wurden in Taufunterricht genommen und getauft. Von den Kindern aber ließen sich die Alten unterweisen und die Flamme des Glaubens wuchs; schon bekannten sie sich nicht mehr bloß einzeln und im Verborgenen, sondern in Scharen und öffentlich zum Glauben. Der Vater jener beiden Jünglinge, der abwesend gewesen war, wollte vor Gram sterben, als er auf der Heimreise erfuhr, was geschehen war. Allein die vorsichtige Gattin schickte Verwandte und Freunde ihm entgegen, ihn zu besänftigen, während sie daheim unablässig für seine Bekehrung betete. Und als nun der Vater zu Hause Weib, Kinder, Verwandte, Nachbarn und Freunde als Christen in dem neuen Leben wandeln sah, folgte er ihrem Beispiel und ward ein Christ. So der andere Bericht.

So weit war der Umschwung schon erfolgt, als die Gesandten von dem Herzog von Polen zurück kehrten. Sie brachten in einem eigenen Schreiben des Herzogs folgenden Bescheid: Ganz Pommern sollte fortan einen auf 300 Mark verminderten Tribut jährlich an den Herzog von Polen entrichten; bei eintretendem Kriegsfall sollten die Pommern auf die Weise ihm Hilfe leisten, daß je 9 Hausväter den zehnten mit Waffen und sonstigem Bedarf ausrüsteten und seines Hauswesens sich inzwischen in der Heimath treulich annähmen. Wenn sie diese Bedingungen erfüllten und Christen würden, so sollten sie beständigen Frieden haben.

Nun beschlossen die Stettiner in öffentlicher Volksversammlung einmüthig, sich dem christlichen Glauben zu unterwerfen. Der Bischof bestieg daher alsbald, die Gelegenheit wahrnehmend, eine Rednerbühne und ermahnte sie in freudig bewegter Rede, daß sie, die fast allein noch in ihrem Winkel das Licht der Wahrheit nicht erkannt hätten, während die ganze übrige Welt schon christlich sei, denen im Glauben folgen sollten, die ihnen in demselben voran gegangen wären, und die Tempel und Gözenbilder zerstörten.

„Aber ich weiß, so schloß er, daß ihr noch nicht genug Zutrauen habt und euch vor den Dämonen, den Bewohnern eurer Tempel und Gözenbilder, fürchtet und daß ihr darum nicht wagt, sie zu zerstören. Aber damit ihr keine Gefahr lauset, will ich

ist durchaus noch nicht abgeschlossen, auch durch das jüngste fleißige Werk von A. Werner¹⁾ nicht, und sie kann gar nicht zum Schlusse kommen, so lange man nicht einmal mit nüchternster Kritik und ohne sich durch Phantasiebilder beirren zu lassen, zur Darstellung gebracht hat, was die iredischottischen Missionsboten vorher erreicht hatten, und so lange man nicht sich daran macht, ein recht genaues Bild von dem Zustande der Kirche im linksrheinischen Frankenreiche zu entwerfen. Dies sind die nothwendigen und doch viel zu sehr vernachlässigten Grundlagen. — Steht es so um die Missionsgeschichte des Mittelalters, so wird man jeden Beitrag, der hier fördert, doppelt vollkommen heißen. Ein solcher ist nun das kürzlich erschienene Werk von Georg Dehio „Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Barmen bis zum Ausgang der Mission.“ (Berlin, W. Herz 1877.) Eine zweibändige Specialgeschichte eines deutschen Erzbisthums und doch ein bedeutsamer Beitrag zur Missionsgeschichte, weil Hamburg-Barmen, wenigstens seinen Gründungszielen nach, durchaus ein Missionsbisthum war.

Der Verfasser bemerkt selbst, daß es mit den Vorarbeiten für ihn verhältnißmäßig günstig stand. Gerade für dieses Stück der mittelalterlichen Geschichte ist in Einzelforschungen viel geleistet worden, und so hat er es zu seiner Hauptaufgabe genommen, das wirklich sicher Gestellte zusammen zu fassen und zu entsprechender Darstellung zu bringen. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob er sich einfach bei der Arbeit derer, die vor ihm forschten, beruhigt und ihre Ergebnisse ungeprüft aufgenommen hätte. Die beigegebenen Anmerkungen und kritischen Ausführungen zeigen zur Genüge, daß er überall auf die Quellen zurückgegangen ist und selbst geforscht hat. Dem Leser tritt dies im Texte freilich weniger entgegen, denn der Vfr. giebt dort keine geschichtliche Untersuchungen sondern eine einfache und klare Erzählung der geschichtlichen Vorgänge. Es ist seine Absicht gewesen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Vorarbeit auch dem weiteren Kreise des nicht fachgelehrten Publikums zugänglich zu machen. „Mit dem Wunsche, daß es gelesen werde, habe ich dies Buch geschrieben: etwas in seiner Art fertiges und unmittelbar Wirkendes will es sein, nicht eine bloße Stoffsammlung für Nachfolger.“ So darf dies Werk nicht allein seines Gegenstandes, sondern auch seiner Form wegen die Beachtung der gebildeten Leser auch über die Kreise der Theologie hinaus beanspruchen.

Das erste Kapitel schildert die Bewohner der Nordwestecke Deutschlands, die Friesen und Sachsen und ihre Belehrung zum Christenthum. Als Missionare kommen hier Willehad und Willerich in Betracht, und selbst von Alkuin glaubt der Verfasser nachweisen zu können, daß er wenigstens vorübergehend auf diesem Missionsfelde thätig gewesen sei. Das Hauptverdienst fällt natürlich Karl dem Großen zu, dessen Maßnahmen von Dehio gegen den Vorwurf übertriebener Härte in Schutz genommen werden, während der Papst um die Belehrung des Sachsenlandes sich so gut wie gar nichts kümmerte. „Es ist nicht zu viel gesagt: Rom hat an der Gewinnung Sachsens für die christliche Kirche absolut keinen Teil.“ Nach völliger Unterwerfung der Sachsen kam es zur Gründung des Bremischen Bisthums; im Jahre 804 oder 805 ward Willerich zum Bischof geweiht. Damit war ein wichtiger Ansatzpunkt für Weiteres gemacht. Von diesem Weiteren, dem Beginne der nordischen Mission, handelt dann das zweite und

¹⁾ Werner, Pfr. Aug. Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa. Eine kirchengeschichtliche Studie, gr. 8 (VI. 466 S.) Leipzig, 1876. M. 8. —

eine Gemeinde zu sammeln. Es brachen jetzt die Vernichtungskriege aus zwischen den Wenden und den Sachsen und christianisirt ward das Land gleichzeitig mit dem Germanisationsproceß durch die deutschen Ansiedler, die zahlreich von den Küsten der Nordsee und aus Westfalen herbeigezogen wurden. Dies geschah aber nicht durch die Hamburger Erzbischöfe, sondern durch die holsteinischen Grafen und die sächsischen Herzöge, besonders durch Heinrich den Löwen, der dann auch die kirchliche Vertheilung des eroberten Landes für sich in Anspruch nahm und selbst die Bischöfe einsetzte. Kurz Hamburg ward auch von diesem Missionsgebiete vollständig verdrängt, wie denn überhaupt die Herzöge von Sachsen — Inhalt des neunten Kapitels — die Absicht zeigten, die Erzbischöfe soviel wie nur möglich zu untertreten. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts war der Missionsberuf und die Missionsfähigkeit des Hamburger Erzbisthums so gut wie erloschen. Es war ein reines geistliches Fürstenthum geworden so wie die übrigen Bisthümer im Reiche, ohne eine besondere Aufgabe nach außen. Als merkwürdiges Wahrzeichen davon betrachtet der Vfr. die damals geschehene Uebertragung des Metropolitantitels von der hamburgischen Kirche, die ihn fast 400 Jahre geführt hatte, auf die bremische. „Der Verlauf der hamburg-bremischen Geschichte zeigte uns, was zugleich das Ziel der mittelalterlichen Kirchenentwicklung überhaupt ist: das allmähliche Eindringen rein staatlicher Momente in das kirchliche Leben, ihr Umsichgreifen und schließliches Ueberwiegen. Merkwürdig und ganz singulär ist es aber, wie diese Doppelnatur in unserem doppelhäuptionigen Erzstift äußerlich zur Erscheinung kam: an den Namen *Hamburg* knüpften sich die geistlichen Herrschaftsrechte, um *Bremen* concentrirte sich die weltliche Gewalt.“ — Doch es ist noch etwas nachzuholen. Auch im fernen Osten an der Küste des baltischen Meeres war ein Hamburg-Bremen unterstelltes Missionsbisthum entstanden. Den Gedanken, die Esten, Liven und Kuren zu christianisiren, hatte schon Adalbert gehabt, aber es kam damals nicht zu wirklicher Ausführung, besonders weil der Verkehr nach jenen Gegenden zu unsicher war. Erst als diese Verhältnisse sich geändert hatten, konnte man ernsthafter Hand ans Werk legen, und nun waren es vornämlich lübische Kaufleute und westfälische Ansiedler, die hier festen Fuß faßten. Die Missionsarbeit übernahm zuerst Meinhard, ein Augustiner-Chorherr aus Segeberg in Holstein, der 1186 zum ersten livländischen Bischof geweiht ward; das Entscheidende aber vollbrachte erst der ihm folgende Bischof Albert, vorher Mitglied des Bremer Domkapitels. Er lenkte hierher die Blicke der Kreuzzugsbegierigen im nördlichen Deutschland und eroberte mit ihrer Hilfe einen Theil des Landes. Dadurch wurden auch diese Küstengegenden zugleich germanisirt und christianisirt; aber Hamburg-Bremen hatte kein Gut davon. Sobald die kirchlichen Verhältnisse sich in Livland etwas gefestigt hatten, löste der dortige Sprengel auf Wunsch und mit Beihilfe der Päpste sich von der niedersächsischen Metropolis los. Am 20. Januar 1255 ward Riga zur Metropole der livländischen und preussischen Kirche erhoben. Damit schließt das zehnte Kapitel.

So umfaßt diese Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen ein sehr bedeutendes Stück der mittelalterlichen Missionsgeschichte; doch macht sich darin, um dies schließlich hier noch zu erwähnen, eine Beschränkung bemerklich, daß der Vfr. nur erzählt, was von jenem Mittelpunkt aus für die Mission geschah, sich dagegen auf die innere Entwicklung des Christenthums in den nordischen Gegenden nicht einläßt. Bei der Art wie er sich die Aufgabe gestellt hatte, konnte er nicht anders.

D. G. Plitt.

Aus den glaubensstärkenden Erfahrungen, die Pastor Jensen während des Vans gemacht, bringt das „Veiblatt“ einige Mittheilungen. Je länger je mehr schweigt die anfangs auch unter den Gefinnungsgenossen Jensens nicht unbedeutende Opposition und bricht sich in Schleswig-Holstein die Ueberzeugung Bahn: „Der Herr wills“. — Wir können zur Zeit dieser Ueberzeugung allerdings nicht mit recht freudigem Herzen beitreten, und zwar nicht sowohl deshalb, weil die heimathliche Missionsgemeinde anderer Missions-Gesellschaften dadurch geschmälert wird, dann hätte ja auch z. B. Barmen und Herrmannsburg nicht entstehen dürfen, als vielmehr weil uns die neue Missions-Gesellschaft noch keine solche Eigenthümlichkeit gezeigt hat, welche die Berechtigung zu einer Sonderexistenz enthielte, und weder der bloße provinzielle Partikularismus, noch die persönliche Ueberzeugtheit des Begründers die unbedingte Legitimation für dieselbe sein kann. Es ist ja zweifellos wahr, daß der Missionsforn einer Provinz durch einen eignen Missionsheerd eine bedeutende Belebung erfährt, aber es ist ebenso wahr, daß die Begründung eines neuen Missionsheerdes neues, vielleicht theures Lehrgeld fordert und doch zweifelhaft ob Miss.-Gesellschaften zu gründen sind, um das Missionsleben der Heimath zu fördern und ob heute die Vermehrung des Missionsapparates in der Heimath der Mission selbst die Förderung gewährt, welche ihre Freunde ihr dadurch angedeihen zu lassen glauben — ein Bedenken, welches uns auch für die Erweiterung des Gofnerschen Missionshauses nicht gerade begeistert werden läßt. Je einfacher, concentrirter und weniger kostspielig unser heimathlicher Missionsapparat wird, desto gesündere Missionsbahnen schlagen wir ein und desto wurzelhafter machen wir die Mission auf dem Missionsfelde draußen. Und doch trotz aller unsrer Bedenken — wir möchten um alles nicht erfunden werden als solche die wider Gott streiten. Ist das Werk aus Gott, so wird Er es auch legitimiren und legitimirt Er's, so freuen wir uns mit großer Freude, daß Er von einer neuen Seite her Seinem großen Werke eine weitere Bahn macht. Daß nur Christus den Heiden gepredigt werde allerlei Weise! — Dem ersten Inspector der Gofner'schen Mission wünschen wir zu seiner bevorstehenden Visitationsreise in Indien Gottes reichsten Segen. —

Durch den zwischen dem deutschen Reiche und den Tongainseln abgeschlossenen Vertrage ist die Aufmerksamkeit unsrer Landsleute mehr als sonst auf diese ozeanische Inselgruppe gelenkt worden. Bekanntlich spielt diese Gruppe in der Missionsgeschichte eine hervorragende Stelle: im Laufe von einem halben Jahrhundert ist sie christianisirt und halb civilisirt worden, — eine der glänzendsten Widerlegungen des Vorurtheils von der Erfolglosigkeit der modernen Mission. Es gewährte uns eine besondere Freude in einer der letzten Nummern des „Daheim“ (Nr. 36) aus der Feder des Schiffsarztes der „Gertha“ einem Artikel zu begegnen, „Deutschland und die Tongainseln“, der die Kunde von diesem Siege des Christenthums über die engeren Kreise der Missionsfreunde hinaus trägt. Wir nehmen dieses Ortes um so lieber auf diesen interessanten Bericht Bezug, als er ein erquickliches Gegenstück zu den gehässigen Ausfällen bildet, mit welcher die „Gartenlaube“ ihre Leser mit Haß und Verachtung gegen die Mission zu erfüllen die Gewohnheit hat. Wie viel könnte unsre Unterhaltungsliteratur zur Förderung der großen Sache der Mission beitragen, wenn sie mit dem Wohlwollen, ja nur mit der ruhigen Objectivität die missionsgeschichtlichen Thatfachen behandeln wollte, wie der

ein paar flüchtigen Kartenskizzen sind bereits vor einigen Monaten in Europa eingetroffen. Die wichtige Hauptkarte nebst ausführlicher Beschreibung ist noch nicht in unsere Hände gelangt. Stanley hat das Verdienst überall den Ufern des Sees gefolgt zu sein, und auch alle die von Cameron abgeschnittenen Buchten gründlich untersucht zu haben. Vor allem aber ist seine eingehende Untersuchung des Luluga bedeutsam, in welchem Cameron bekanntlich einen westlichen Ausfluß des Sees entdeckt zu haben meinte. Stanley zeigt, daß dem nicht so sei. Der Luluga ist zur Zeit noch ein stagnirender Creek oder Seearm, der in einer Schlammmasse endet, die eine weite Strecke, Mitwansi genannt, bedeckt. Jenseits dieser Strecke findet sich allerdings Gefälle nach dem Qualaba zu, und bei dem steigenden Wasserspiegel des Sees nimmt Stanley an, daß der Luluga mit der Zeit den Abfluß des Tanganyika bilden werde. Dies Resultat könnte leicht unser heutiges Wissen über die centralafrikanischen Seen bedrohen. Doch Stanley versichert, daß der Tanganyika keinen Zusammenhang mit dem Mwutan habe.

Wichtig ist auch die Beobachtung, daß der westliche Hauptzufluß des Ukerowe, der Kagera überhaupt der größte seiner Zuflüsse sei, mithin als die eigentliche Nilquelle angesehen werden müsse. Stanley benannte ihn Alexandra-Nil und stand im Begriff ihn bis zur Quelle zu verfolgen.

Wie es im Innern des muslimischen Asiens, in den nicht zum türkischen Gebiete gehörigen Ländern, um die Sklaverei steht, dafür mag an die Thatsache erinnert werden, daß die Russen bei ihrer vor etlichen Jahren unternommenen Expedition nach Schima, nachdem sie dort siegreich gewesen, Tausende von Sklaven, meist persische und andere Kriegsgefangene, in Freiheit setzten und es dem Khan als eine Friedensbedingung auferlegten, dieselben wieder in ihre Heimath zu befördern.

Aegypten, bisher einer der Hauptmärkte oder wenigstens eine der Hauptstraßen für den binnen- und ostafrikanischen Sklavenhandel, wird als Vasallenstaat der Türkei von dem türkischen Verbote mitbetroffen. Außerdem hat auch die aegyptische Regierung selbst wiederholt die bestimmtesten Verordnungen in gleichem Sinne erlassen, und die bekannte Expedition Sir Sam. Bakers, die im directen Auftrage des Khedive unternommen wurde, hat neben ihren politischen, militärischen und commerciellen Zwecken ausdrücklich auch den verfolgt, den Sklavenhandel in den oberen Nilländern zu unterdrücken. Von Aegypten darf man mit noch größerem Rechte als von der Türkei sagen, Sklavenhandel und Sklaverei sind officiell abgeschafft. Gleichwohl stehen auch hier die Thatsachen keineswegs mit den Gesetzen völlig im Einklang. Die Zollämter am Nil und Rothen Meere, wo früher die Sklaven gleich jeder andern Waare versteuert wurden, sind zwar aufgehoben, die Sklavenmärkte zu Khartum, Assuan, Kairo, Tantah &c. sind von der Polizei unterdrückt, die Sklaventransporte auf dem Nil werden nicht mehr geduldet; aber trotz alledem wird der Handel an gewissen Punkten, besonders in Oberägypten und in den Häfen des Rothen Meeres, unter der Hand weiter betrieben, und manche der dortigen Regierungsbeamten, weit entfernt, mit Strenge und Ernst dem Treiben entgegenzutreten, lassen es nicht nur geschehen sondern nehmen auch gern die Gelegenheit wahr, selber ihren Vortheil daraus zu ziehen. Mag aber auch der Sklavenhandel immerhin so ziemlich als unterdrückt gelten können, die Sklaverei selbst hat in Aegypten so wenig wie in den übrigen muslimischen Ländern aufgehört, auch hier finden sich Sklaven und Sklavinnen zahlreich genug in den reichen Häusern und in den Harems der Vornehmen.

Der hauptjächliche Schauplatz und eigentliche Herd des ostafrikanischen Sklavenhandels liegt bekanntlich weiter südlich und reicht weit über das Gebiet des Islam hinaus in das Innere hinein. Aber es verdient als ein eigenthümlicher und bezeichnender Umstand hervorgehoben zu werden, daß selbst dort die eigentlichen Händler Mohammedaner sind, sogenannte „arabische“ Kaufleute, die, oft mit zahlreichem bewaffnetem Troß versehen,

führten Verhandlungen laut. Von den ersteren darauf hingewiesen, daß die Aufforderung seitens der Christen, der Sklaverei ein Ende zu machen, nur eine durchaus wohlgemeinte und auf das Beste so vieler Menschen abzielende sei, daß sie auch vom Sultan freiwillig befolgt werde, erwiderte dagegen ein Araber: „So sehen wir hier zu Lande die Sache nicht an. Wenn unser Volk euer ansichtig wird, so ist sein erster Gedanke, ihr habt hier gar nichts zu thun; der Islam darf und will euch nicht ertragen, und wäre er stark genug, so würde er euch hier gar nicht dulden. Aber leider wohin man schaut, ist schon Alles europäisch. Was haben wir noch, was unser eigen wäre! Nur Eins noch, die Sklaverei. Will man uns die auch noch nehmen? Europäische Waaren, europäische Art und Weise überall, bald werden wir auch die europäische Religion hier haben.“ —

Nun hat freilich, wenn man von den stets und überall unvermeidlichen Greueln des Sklavenhandels absieht, im Orient und im Islam die Sklaverei als solche und in ihrem ruhigen Bestande, d. h. Leben und Lage derjenigen Sklaven, die einmal in den Besitz eines Herrn übergegangen sind, einen ganz anderen Charakter, als die Vorstellung des Europäers ihn gemeiniglich mit dem Worte Sklaverei verbindet. Sie ist bei weitem nicht das, was sie unter dem menschenverachtenden Despotismus des asiatischen Alterthums oder unter dem harten Gesetze der römischen Welt war, noch viel weniger das, was sie unter den brutalen Händen Amerikas geworden.

Der Sklave wird im Orient als Angehöriger des Hauses, ja oft fast als Familienglied angesehen und behandelt. Hier ist nicht die Rede von jener principiellen Verachtung, wie sie in der neuen Welt, soweit dort die Sklaverei gesetzlich noch besteht, also namentlich in Westindien und der nördlichen Hälfte von Südamerika, der Sklave von dem niedrigsten Freien erfährt; hier giebt es keine unübersteigliche Schranke zwischen dem Sklaven und seinem eigenen Herrn, es herrscht vielmehr oft ein Verhältniß nahen Vertrauens zwischen beiden, ja es findet so häufig eine Vermischung des Blutes statt, daß es unter den vornehmen und alten Familien nicht viele geben möchte, die nicht unter ihren näheren oder entfernteren Vorfahren Sklavinnen zählten, und eine solche Abstammung gilt keineswegs als eine verächtliche oder mit Makel behaftete. Im Hause wird für alle Bedürfnisse der Sklaven gesorgt, sie werden gelinde behandelt, wohl niemals grausam gezüchtigt, sehr selten für harte, aufreibende Arbeiten, sondern nur für leichte häusliche Dienstleistungen in Anspruch genommen; sie sind daher durchgängig mit ihrem Loose ganz zufrieden, gewöhnen sich so sehr an

rebet. Häufig werden ihnen von ihren Herren besondere Vertrauensposten übertragen, sie werden ihre Geschäftsführer, Secretäre, Güterverwalter, es wird ihnen zuweilen die Freiheit gegeben und sie erwerben dann selber Geld und Gut, wozu bereits der Grund gelegt war durch die Geschenke, die ihnen meistens sehr reichlich sowohl von dem Herrn des Hauses wie von den ihrer Obhut und Botmäßigkeit unterstellten Frauen zufließen. Selbst in der Geschichte der mohammedanischen Staaten haben Eunuchen, und nicht etwa nur als Anstifter oder Vermittler von Palastrevolutionen sondern auch als politisch betheiligte Personen, verschiedentlich eine bedeutende und einflußreiche Rolle gespielt.

Es muß anerkannt werden, daß dieser verhältnißmäßig milde Charakter der orientalischen Sklaverei zum großen Theil dem Islam als solchem zu verdanken ist. Auch diese Einrichtung hat er ja als eine seit uralten Zeiten bestehende vorgefunden, aber er hat Manches gethan, um ihr die Härte zu nehmen, die ihr ursprünglich eigen war. Der Koran enthält verschiedene darauf zielende Bestimmungen. Nach ihm gilt ein „gläubiger“ (d. h. zum Islam sich bekennender) Sklave mehr als ein „ungläubiger“ Freier; als Sühne für gewisse Verbrechen wird die Freilassung eines Sklaven empfohlen; der Herr soll nicht nur für Kleidung und Unterhalt, sondern auch für die passende Verheirathung seiner Sklaven und Sklavinnen sorgen, ja soll sogar dem Sklaven auf sein Ansuchen die Freiheit gewähren. Ebenso stehen speciell auch den Sklavinnen manche religiöse und gesetzhche Vorschriften sowie überdies, als daraus hervorgegangen, die Volksanschauung und Sitte schützend zur Seite. Wenn eine Sklavin von ihrem Herrn ein Kind zur Welt bringt, so kann sie nicht mehr verkauft werden und hat das Recht, nach dem Tode des Herrn ihre Freilassung zu verlangen. Häufig wird sie auch gleich nach der Geburt des Kindes für frei erklärt und zur rechtmäßigen Gattin erhoben; das Kind aber, das sie dem Herrn geboren, ist auf jeden Fall und von Anfang an frei. Selbst solche Kinder einer Sklavin, die nicht von dem Herrn, sondern von ihrem eigenen Manne abstammen, werden oftmals in die Familie aufgenommen und theilen die Erziehung der Kinder des Hauses.

Demnach ist ja immerhin zuzugestehen, daß der Islam auf diesem Gebiete bessernd und mildernd, sänftigend und sittigend gewirkt hat; aber trotzdem bleibt es eine schwer ins Gewicht fallende Thatsache, daß er zu der Höhe der Anschauung sich nicht hat erheben können, auf welcher Menschenwerth und Menschenwürde wirklich in vollem Maße anerkannt werden, sondern daß er auf jener niedrigen Stufe verharret ist, für welche der

wo Alle sich finden können und sich als gleichberechtigt anerkennen müssen. Das Bewußtsein von der alles Außerliche überwiegenden Bedeutung der geistigen und sittlichen Besitzthümer des Menschen hat im Abendlande, vermöge der befreienden und geistig treibenden Kraft des Christenthums und der jahrhundertelangen Erziehung und Gewöhnung, die Völker durchdrungen. Nur darum existirt bei uns eine Gesellschaft, die sich aus allen Schichten und Klassen zusammensetzt, innerhalb deren der Einzelne seine Berechtigung nicht seinem Stande oder Besitze, sondern seiner Persönlichkeit und persönlichen Geltung verdankt, aus der er auch selbst immer wieder neuen Antrieb und neue Förderung für sein Streben empfängt, und welche schließlich als Gesamtheit an den Aufgaben der Menschheit zu arbeiten vermag.

Im Orient wie gesagt, fehlen diese geistigen Elemente, und natürlich mit ihnen auch das Bewußtsein und die Anerkennung ihres Werthes. Die Folge davon aber muß nothwendig sein, daß nicht nur der Begriff der Gesellschaft in unserm Sinne dort nicht anwendbar ist, sondern daß auch das sociale Leben überhaupt und in all seinen wesentlichen Gebieten auf dem gleichen niederen Standpunkte verbleibt, auf welchem es gegenwärtig steht und schon seit Jahrhunderten gestanden hat. Eine Entwicklung zu vollkommeneren Lebenszuständen ist hier nicht möglich, die muslimische Welt ist in socialer Hinsicht wie in so mancher anderen ein *Petre-fact*. Die Kräfte, die bei uns, wenn auch in gefährlicher Gährung und unter gewaltsamen Umwälzungen, so doch schließlich mit heilsamen Erfolgen arbeiten und höchstwünschte Neugestaltungen hervorbringen, werden den Orient — allerdings nicht erschüttern — aber auch nicht vorwärts bringen, denn sie sind dort überhaupt unbekannt. Eine „sociale Frage“ im modernen Sinne sammt ihrem Zubehör von communistischen Idealen und demagogischen Agitationen wird es dort kaum jemals geben; und wenn dies ja freilich an und für sich kein Unglück ist, so ist doch das ohne Zweifel ein Unglück, daß es eine sociale Fortentwicklung gleichfalls nicht geben kann. Eine solche aber ist in der That nicht denkbar, so lange der Orient bleibt was er ist, und der Islam die Herrschaft über ihn behält.

Geschieht bei solcher Besprechung nichts Besonderes, so ist das ein Zeichen der Nichtzustimmung des Geistes, und muß die Ceremonie an einem andern Tage wieder vorgenommen werden; befällt aber den Rathfragenden bei solcher Conferenz ein Zittern, so darf er der Hilfe des Geistes in den betreffenden Umständen versichert sein. Günstiger Wind, eine vortheilhafte Reise, alles hängt von einem Wink des Verstorbenen ab. Bei stürmischem Wetter oder Gegenwind werfen die Reisenden wohl Tabak in das Meer, um die Geister zu bewegen, guten Wind zu machen.

Obwohl die Nusoresen gegen ihre *Kormars* große Achtung hegen, so können sie auch recht erzürnt wider sie auftreten, wenn deren Prophezeiung nicht nach Wunsch des Betreffenden ausgefallen ist, und werfen sie in solchen Fällen den *Kormar* gegen die Wand, daß ihm Arm oder Bein, oder die Spitze seiner gewöhnlich enorm großen Nase abbricht. Solch einen ausgedienten *Kormar* bietet der Papua uns bisweilen zum Verkauf an, da dieser keine Kraft mehr besitzt; im Uebrigen hängen sie fest an dieser abgöttischen Verehrung, und fürchten allerlei Unheil, wenn dieselbe durch einen Fremdling etwa beseitigt werden sollte.

Außer den *Kormars* haben sie noch die schon erwähnten *Amulette*. Ein Amulet dient dazu, den Sturm zu verjagen, ein anderes besorgt guten Wind, ein drittes besitzt die Kraft, feindliche „*Manoins*“ zu verschrecken, wieder andre sind Schutzmittel gegen allerlei Krankheiten, also unentbehrliche Talismane für Menschen, denen die ganze Natur mit übernatürlichen Mächten angefüllt ist. Der Papua fürchtet auch Gespenster. Ungern verweilt er in der Nähe eines Grabes beim Eintritt des Abends, da dem Volksglauben nach, die Todten des Abends und des Nachts umherirren, um Tabak und Pinang zu suchen.

So erzählte mir einst ein Mann, der nach dem Erdbeben wegen der Reparatur seines Hauses, in einem Hüttchen am Strande wohnte, daß er so bald wie möglich sein altes Haus beziehen wolle, weil der Geist seines verstorbenen Nachbarn in der Nacht an seinem jetzigen Häuschen gerüttelt habe, um Tabak zu bekommen. Als ich ihn fragte, warum er dem Geiste den Tabak nicht gegeben hätte, antwortete er: „Wenn ich das gethan hätte, so hätte er mich mitgenommen nach seinem Grabe.“ — Den einen Geist scheinen sie mehr zu fürchten als den anderen; denn bisweilen geschieht es, daß einige Tage, auch wohl Wochen nach dem Tode dieses oder jenes Stammgenossen, des Abends nach Sonnenuntergang sich ein entsetzlicher Lärm erhebt, der anfangend in einem Hause sich schnell durch das ganze Dorf verbreitet. Einige greifen nach der Gong oder Tifa,

Guinea im April 1863 vorübergehend in seine Wohnung einzog, so hatte ich reichlich Gelegenheit seinen Umgang mit den Eingebornen zu betrachten, und viel von ihm zu lernen, hauptsächlich auch die Elemente der Auforensischen Sprache, denn gerade während dieser Zeit beschäftigten die Brüder sich mit der Anlegung eines Wörterverzeichnisses.

Meine Kollegen Klaassen und Otterspoor wohnten bei Geißler auf Manaswari. Es fehlte uns nicht an Prüfungen aller Art. Die Verkündigung des Evangeliums hatte bisher noch keine Früchte getragen, wenigstens war noch keine Seele zu dem Herrn bekehrt, doch waren die Verhältnisse etwas besser als dort wo keine Missionare waren. Das rohe wüste Wesen der Papuas wurde sanfter, sie zeigten auch bei Streitigkeiten unter einander oder wenn sie fürchten durch ihre Feinde überfallen zu werden, Vertrauen zu den Missionaren; auch brauchten sie unsere Arzneien bei ihren Kranken. Das dort allgemein herrschende Sumpffieber ergriff uns mit aller Macht, und wir hatten beständig viel zu leiden; es war eine Seltenheit, wenn wir einmal Alle zugleich fieberfrei waren. War unsere Lage nicht angenehm, so durften wir uns doch mit dankbarem Herzen eines für „Papua“ guten Hauses erfreuen, welches mit viel Schwierigkeit, Mühe und Arbeit dort herzurichten ist. Aber auch dieses Obdach sollte uns genommen werden. Im Mai des Jahres 1864 wurden wir in einer schönen tropischen Nacht, bei hellem Mondschein erschreckt durch ein sehr heftiges Erdbeben, bei dessen zweitem Stoße unser Haus in Trümmern lag. Bis zum Anbruch des Tages standen oder saßen wir nur mit der nöthigsten Kleidung bedeckt am Strande. Dann wurde mit Hilfe der Papuas ein Hüttchen aufgeschlagen, in dem wir vor des Tages Hitze und in den kalten Nächten einen Zufluchtsort fanden. Unvergesslich wird mir diese Nacht bleiben und die darauf folgenden Tage, Wochen und Monate, voller Sorgen und Entbehrungen; doch auch unvergesslich die Gnade und Liebe unseres Heilandes, die unser Leben rettete, und uns beistand in der höchsten Noth. Hätten wir doch beinahe unsern Tod unter den niederstürzenden Brettern und Balken gefunden. — In späteren Jahren hat sich das Erdbeben noch manchmal wiederholt, doch nicht so gewaltig wie in dieser Nacht. Einige Jahre vor meiner Abreise nach Holland, fand wieder ein starkes Erdbeben statt. Ich war damals nicht mehr auf Doreh, sondern auf Manaswari in dem Dorfe Mansinam. Der Häuptling, der uns sehr feindlich und ein verstockter Heide war, ließ sich am zweiten Abend zu mir tragen auf den Schultern seines Sohnes (da er an franken Füßen leidend war) begleitet von einem großen

mit Lanzenstichen ermordet, und in's Wasser geworfen, nachdem Steine an ihren Füßen befestigt worden waren. Ich hatte vergebens versucht sie zu retten, denn während ich den Leuten im Rahne zurief, die Sklavin an mich zu verkaufen, schrie man aus allen Häusern: „schlage todt! schlage todt!“ und wie ein Dampfboot flog der Rahne dem Meere zu. —

Wenn der Aberglaube im Spiele ist, so sind die armen Leute nie eines andern zu belehren oder zu überzeugen, wogegen sie in andern Fällen als bei Streitigkeiten unter einander, wenn sie selbst drohend mit den Waffen sich gegenüberstehen, oft zu besänftigen sind. So geschah es, daß ein Mann auf Mansinam von einer kurzen Reise zurückkehrend hörte, daß seine Frau sich während seiner Abwesenheit nicht gut betragen hätte. Er vermuthete dieses, weil sie sich weigerte, den gewöhnlichen Eid durch die heiße Wasserprobe zu leisten. Der Mann eilte schnell mit gespanntem Bogen zu demjenigen der ihn beleidigt hatte, und schoß seinen Pfeil in das Haus des Beleidigers. Im Nu entstanden zwei Parteien, und in wenigen Minuten stand eine große Zahl gewaffneter Männer schreiend und tobend gegen einander. Bogen und Pfeile, Lanzen und Messer drohten von jeder Seite. Schon wurden die Pfeile abgeschossen, als ich mich nach dem Kampfplatze begab, um die Leute, so es möglich sein könnte zu versöhnen. Da ich ungewaffnet ging war dies ein Zeichen, daß ich vertraute, sie würden mir kein Leid thun, und daß ich sie friedlich stimmen wollte. Das geschah denn auch. Niemand zielte auf mich. Ich sagte zu ihnen: „Freunde, was macht ihr doch einen Lärm, der Abend ist schon gekommen und die Nacht naht, es ist besser, die Sache morgen am hellen Tage abzumachen; wenn ihr heute Abend mit einander streitet, so wird doch nichts Gescheidtes daraus; besser ist es, wenn ihr morgen die Sache in Ordnung bringet.“ Am andern Morgen wurde die Sache geordnet ohne Streit. Freilich wollte der Beleidigte sich dennoch rächen; denn nachdem die Versammlung der Häuptlinge beschloßen hatte, daß der Schuldige bezahlen sollte, kam er zu mir und sagte, ich möchte den Häuptlingen nicht zürnen, wenn ich hörte, daß er jemand getödtet hätte, denn er verzichte auf die Bezahlung und wollte durchaus sich rächen. Nach vielem Zureden und Abrathen gab er endlich nach und hat die Bezahlung angenommen, aber nicht für sich behalten, sondern vertheilt. Sie lieben das nicht, was sie als einen Sündenlohn betrachten.

Von den 15 Missionaren und ihren Frauen, welche, seitdem die Mission gestiftet ist, dort kürzere oder längere Zeit gearbeitet haben, sind 9 schon heimgegangen, 5 von ihnen auf ihrem Missionsposten. Noch 3

den Adalbert, welchen er mit zwei andern Priestern dem Bischof zu Hildesheim mitgegeben hatte, für die biblische Würde in Pommern. Die kirchlichen Satzungen, welche Otto den neugestifteten Gemeinden zu halten gebot, finden sich in einem höchst merkwürdigen Schriftstück aufgeführt, das wahrscheinlich den ältesten urkundlichen Bestandtheil der verschiedenen Biographien Ottos von Bamberg bildet, und wenn nicht von ihm selbst, doch in seinem Auftrag nach seiner Rückkehr aus Pommern abgefaßt ist. Es lautet in der Uebersetzung vollständig folgendermaßen:

„Im J. 1124 nach der Fleischwerdung des Herrn, in der zweiten Indiction, da Papst Kalixt II. auf dem römischen Stuhl saß, hat Otto, der Bambergischen Kirche erster Bischof, vom Feuer der göttlichen Liebe entzündet und mit Vollmacht und Beistimmung vorgenannten Papstes die Gegenden der heidnischen Pommern so wie einige Städte des luitizischen Landes¹⁾ besucht, damit er sie von dem Irrthum des Heidenthums belehre und auf den Weg des Lebens und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes führe. Und nachdem sie mit Gottes Hilfe belehrt und getauft sind, hat er Kirchen erbaut und geweiht. Darauf hat er gemäß den Ordnungen der alten Väter folgendes sie zu halten gelehrt: nämlich, daß sie am Freitage sich enthielten vom Fleisch und Milch nach Sitte der Christen, daß sie am Sonntage alles böse Werk unterließen und zur Kirche kämen um den Gottesdienst anzuhören und dort fleißigen Gebeten oblägen; daß sie sich beflüßigten, die heilige Passionszeit mit Fasten, Wachen, Almosen und Gebeten aufs sorgfältigste zu beobachten; daß sie ihre Kinder am Oster- und Pfingstabbath mit Kerzen und der Kappe, welche vestis candida²⁾ genannt wird, und unter Begleitung der Pathen zur Taufe brächten, und dieselben, mit dem Kleide der Unschuld angethan, täglich bis zu der Oktave desselben heiligen Sabbaths zur Kirche brächten und der Feier des Gottesdienstes bewohnten. Dieses schärfte er ihnen ernstlich ein: daß sie ihre Töchter nicht tödteten, denn dieser Gräuel herrschte am meisten unter ihnen; daß sie ihre Söhne und Töchter nicht über der Taufe hielten, sondern sich Pathen suchten; daß sie den Pathen Treue und Freundschaft hielten, wie leiblichen Eltern³⁾. Er untersagte ihnen auch, daß nicht jemand seine Gevatterin⁴⁾ zur Frau nähme oder eine leibliche Verwandte bis ins 6. und 7. Glied; und daß jeder sich begnüge mit Einem Weibe; daß sie die christlichen Todten nicht zwischen den heidnischen in Wäldern und Feldern, sondern auf Kirchhöfen

¹⁾ Damit sind Stettin, Zulin und Gradicia gemeint.

²⁾ Wohl dasselbe, was Luther im Taufbüchlein das Westerhemde nennt. Man vgl. oben die Beschreibung der Taufhandlung in Pyritz.

³⁾ Diese und die folgende Bestimmung beruhen auf der Lehre von der geistlichen Verwandtschaft zwischen Pathen und Täuflingen. Noch jetzt ist es, so weit ich das nördliche evangelische Deutschland kenne, stehende Volkssitte, daß nur die Pathen das Kind zur Taufe bringen, die Eltern aber, Vater wie Mutter, sich nicht dabei blicken lassen. Vergl. in der Pommerschen Kirchen-Ordnung unter andern die Worte in der Vermahnung an die Pathen: „und solches sollet ihr den Eltern anzeigen“, die also immer als abwesend gedacht werden.

⁴⁾ commatrem, d. i. eine die mit ihm zusammen ein Kind über der Taufe gehalten.

Westküste Süd-Afrikas vom Kap bis zum Cunene (vom 34.—18° südl. Breite) durch Jahrzehnte lange geräuschlose Arbeit der Missionare den Anfängen der Cultur erschlossen worden. Vielleicht 3 Millionen Mark, meist in Rheinland und Westfalen beigegeben, mögen im Laufe der letzten Jahrzehnte auf diese südwestafrikanische Missionsarbeit verwandt worden sein. Seit Beginn der Arbeit im Ganzen vielleicht 50, gegenwärtig etwa 30 rheinische Missionare standen und stehen an der Südwestküste Afrikas im Dienste ihres Berufes, einer Arbeit, die im zutreffendsten Sinne des Wortes als Culturkampf zu bezeichnen ist. Ihre Pionierdienste sind denn auch schon so weit gediehen, daß England ohne alle Schwierigkeit die Ergebnisse dieses Culturkampfes einzustreichen und ganz Südwest-Afrika als britisches Land sich anzueignen im Begriffe steht.“ — —

Zum andern ist es die illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde: „Aus allen Welttheilen“, die in ihrer diesjährigen August-Nummer mit großer Anerkennung einer Specialmission, nämlich der Mission auf den Tongainseln gedenkt. In der ethnologischen periodischen Literatur hat die genannte unter Fr. Delitsch's Redaction stehende Zeitschrift eine ziemlich neutrale Stellung zur Mission eingenommen, jedenfalls hat sie von Tendenzangriffen sich ferngehalten, wie z. B. das „Ausland“ sie an den Haaren herbeizuziehen liebt. Nun registriert sie allerdings den qu. Artikel, mit welchem sie für die Mission eintritt, unter die „Miscellen“, wohl aus einer gewissen Schüchternheit, indeß — die Mission ist deß nicht ungewohnt untenan zu sitzen, wir hoffen aber, daß der Redacteur, des „Aus allen Welttheilen“ zu dem bescheidenen Gaste noch sagen wird: „Freund, rücke hinauf“. Nur eine Bemerkung wollen wir uns zu dem sofort zu citirenden Artikel erlauben, bezüglich des Seitenhiebs in seinen Anfangszeilen, der wie es scheint geführt wird um bei den Gegnern der Sache sich Indemnität zu holen für die folgende Anerkennung in einem Specialfalle, nämlich die Bemerkung: wenn es der genannten Zeitschrift gefallen wollte, sich mit andern Missionsgebieten einmal so genau bekannt zu machen, wie sie es mit der Mission auf den Tongainseln gethan, so würde sie bald nicht mehr von dem „Fiasco“ schreiben, das „das Missionswesen an andern Orten aus mancherlei Gründen gemacht habe.“ Es sind das zu dogmatischen Axiomen gewordene Behauptungen der Missionsgegner, die lediglich auf Unkenntniß der Sache beruhen und man sollte endlich mit solchen nichtsagenden Allgemeinheiten das Feld räumen und statt ihrer Thatsachen bringen. Thatsachen, nicht auf Voreingenommenheit und Mangel an Kenntniß beruhende allgemeine Behauptungen, Thatsachen beweisen auch in der Mission. Nun der Artikel, mit welchem „Aus allen Welttheilen“ dem „Daheim“ secundirt:

„Auf dem Tonga-Archipel oder den Freundschaftsinseln kann sich das Missionswesen, wenn es auch an anderen Orten aus mancherlei Gründen Fiasco gemacht hat,

5000 Kinder von 198 eingeborenen Lehrern, natürlich unter der Oberaufsicht der Missionare, Unterricht.

Im letzten Jahre wurden von den Eingeborenen für Kirchen- und Schulzwecke nicht weniger als 295,186 Mark aufgebracht. Davon entfielen — zum ersten Male — auch 93,899 Mark auf auswärtige Missionszwecke, namentlich auf die Befehrung der Eingeborenen auf Neu-Britannien und Neu-Irland.¹⁾ Ferner wurden 122,485 Mark dem Jubiläumfonds für den Bau von Jubiläumskirchen überwiesen, so wie für die Errichtung einer höheren Töchterchule, nachdem das Tubou-College für Knaben schon längere Zeit bestanden hatte. Auch eine sogenannte Industrieschule ist vorhanden, in welcher junge Tonganer für nützliche Handwerke aller Art herangebildet werden. Kurz, die Methodisten haben auf dem Tonga-Archipel in sittlicher, wie in politischer und kommerzieller Hinsicht ganz außerordentliche Erfolge aufzuweisen.“

Zum dritten gedenken wir dieses Ortes des „Globus“, den unsre Leser bis jetzt keineswegs unter den Missionsapologeten zu finden gewohnt sind. Nun mit klingendem Spiel ist er auch noch nicht in ihr Lager übergegangen. Auch in der letzten Zeit hat es an kleinen Stichen auf die Mission in ihm nicht gefehlt. Aber im Ganzen scheint er jetzt sich doch gerechter und wohlwollender ihr gegenüber stellen zu wollen. Zwar sind es vornämlich die wissenschaftlichen (geographischen und ethnologischen) Förderungen durch die Mission, die er anerkennt, aber in der letzten Anerkennung dieser Art hebt er doch auch die Cultur, und die eigentlichen Missionserfolge hervor, die er sonst mit einer gewissen Beflissenheit in Abrede zu stellen pflegte. Bd. XXXII S. 5 bringt nämlich unter der Ueberschrift: „Eine Missionsfahrt durch Mikronesien“ einen Auszug aus dem Berichte der Hawaischen (nicht eigentlich amerikanischen, wie der „Globus“ sagt) Missions-Gesellschaft über die letztjährige Visitationsreise ihres Missionschiffes, des „Morning Star“ durch die Gilbert-Marshall- und Carolinengruppe. Der interessante Bericht findet sich wesentlich im Miss.-Herald, Juli 1877 und ist erstattet von dem durch den Hawaischen Board entsandten Deputirten Mr. Bailey. Nachdem der Artikel in seiner Einleitung sich anerkennend darüber geäußert, daß wir wesentlich den Berichten der Missionare unsre Kenntniß über die abgelegenen Inselgruppen des großen Oceans verdanken, folgt er der Reise des Missionschiffes so ziemlich von Insel zu Insel, wesentlich die geographischen Ergebnisse derselben registrirend. Bezüglich der eigentlichen Missionsresultate streut er folgende Notizen ein.

„Auf den 18 Koralleninseln der Gilbert-Gruppe sind jetzt im Ganzen 7 Missionsstationen; bei derjenigen auf Tapiteuea befinden sich 2 hawaische Geistliche mit ihren Fa-

¹⁾ Und nicht Geld allein wurde für diesen Zweck dargebracht, die Tonganer stellten auch Evangelisten, die mit Freudigkeit auf den gefährlichen Posten gingen. D. S.

als 30 Procent gaben deutliche Zeichen der Noth und Starvation, die wenn nicht aufgehalten, ganz sicher zur Erkrankung und zum frühen Tode führen muß. Ein großer Theil war in Lumpen gehüllt. Cholera, Blattern und Hungerdiarrhoe gehen im Schwange, sowohl unter den Coolies als unter der übrigen Bevölkerung. — Ich habe Herrn Gribble (Bezirksbeamter über 550,169 Einwohner) mitgetheilt, daß nach meinem Urtheil irgend eine Reduction des Lohnes in diesem District unglückliche Folgen haben würde, und habe ihm gerathen, weitere Ordre von der Regierung zu erbitten, ehe er die reducirte Lohneskala einführt. Ich kann mir keinen schmerzlicheren Zustand denken, in welchen ein Bezirksbeamter gerathen könnte, als diesen: seine arbeitende Bevölkerung aus Mangel an hinreichender Nahrung vor seinen Augen hinsiechen und sterben sehen zu müssen; und ich hoffe es möge mit dem Wohlwollen der Regierung übereinstimmen, den Beamten einige freie Hand zu lassen bei Einführung eines Tageslohnes, welcher nur dazu dienen kann, noch schneller und vollkommener menschliches Leben zu vertilgen, als es schon jetzt geschieht. Ich habe es oft bedauert, keinen Photographen mit mir umherzuführen. Denn Worte können im besten Falle nur sehr schwach den wirklichen Zustand beschreiben. Aber wenn die Glieder der Regierung diese lebendigen Skelette sehen könnten, wie ich sie sehe, so denke ich, würde man ohne Zögern zu dem Beschlusse kommen, daß der Zustand der arbeitenden Classen in diesem District höchst kritisch ist, und daß der Prozeß der Ausmerzungen und der Reduction zu weit gegangen ist.“ —

Diese und dergleichen Stimmen, die von allen Seiten laut wurden, verfehlten nicht einen tiefen Eindruck auf die Regierung von Madras zu machen; doch blieben ihre Hände gebunden, da sie der Regierung des Generalgouverneurs in Calcutta unterstellt ist. Der jetzige Inhaber dieses hohen Postens, der ein Jahrgehalt von 300,000 R. nebst freien Wohnungen u. einträgt, Lord Lytton, ist aber ein Poet, und kann nach Poeten Art eine Sache nie ansehen, wie sie wirklich ist, in Prosa. Die Regierung von Madras sah sich daher genöthigt in solcher Noth direct nach England zu berichten, und so erhielt sie von dort die Erlaubniß nach eigenem Ermessen zu handeln, unabhängig in diesem Stück von dem Generalgouverneur. Darauf ward denn auch alsbald gethan, was sich noch thun ließ. Die Coolies bekamen auch für den Sonntag bezahlt, obwohl sie nicht zu arbeiten brauchten, der Lohn wurde etwas erhöht, und die Kinder der arbeitenden Eltern werden auch gespeiset. Doch wie Vielen mögen diese grauen Theorien von den kühlen Himalajas — der Sommerresidenz des Generalgouverneurs — nach dem versengten Madras gesandt, das Leben gekostet haben!

Das Areal der Hungersnoth ist nun beschränkter, da der westliche Theil der Bombay-Präsidenschaft abzurechnen ist, aber sonst sind die Zustände noch viel ernster geworden. Ein großer Theil der arbeitenden Classen ist körperlich sehr bedeutend reduziert, aber die meisten würden wohl noch die bessere Zeit erlebt haben, wenn jetzt das Säen und Ernten möglich würde. Muß aber diese Hoffnung auf den Spätregen, October und November, verschoben werden, wo dann ja auch erst das Pflügen und Säen beginnt, so ist sehr zu fürchten, daß ein großer Theil derselben diese Zeit nicht mehr erleben wird. Ebenso wird es an Acker Vieh fehlen, welches schon zu vielen Tausenden hingestorben ist. Nur Gottes Barmherzigkeit kann hier helfen.

Diese Noth betrifft aber auch die mittleren Classen sehr hart. Leute, die sonst ein genügliches Auskommen hatten, können sich jetzt nicht mehr satt essen. Mit dem Schuldenmachen ist es hier auch sehr böse, da die Durmayaddi = Gnadenzinsen 12 Procent be-

Nur Gottes Barmherzigkeit kann hier helfen. Keine Macht der Erde reicht hin dieses Elend zu wenden.

Bangalore, 20. Juli 1877.

E. R. Baierlein.

P. S. Soeben bringt eine Bangalorer Zeitung die Kunde, daß der Amildar von Mangadi einen Mann arretirt und vor Gericht gestellt hat, der ein anderthalb Jahr altes Kind gekocht hat, und im Begriff war es zu verzehren! Wahrscheinlich im Hungerwahnsinn. —

Nachschrift des Herausgebers.

Wer durch eine Gabe helfen will, der schicke dieselbe direct nach Leipzig oder Basel — aber schnell!

Missions-Zeitung.

In der unter Bischof Crowthers Leitung stehenden Nigermission hat sich in den letzten 5 Jahren die Zahl der eingebornen Christen von 120 auf 716 vermehrt und wird zum Theil auf Antrag der Bevölkerung auch eine Vermehrung der Stationen nach dem Innern zu beabsichtigt. Die sämtl. Stationen kann der sehr fleißig visitirende Bischof von seiner Residenz Logos aus nur per Schiff erreichen. Da nun die Handelsschiffe, die er zu diesen Reisen bisher benutzte oder gar die Kanonenboote, deren er sich bedienen mußte, nicht nur die Regelmäßigkeit der Visitationen hinderten, sondern auch der Mission selbst Schwierigkeiten, Mißverständnisse und Gefahren bereiteten, so hat sich der rührige Bischof im Frühjahr nach England aufgemacht, um dort für ein eignes Missionschiff zu collectiren. Das Wort des immer gern gehörten Mannes hat auch gezündet und namentlich am Jahresfeste der Church. M. S. so durchgeschlagen, daß bis jetzt bereits gegen 40,000 Ml. eingekommen sind. Obgleich das erst etwa die Hälfte der nöthigen Summe, so ist Bischof Crowther doch bereits auf seinen Posten zurückgekehrt in der sicheren Erwartung, im nächsten Jahre das Missionschiff zu seiner Verfügung zu haben (Ch. M. Int. and Rec. 1877 S. 333 und 371 und Juv. Instr. S. 132).

Ich benutze diese Gelegenheit um ein Wort über Missionschiffe überhaupt einzuschalten, da für nicht wenige Missionsfreunde dieser Gegenstand einiger Aufklärung bedarf. Die großen englischen Miss.-Gesellschaften haben sämtlich, zum Theil sogar mehrere eigne Missionschiffe; z. B. die Church. M. S. hat ihrer 5: 2 in Ostafrika, 1 für die Scherbro-Mission, 1 für die Seychellen-Mission und 1 in China; die Schotten haben eins in Ostafrika (auf dem Nyassa), die Londoner M. G., die Presbyterianer und die Methodisten mehrere in der Südsee u. Alle diese Schiffe sind aber nicht eigentliche Passageschiffe, welche zur Ueberfahrt der Missionare und ihres Frachtgutes von England auf ihr Missionsgebiet bestimmt sind, wie die Hermannsburger weiland ihre Kandaze benutzten, sondern sie dienen dazu den Lokalverkehr auf den Missionsgebieten selbst,

„Weiter könnte ich euch schildern, wenn es die Zeit gestattete, wie wir durch immer neue Ausbrüche der noch nicht völlig überwundenen alten Sittenlosigkeit schmerzlich berührt werden. Ich könnte euch zeigen, welche Noth uns das fortwährende Wiederauftauchen des alten heidnischen Aberglaubens bereitet oder wie niedergeschlagen es uns gemacht hat, daß wir in der letzten Zeit, vornämlich unter den jüngeren Gliedern der reichen Familien eine wachsende Liebe zu geistigen Getränken haben sehen müssen, obgleich das madagassische Volk, wenigstens die Hovas, von Haus aus im Ganzen nüchterne Leute sind. —

„Das sind einige von den Wolken, die sich am Himmel sammeln. Dazu muß ich noch eins bemerken. Man hört viel von dem Missionserfolg in Madagaskar. Ich erzähle gern von den Siegen, welche das Evangelium Christi auf dieser Insel davongetragen hat, aber nun glaubt doch ja nicht, daß das Werk der Hauptsache nach vollendet sei. Im Gegentheil, ich meine, es hat erst angefangen. Alles was wir bis jetzt gethan haben besteht doch nur darin, daß das Licht an einigen Hauptorten angezündet ist. Ihr sagt — sind denn nicht 275,000 Christen da? Ganz recht, das heißt aber doch nur, daß auf 10 oder 12 Heiden erst ein Christ kommt. Zugegeben, daß das Evangelium an den Centralpunkten der Insel festen Boden gewonnen hat — aber giebt es nicht noch weite Länderstrecken, die noch kein Fuß eines Europäers betreten hat? Etliche Plätze sind noch so umnachtet, daß noch kein Strahl christl. Lichts sie erleuchtet hat. Nein, unser Werk ist noch nicht vollendet, es ist erst begonnen. Und wieviel haben wir selbst noch unter den Christen zu thun! Sie erwarten von uns ihre höhere Bildung, die Befriedigung ihrer literarischen Bedürfnisse — wir werden noch lange die Hauptbücherschreiber bleiben. Vor allem aber bedürfen sie unsres Rathes in der Leitung der so plötzlich entstehenden Gemeinden.

„Zu diesen kirchlichen kommen nun noch eine ganze Reihe socialer Fragen, die unter dem Einflusse des christl. Geistes ihrer Lösung harren. Wenige Dinge haben mir, während der paar Monate, die ich wieder in England bin, so wohlgethan, als die Beobachtung des Einflusses, den das Christenthum auf das häusliche Leben übt. In dem guten Ton, der Herzlichkeit, der Reinheit, der weisen Aufsicht und der allgemeinen Ordnung, die wir in einem christl. Hause finden, haben wir ein vortreffliches Bild von der Macht des Christenthums. Das sind Früchte, die ihren Ursprung aus einer christl. Wurzel haben, Früchte, die Einem in Madagaskar erst durch ihr Nichtdasein recht erkennbar und werthvoll werden. Diese Früchte müssen dort erst noch gepflegt werden und Zeit zur Reife haben. Wie viele Schwierigkeiten bietet weiter das Verhältniß der Geschlechter zu einander dar! Wie viel Mühe kostet es uns allein den Madagassen die Heiligkeit der Ehe verständlich zu machen.¹⁾ In früheren Zeiten herrschte die größte Freiheit und selbst die Ehe, obgleich in einem gewissen Grade sanctionirt, war nur eine geringe Schranke. In England spricht man von einem Ehebande. Nun die Madagassen kannten kein Band. Ein altes Sprichwort bei ihnen sagt: „Die Heirath wird nicht durch einen festen, sondern einen lockern Knoten gebunden, so daß sie leichtlich rückgängig gemacht werden kann.“ Und dieses Wort üben sie praktisch aufs treueste. Wenn ein — natürlich nichtchristlicher — Madagasse sein Weib los zu sein wünscht, so braucht er ihr nur ein paar Worte zu sagen. Es kostet ihm keine Mühe einen ganzen

¹⁾ Aehnlich gings einst in der alten Corinther-Gemeinde auch. Wie viel Mühe hatte St. Paulus ihnen das Verständniß für die Sündhaftigkeit der Hurerei beizubringen!

5) Die Presse ist fleißig am Werk, wol 200000 Exemplare verschiedener Schriften werden jährlich in Kurs gesetzt.

6) Neue Arbeitsgebiete sind in Westen und Süden und Osten der Insel erschlossen.

7) Dazu ist das Blut der Märtyrer ein nicht zu unterschätzender Same auch für die Kirche der Zukunft. „Gott hat uns in dieser theuern Geschichte, schloß der Missionar, eine Handhabe gegeben, die wir zu seiner Verherrlichung gebrauchen, einen mächtigen moralischen Hebel, durch den wir auf die Gemüther der gegenwärtigen Generation mächtigen Eindruck machen. Und sind zulezt die Verheißungen Gottes nicht auf unserer Seite? Sind wir nicht Diener dessen, dem alle Gewalt gehört? Nicht Soldaten eines Königs, der fortgehend zum Erobern auszieht? Wir müssen siegen, weil Christus herrschen muß und nicht in Madagaskar allein, sondern in der ganzen Welt als seinem Eigenthum“.

Fehlerverbesserung.

In Folge der Abwesenheit des Herausgebers sind in der letzten Doppelnummer, vornämlich im „Beiblatt“, einige Druckfehler stehen geblieben, die sich allerdings zum Theil selbst corrigiren.

- Statt „Brüder“ (S. 53, Z. 1) ist Länder;
- „ „von dort zu dort“ (S. 54, Z. 1) von Dorf zu Dorf;
- „ „Zungen“ (S. 57, Z. 16 v. u.) Zeugen;
- „ „nähren“ (S. 58, Z. 16 v. u.) rühren;
- „ „dennoch“ (S. 58, Z. 8 v. u.) darnach;
- „ „Stelle“ (S. 366, Z. 12 v. u.) Rolle;
- „ „erst“ (S. 365, Z. 5 v. o.) recht;
- „ „Dr.“ (S. 319) Ds. van Rhijn zu lesen.

Notiz.

Das „Beiblatt“ kann dies Mal ausnahmsweise erst der nächsten Nummer beigegeben werden.

Massenmord durch christliche Habgier längst gehabt und zum Theil noch; ist es da zu verwundern, wenn Ostasien durch das ihm gewaltsam aufgezwungene Opium ihn heute auch hat? — Und doch ist es. Denn dieselbe Nation, die in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts durch eine heroische That sich vom Fluch des Sklavenhandels und endlich auch der Sklaverei in ihren Colonieen losrang und damit eine Hauptursache des Massenmords nach Kräften beseitigte, ja mit beträchtlichen Opfern heute noch in West- und Ostafrika zu beseitigen sich bemüht, dieselbe Nation ist es, die in der 2. Hälfte des Jahrhunderts den Klagen, den flehentlichen Bitten der chinesischen Regierung, ja dem Aufschrei des christlichen Gewissens in ihrer eigenen Mitte zum Trotz in steigender Progression alljährlich Hunderttausende von Chinesen durch ihr Opium ihrer Gewinnsucht, genauer ihrer Defizitsfurcht bei dem indischen Budget zum Opfer bringt, ja die — eine christliche, eine protestantische Macht! — mit ihrem Zwangsgift nicht bloß, wie andere Massenmörder, die Leiber, sondern fast immer zugleich die Seelen, die ganze geistige und sittliche Kraft ihrer Schlachtopfer hinwürgt! Eine Zwittergestalt, mit der einen Hand großmüthig Leben und Freiheit der Negerwelt spendend und schützend, mit der andern dem zuckenden Riesenleib Chinas gewaltsam Tod und Knechtschaft durch sein Gift einimpfend, in Afrika von Tausenden gesegnet, in Ostasien von Millionen verflucht, so steht England mit seiner Colonial- und Handelspolitik heute vor uns. Die stolze Flagge Albions trägt einen breiten Schmutzfleck.

In der That hat sich England in seinen Beziehungen zu den Völkern der Erde wohl nie so schwerem Tadel ausgesetzt als in seinem Benehmen gegen China. Muß schon der Philanthrop, ja, wie wir sehen werden, auch der Handelspolitiker dies tief bedauern, so der Christ und der Missionsfreund zweimal. Denn daß zu den andern, in der Eigenart und Geschichte Chinas liegenden Hindernissen des Evangeliums das sittliche Aergerniß der Volksvergiftung durch das Opium noch als neues, erdrückend schweres hinzutritt, zumal für englische Missionare, begreift sich zum Voraus, und wird heute von allen Seiten bestätigt, wie sich uns am Schluß zeigen wird. Daher hat auch eine Missionszeitschrift ein besonderes Interesse, die britische Opiumpolitik mit wachsamem Auge zu verfolgen und nach Kräften Zeugniß abzulegen gegen ein ungeheures Missionshinderniß, das durch langjährige Christenschuld immer schwerer heilbar wird, dessen Entfernung wenigstens zum größeren Theile heute noch — aber vielleicht sehr bald nicht mehr — in der Hand einer christlichen Regierung liegt.

ein Echo in der politischen Tagespresse und allgemeinwissenschaftlichen Zeitschriften und Jahrbüchern.¹⁾

Unter den neueren speziellen Schriften über die Opiumfrage ist vor allen zu nennen das ebenso ausführlich als klar und überzeugend geschriebene Werk des Secretärs jener Antiopiumgesellschaft, früher Missionars der Londoner Miss.-Ges. in Hongkong, Turner „britische Opiumpolitik und ihre Resultate für Indien und China“ London 1876; Linling „die Mohnseuche (Poppy-plague) und Englands Verbrechen“, eine fleißige und sorgfältige Sammlung des statistischen Materials und aller einschlägigen charakteristischen Thatfachen; Rev. A. E. Moule (Missionar der Church Miss. Soc. in Ningpo) „die Opiumfrage“ 1877, eine kurze aber auf sichere Daten und offizielle Berichte sich stützende Darlegung namentlich der Wirkungen der englischen Opiumpolitik auf Indien und China, aus der wir im Folgenden das Wichtigste mittheilen werden; J. Macdonald, „die chinesische Frage“. Sodann Sir Will. Muir's (jetzt Mitglied des indischen Staatsraths) „Abhandlung betreffend die Opiumfrage“, Calcutta 1870, und verschiedene amtliche Berichte und Parlamentsverhandlungen hierüber;²⁾ Dr. Butler's Schrift „über die Bereitung des Opiums für den chinesischen Markt“; Donald Matheson's (früher Kaufmann in China) Pamphlet „Was ist der Opiumhandel“? (2. Aufl. 1857); Jeffreys' „der Opiumhandel im Osten“. Endlich allgemein orientirende Werke über Indien und China, die wenigstens Hilfsdienste zum Verständniß unsrer Frage thun können, wie Campbell, das moderne Indien; G. W. Cooke, China; Dr. Porter Smith, chinesische materia medica; Williams, das Reich der Mitte; Doolittle, das sociale

China, and England's Injustice towards the Chinese von Ormerod, Fowler, General Alexander und Andern.

¹⁾ Die Times seit 1858 (bes. Novbr.-Dezbr. 1873); der Pioneer (Indien) 1876; Spectator Okt. 1873 u. 1876 (die indische Regierung vertheidigend); London and China Express 19. Dezbr. 1873 u. 9. Jan. 74; North China Herald 1. Apr. 1868; North China Daily News 28. Novbr. 73; — Revue des deux Mondes 15. Jan. 1870; Macmillan's Magazin Okt. 1876; Contemporary Review Febr. 1876; Juni 1877 (s. d. Artikel von Justice Fry China, England and Opium); Eclectic Review März 1840; Chinese Recorder Jan. u. Febr. 1869; Chinese Repository Bd. V, VIII, IX, XII; Chinese Report Bd. VIII. North British Review Febr. 1857. — The British Banner, sieben Briefe über den Opiumhandel 1857 u. A. —

²⁾ Parliamentary Papers on Opium; Reports on East India Finance 1871 u. ff. Jahre; Blue Book, China Nr. 5, 1871; Nr. 1, 1875. Returns of Trade at the Treaty Ports in China 1872—73.

einheimische Pflanze. Seit 1736 wird er als Landesprodukt in Yungchang (im Westen von Yunnan) erwähnt. In Se-ch'uen, wo heute die zahlreichen Mohnpflanzungen dem britischen Opiumhandel schon bedeutende Concurrenz machen, wird erzählt, dieser Stoff sei vor 100 Jahren von Indien und Tibet eingeführt worden.¹⁾ Der heute gewöhnliche Name in China Ya-p'ien (Nachahmung des Opium) oder Yang-yen (ausländischer Rauchstoff) deutet gleichfalls auf ursprünglichen Import von auswärts, worüber gar kein Zweifel sein kann.

Seit der Regierung von Wan-leih (1573—1620) scheint es als astringirendes und beruhigendes Arzneimittel für Dysenterie, Diarrhoe, Rheumatismus zc. in Gebrauch gekommen zu sein, wie wir es ja als Medizin in Europa heute auch gebrauchen. Jahrhunderte lang dachte Niemand daran, es als Luxusartikel zu genießen. Der Verbrauch war daher ein ganz geringer. Bis zum Jahr 1767 überstieg das von Indien eingeführte Quantum nicht 200 Kisten per Jahr. Es wurde als Arzneimittel vom chinesischen Zollamt zugelassen, und der Handel damit von den Portugiesen in ganz legaler Weise geführt.

In Ostindien war die Opiumbereitung ein Monopol der mohammedanischen Herrscher gewesen.²⁾ Als durch den Sieg Clive's bei Plassen, 1757 die Besitzungen des Großmogul an die englisch-ostindische Compagnie übergingen, fiel ihr auch dieses Kronrecht als Beutestück zu, und von ihr ging es nach Auflösung der Compagnie in Folge des indischen Aufstandes 1858 an die Königin von England, nunmehr Kaiserin von Indien, über, so daß diese jetzt „die Eigenthümerin der größten Spezereifabrik in der ganzen Welt“ ist.³⁾ Die bedenkliche Erweiterung des Opiumhandels aber, die gewaltsame Ausdehnung des Opiumgebrauchs in China von einem Arzneimittel für Kranke zu einem Genußmittel für Gesunde fällt vor Allem der Compagnie und ihrer rücksichtslos habgierigen Handelspolitik zur Last, und beginnt sehr bezeichnend in der traurigen Periode, als unter Warren Hastings (Gouverneur von Bengalen seit 1772) ungestraft so viel Unrecht in Indien von Seiten der Engländer geschah.

Es war im Jahr 1773, daß die Compagnie durch Absendung einiger stark bewaffneter Schiffe das erste noch kleine Opiumgeschäft mit China

¹⁾ Dr. Porter Smith, Chinese Materia medica. S. 162 ff.

²⁾ f. Church Miss. Intelligencer, Juli 1876. S. 390.

³⁾ Friend of China I, S. 42.

tugiesen, Engländern und Amerikanern die ganze Schmach desselben zur Last gelegt, und dieselben ermahnt, den ganzen verderblichen Handel und die schändliche Bestechung der chinesischen Localbeamten aufzugeben. „Die Amerikaner, hieß es darin, seien etwa zu entschuldigen, da sie keinen König als Herrscher über sich hätten. — Die Götter werden ehrliche Händler sicher über den Ocean geleiten, aber über den Schmugglern verbotener Waare ist der schreckliche Arm des Gesetzes der irdischen Obrigkeit ausgereckt und schwebt der Zorn der unterirdischen Götter!“ — So predigte ein empörtes heidnisches Gewissen — den Christen!

Nun wurden die Schiffe von Whampoa nach Lin-tin entfernt, einer Insel zwischen Macao und der Mündung des Cantonflusses, und von da verbreitete sich der Handel bis hinauf nach Tien-tsin und der Mantschurei. Um diese Zeit nahm die ostindische Regierung, die seither im Wesentlichen nur Produzent gewesen war, auch den ganzen Handel durch strenge Exklusivmaßregeln in ihre Hand. Schiffe wurden ausgesandt, die der ganzen Küste von China entlang segelten, gefolgt von andern, die ihnen Theile der Fracht abnahmen und nun schwimmende Opiumdepots wurden, welche die chinesischen Schmuggler mit der verbotenen Waare versahen. Und um sie vollends an's Land und unter das Volk zu bringen, bestach man fortwährend die chinesischen Zollbeamten mit englischem Gelde. Gesetzesübertretung und Insubordination gegen ihre Vorgesetzten hat wohl Niemand die Chinesen systematischer und erfolgreicher gelehrt als die anglo-indische Regierung! Da auch höhere chinesische Beamte, am klingenden Gewinn Antheil nehmend, ein Auge bei diesem schmutzigen Handel zudrückten, so kam man auf den Glauben, die Edikte von Peking seien gar nicht ernstlich gemeint, und suchte englischer seits mit dieser Annahme den wachsenden Umfang des Opiumhandels zu entschuldigen. Man sollte aber bald belehrt werden, daß wirklicher und gerechter Haß gegen diese verderbliche Spezerei jenen Edikten zu Grund lag.

Als 1834 der Freibrief der Compagnie für weitere 20 Jahre erneuert, dabei aber ihre seither exklusiven Handelsrechte mit China freigegeben wurden, begannen — zum Theil jedenfalls in Folge jener falschen Voraussetzung — die Verwickelungen und Konflikte mit der chinesischen Regierung wegen des Opiumschmuggels, die später zu dem sogenannten „Opiumkrieg“ 1842—43 führten und mit dem Frieden von Nanjing ihren vorläufigen Abschluß fanden. Nachdem im November 1834 ein neues Verbot gegen den Opiumhandel erlassen war und trotzdem der Schmuggel an der Küste weiter bestand, kam bald das ganze Land in

legten, dürfen wir nicht vergessen, wie lang und schwer sie durch den Schmuggel gereizt waren; und jene Zerstörung des Opiums ist und bleibt ein merkwürdiger, in der Weltgeschichte fast einzig dastehender Fall, daß ein heidnischer Monarch lieber auf den Gewinn von Millionen für seine Taschen verzichtet, als durch den Verkauf einer schädlichen Waare das Wohl seiner Unterthanen zu gefährden. Daß die Ausschließung des Opiums ihnen voller Ernst war, das jedenfalls hatten die Chinesen klar bewiesen.

Der Friedensvertrag von Nanjing (August 1842), durch den China 5 Häfen dem britischen Handel öffnen, Hongkong abtreten und 21 Mill. Dollars an England bezahlen mußte, bestimmte (Artikel 48): „wenn Jemand Güter einschmuggelt, so unterliegen sie der Confiscation“, und dennoch hatte China für jenes ausgelieferte Opium nach demselben Vertrag 6 Mill. Dollars zu vergüten! Sir H. Pottinger, der im Namen von England den Vertrag unterzeichnete, hatte die Instruction, wenn irgend möglich, den Opiumhandel in dem Vertrag zu legalisiren. Aber die chinesischen Commissäre lehnten bestimmt, wenn auch höflich, alle dahin zielenden Vorschläge mit der Frage ab, „warum denn die englische Regierung sich nicht lieber mit der chinesischen zur Vernichtung dieses Handels verbinden wolle?“ Dazu wäre damals Grund, Gelegenheit und Macht genug vorhanden gewesen. Aber die englische Gewinnsucht ließ sich leider nicht dazu herbei. Pottinger erklärte sich nur bereit zu einem Befehl im Namen der Königin an alle Opiumschiffe, die chinesischen Häfen bei Strafe der Confiscation zu verlassen, „vorausgesetzt, daß die Chinesen gewillt seien, diese Strafe ohne Assistenz der britischen Regierung in Kraft zu setzen.“ Dies war aber die chinesische Regierung, wie er wohl wußte, nicht im Stande auszuführen den schwer bewaffneten Opiumschiffen gegenüber, und wurde auch von jener, um neue Verwicklungen zu vermeiden, flügllich abgelehnt. Und so lief denn Pottinger's Proclamation vom 1. August 1843 darauf hinaus, den Opiumhändlern zu erklären, „daß sie ein in China illegales Geschäft betreiben, worin die englischen Behörden sie nicht schützen werden, der Einzelne könne es nur auf seine eigene Gefahr hin thun“, d. h. also: wie nicht schützen, so werden wir euch auch nicht hindern, denn dies ist Sache des chinesischen Kaisers.

Der Opiumhandel, nach Pottingers Erklärung selbst die Hauptveranlassung des Kriegs,¹⁾ ward also nicht legalisirt. Nur die Ver-

¹⁾ Williams Middle Kingdom II, S. 569. Wenn Miss. Lechler (Basler Miss. Magaz. 1874 S. 5) den tiefsten Grund des Streits darin findet, daß China die alte Meinung, sein Kaiser sei der Herrscher über alle Lande, und alle Menschen seine Vasallen,

sein Bruder, Sir Bruce, denselben in Peking ratificiren lassen will, eröffnen die Taku-Festungen ein verrätherisches Feuer auf das kleine Geschwader der Allirten. Dieser thörichte Friedensbruch nöthigt die Westmächte zu schärferen Maßregeln. Eine neue größere Expedition erobert im Aug. 1860 die Taku-forts und marschirt gegen Peking. Ein abermaliger schmähliger Wortbruch und Verrath der Chinesen, welche einige vorausgesandte Unterhändler einkertern und so mißhandeln, daß viele davon starben, kann sie so wenig aufhalten als ihr bewaffneter Widerstand. Peking muß seine Thore öffnen und empfängt in der völligen Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes die wohlverdiente Strafe für jenen Bruch des Völkerrechts.

Der nun endlich im Okt. 1860 ratificirte Vertrag von Tientsin samt der Convention von Peking, die zu den früher geöffneten Hafenstädten noch weitere 7 hinzufügten, und auch dem Missionswerk bedeutende Vortheile brachten, da die Missionare nun die Freiheit erhielten, unter dem Schutz von Pässen auch das Binnenland zu bereisen,¹⁾ eröffnet ein neues Stadium auch für die Geschichte des englischen Opiumhandels. Nach Artikel 26 und 28 sollte ein neuer Tarif für denselben festgestellt werden, und dem vereinten Druck Englands, Frankreichs, Amerikas und Rußlands auf die tief gedemüthigte, dazu noch durch den heißen Kampf mit den Rebellen geschwächte chinesische Regierung gelang es, denselben dahin zu fixiren, daß Opium fortan nicht mehr als verbotene Waare behandelt werden, sondern nur einem Eingangszoll unterliegen sollte von 30 taels (1 tael = 6 M. 80 Pf.) per pecul d. i. Kiste von 133 $\frac{1}{3}$ engl. Pfd. Auch sollte es nur im Hafen verkauft und in's Innere des Landes nur von Chinesen, nicht von auswärtigen Händlern geschafft werden dürfen.

Um die noch nicht Angesteckten vom Opiumrauchen möglichst abzuschrecken, hatten die chinesischen Unterhändler 60 taels per Kiste gefordert, aber die Engländer ließen sich nur zu 30 herbei, und dabei blieb es denn. Auch im J. 1869 als der Vertrag revidirt werden sollte, und Sir Rutherford Alcock sich mit den chinesischen Staatsmännern bereits dahin geeint hatte, daß der Zoll von 30 auf 50 taels erhöht werden solle, verweigerte dies die englische Regierung, und so ist der ursprüngliche Vertrag von Tien-tsin heute noch in Kraft, und der Opiumhandel unter jenen Beschränkungen legalisirt. Nur die Transit-Gebühren für das

¹⁾ S. Fehler, a. a. O. S. 10.

Aber jetzt hatten starke militärische Expeditionen im Namen der Königin von England die Legalisirung dieses Handels durchgesetzt, das Parlament jenen Vertrag sanctionirt, und auch 1870, 1875 und 1876, als die Opiumfrage wiederholt in ihm discutirt wurde, die Fortsetzung des status quo beschlossen. Seitdem ist die Verantwortlichkeit Englands für diesen Handel eine direkte. — (Schluß folgt.)

Die Jesuiten in der Heiden-Mission.

Von Pastor A. Petri in Badligar.

(Fortsetzung.)

II. Von der Wiederherstellung des Jesuitenordens (1814) bis jetzt.

Ehe wir die Geschichte der jesuitischen Heidenmission seit 1814 im Einzelnen beleuchten, seien einige allgemeine Bemerkungen gestattet.

Natürlich suchten die Jesuiten nach der Wiederherstellung ihres Ordens mit größtem Eifer zurückzugewinnen, was sie verloren hatten. Das ist ihnen indes zum Theil überaus schwer, zum Theil ganz unmöglich gemacht worden, da inzwischen entweder andere katholische Orden oder evangelische Missionare in den Gebieten festen Fuß gefaßt hatten, wo einst die Jesuiten herrschten.

Hieraus läßt sich von vornherein der Schluß machen, daß die Stellung der Jesuiten zu anderen Orden und namentlich gegenüber den evangelischen Missionaren in dieser zweiten Periode viel neidvoller und bitterer sein wird als es schon in der ersten Periode der Fall war, wie denn auch der Charakter des Ordens nach wie vor ganz derselbe geblieben ist, wenngleich bei seiner Wiederherstellung (am 7. August 1814) ihm die früheren Vorrechte nicht mehr ganz zurückgegeben worden sind.¹⁾

Zunächst mögen einige Zahlen sprechen. In den Jahren 1838—1844 wiesen die statistischen Uebersichten 4 Kreise, Italien, Spanien, Gallien und Germanien, und in diesen 16 Provinzen und Viceprovinzen nach, von welchen letzteren die amerikanischen theils zu Spanien, theils zu Germanien gezogen waren. Das Personal umfaßte 1844 in 233 Häusern

¹⁾ Huber: Der Jesuiten-Orden u. S. 38.

sind, ergibt sich auch deutlich aus dem Rechenschaftsbericht über das Bistariat Madura, den Pater Saint-Eyr 1859 veröffentlichte, und aus welchem Marshall (I, 427) mittheilt: 1) „die Wiederaufnahme von mehr als 5000 Schismaticern und die neue Belehrung von 500 Gözendienern und 400 Protestanten“ — u. 2) „die Mission enthielt zu jener Zeit 34 Jesuitenväter, und in den vorhergegangenen 21 Jahren waren 35 über ihrem Werke gestorben. Das einheimische Collegium von Negapatam, das ausschließlich von jungen Männern der höheren Klasse besucht wird, hatte schon 7 Priester, 8 theologische Studenten, eine große Menge von Katechisten und Schullehrern und verschiedene Regierungsbeamte gebildet. 5 Waisenhäuser und 3 Hospitäler waren von den Vätern gegründet.“

Dazu kommt das Zeugniß von Mullens, dem früheren indischen Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, das Marshall als besonders beweisend (I, 442) anführt und welches lautet: „In der gegenwärtigen Zeit, 1854, sind die Jesuiten und römisch-katholischen Missionare durch die ganze Präsidentschaft Madras weit verbreitet. Wir haben nichts Gleiches in Nordindien, außer in der Umgebung von Dacca, in Fussingabad, Furrerpore und Pubna, wo eine Bevölkerung von 13,000 Seelen lebt.“

Was Wunder, wenn Marshall den Abschnitt über die katholischen d. h. jesuitischen Missionen in Indien mit den Worten schließt:¹⁾

„Die Verkündiger des Evangeliums in Indien — vom heil. Franz, dessen Weg ihn zuerst an die Küsten Asiens führte, bis zu Xaver d' Andrea²⁾, dem letzten jener langen Reihe von Aposteln, welche „„durch den Glauben Königreiche eroberten““, — waren Menschen mit Leidenschaften gleich uns selbst, die dennoch Kraft fanden, ein übernatürliches Leben zu führen und zu sterben, wie nur diejenigen sterben können, welche während ihres Lebens „„verborgen mit Christus in Gott““ gewesen waren.“ —

Führen wir hier sogleich auch an, was Marshall (II, 3 ff.) über die Mission auf Ceylon sagt:

„Jesuiten, Franziskaner und Oratorianer wetteiferten miteinander in der Weisheit und in der Liebe; und ihr Werk war hier, wie anderswo so gediegen, daß weder Trübsale noch Versuchungen, weder die grausamen Verfolgungen der Holländer noch die gefährlicheren Verlockungen der Engländer und Amerikaner eine andere Wirkung auf die katholischen Eingebornen ausgeübt hatten, als daß gerade dadurch, wie uns sogleich Protestanten versichern werden, ihre unerschütterliche Festigkeit bewiesen wurde.“

„1816 bezeichnete Buchanan, der damals Ceylon besuchte, die protestantische Religion als „„erloschen.““ In demselben Augenblick beschrieb Dr. Claudius Buchanan die katholischen Kirchen von Ceylon als „„gedrängtvoll von Andächtigen.““ „„Der

¹⁾ Marshall I. 448 ff.

²⁾ Der einzige Jesuiten-Missionar, welcher die Wiedereinsetzung der Gesellschaft Jesu durch Pius VII. im Jahre 1814 in Indien sah. Zu vergl. Marshall I, 416.

zählten sie 81,850 Schüler, 1872 dagegen 142,952. — — Man sagt, statistische Angaben seien unzuverlässig; dessen ungeachtet erklärt das indische Amt, daß die gemachten Zählungen genau und vollständig die Zahl der in den verschiedenen indischen Missionen gesammelten Bekehrten und die Orte angegeben, wo dieselben zu finden sind. Sie zeigen auch, daß die Zahl dieser Bekehrten in den letzten 20 Jahren bedeutend zugenommen hat — — Im Jahre 1852 belief sich die Gesamtzahl der bekehrten protestantischen Eingeborenen in Indien, Barma und Ceylon auf 22,400 Communikanten, in einer Gemeinschaft von 128,000 eingeborenen Christen jeden Alters; 1862 waren es 49,688 Communikanten und 213,182 eingeborene Christen; 1872 aber 78,494 Communikanten und 318,363 alte und junge Bekehrte.“

Ueber die katholischen Missionen in Indien enthält der Regierungsbericht nur wenige Mittheilungen, behauptet aber entschieden, daß dieselben keine Fortschritte machen.

Die Zahl der in ihrer Pflege stehenden Christen i. J. 1872 wird auf 914,691 Seelen angegeben, gegen 815,519 i. J. 1862. „Während die protestantische Mission um 60 % zugenommen hat, beträgt die Mehrung der römisch-katholischen (d. h. überwiegend der jesuitischen) nur 11 %. Wird von dem Zuwachse noch die zweifelhafte Zahl von 57,000 gewonnenen Thomaschristen abgezogen, so bleiben gar nur noch 42,000 als 10jähriger Gewinn.“¹⁾

Daß hiergegen „die katholischen Missionen,“ welche von Jesuiten-Priestern geschrieben werden, protestiren, ist erklärlich. In Nr. 10, 1875, S. 216, Anm. sagen sie:

„Zunächst betrug die Zunahme der Protestanten, wenn wir auch bei ihnen die protestantischen Zahlen als richtig annehmen, nicht 60 %, sondern 49 %, die der Katholiken nicht 11 %, sondern 29 %; dann aber muß vor Allem berücksichtigt werden, daß diese Prozentrechnung ein durchaus unrichtiges Bild giebt. Wenn 1864 erst 10 Protestanten waren und 1874 finden sich ihrer 20, so haben wir eine Vermehrung um 100 %, und wenn 1864 eine Million Katholiken war und 1874 sich 1,100,000²⁾, so haben wir eine Vermehrung von blos 10 %. Auf diese Weise streut man dem protestantischen Volk Sand in die Augen.“ Und dann wird für 1875 erklärt: „Im Ganzen haben wir in Englisch-Indien: 1119 katholische Priester und 1,210,351 Katholiken; dazu müssen wir nun aber noch 522 Priester und 245,388 Katholiken rechnen, die in den indischen Besitzungen Portugal's unter der ordentlichen Jurisdiction des Erzbischofs von Goa stehen. Demgemäß hat die katholische Kirche Indiens 1671 Priester und 1,455,739 Gläubige.“

Die Gesamtzunahme in den 11 Jahren (1864—75) soll 219,995 Seelen, die durchschnittliche Jahreszunahme 20,000 Seelen be-

¹⁾ Allgem. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 86.

²⁾ So viel ungefähr soll die Zahl der Katholiken in Indien i. J. 1864 und 1874 (nach dem dortigen katholischen Jahrbuch, The catholic directory) betragen haben. Zu vergl. die kathol. Missionen. 1875, Nr. 10, S. 215.

gelischen Mission überflügelt werden, erkennt man recht deutlich aus Aeußerungen wie der oben erwähnten des P. Dufal.¹⁾

Ähnlich schrieb P. Dupuis:¹⁾ „Das apostolische Werk vollzieht sich nicht ohne Widerspruch; es muß gegen alle Gebräuche des Heidenthums ankämpfen, es muß auch besonders gegen den Protestantismus kämpfen, welcher hier in allen seinen Hauptarten vertreten ist. Seine Tempel erheben sich neben unsern Kirchen, seine Schulklassen neben den unsrigen ein — — die deutschen Prediger haben sich gegen uns als die hartnäckigsten erwiesen.“

Und selbst „die kathol. Missionen“ in dem schon mehrfach citirten Statistik-Artikel (1875, Nr. 10) müssen (S. 217) wider Willen bekennen:

„Wenn die Protestanten nicht den armen katholischen Indiern so großen Schaden zufügten, wäre man oft in Versuchung, über ihre Anstrengungen und über ihre Täuschungen zu lachen.“

Ja, wenn nur nicht die deutsch-evangelische Mission, insonderheit die Gossner'sche Kolhsmission in Indien wäre! Letztere ist bekanntlich die einzige deutsche Mission, welche es in Indien mit Masseneintritten in die Kirche zu thun hat. Mit keiner anderen deutschen Mission macht sich deshalb auch die römische Presse, namentlich in den „katholischen (jesuitischen) Missionen“ so viel zu schaffen als mit der genannten. Im Jahre 1875 (Nr. 3, S. 67 und 68) wurde darin der ausführliche Bericht besprochen, welchen der Präses des Vorstandes der Gossner'schen Kolhsmission, Missionar Onajsch, im März 1874 der Generalconferenz zu Ranchi erstattete — er erschien unverändert im Namen des Berliner Hilfsvereins der gedachten Mission als „Nachricht für seine Freunde“. „Ohne zu den Freunden der „evangelischen Mission“ zu gehören, haben auch wir diesen Bericht erhalten“³⁾ — sagen die „kathol. Missionen“ und besprechen ihn in einer geradezu gemeinen Weise. Dem Lobe und Preise des Herrn, daß Er die Missionare mit Frauen und Kindern gesund erhalten habe, wird verächtlich hinzugefügt: „Welche Apostel und welche apostolischen Freuden!“ In Bezug auf den auch in der Kolhsmission nicht vollkommenen sittlichen Zustand der Gemeindeglieder namentlich auf den ältesten Stationen sagt das Jesuiten-Blatt:

„Wenn nun auch der sittliche Zustand der drei jüngeren Stationen als befriedigender geschildert wird, so scheint uns dennoch der ganze Bericht den Eindruck zu machen,

¹⁾ „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens“ 1873, 4. Heft. S. 22.

²⁾ Ebend. 1871, 5. Heft. S. 9.

³⁾ Es war allerdings eigenthümlich, daß ein ausdrücklich für die „Freunde“ der Kolhs-Mission gedruckter Bericht den „Kathol. Missionen“ zugesandt wurde, der Dank, den diese für solche Artigkeit abgestattet, wird wohl die Lust zu einer zweiten Zusendung abgetödtet haben. D. S.

nisse und wurde von denselben Triumphen verherrlicht — — Zwischen 1826 und 1858 war die Totalsumme der Bekehrten in Tong-King allein 140,000; eine um so wunderbarere Vermehrung, als sie in 38 Jahren grausamer und beinahe ununterbrochener Verfolgung stattfand — — In der ersten Hälfte des Jahres 1861 sind beinahe gleichzeitig 14 Priester gefangen genommen worden, von denen man weiß, daß 10 aus ihnen erwürgt oder enthauptet wurden. 1861 haben wir schon vom Tod oder von der Gefangenschaft 10 Weiterer gehört u.“

Diese in der That grausamen Verfolgungen veranlaßten namentlich den Kaiser Napoleon, an dem letzten englisch-chinesischen Kriege Antheil zu nehmen, um den katholischen Missionaren, insonderheit den Jesuiten!, Duldung im Lande zu erwirken. Der Friedensvertrag von Tientsin (1860) verschaffte auch bekanntlich der katholischen Mission eine gewisse Freiheit der Bewegung im Lande. In Folge dessen waren nach einer statistischen Tabelle der römisch-katholischen Mission i. J. 1866 bereits in China und den Nachbarländern 6 katholische Missionsgesellschaften thätig, obenan die Jesuiten und Lazaristen, und belief sich die Zahl der chinesischen Christen auf 363,580 — mit Einschluß von Japan, Tibet, Korea, der Mongolei und Mantschurei, von Cochinchina und Tonkin auf 836,747.¹⁾

Aber die Hand Frankreichs, welche die römischen Missionen schützte und hielt, fühlten die Chinesen alsbald sehr empfindlich und suchten sie zu entfernen. Das bekannte Blutbad von Tientsin (am 21. Juni 1870) war zum Theil eine Folge dieser Verquickung der Mission mit der Politik.

Gewiß werden wir wegen dieses Schicksals die Franzosen herzlich bemitleiden, aber wir können sie nicht von aller Verschuldung daran freisprechen. Wenn sie z. B. in Peking zum Bauplatz ihrer Kathedrale ein Stück des kaiserlichen Territoriums erzwingen, so daß der Kaiser von China seinen Garten durch eine hohe Mauer von der römischen Kirche abschließen muß, wenn man sich an die barbarische Kriegsführung eines Palikao erinnert und bedenkt, daß die unter der Leitung der französischen Priester stehenden Katholiken eine Art Staat im Staate zu bilden beanspruchten — so kann man sich so sehr nicht wundern, wenn der chinesische Nationalstolz in Gewaltthatigkeiten sich Luft macht.

Selbst Franzosen haben das zugegeben. So urtheilte ein französischer Staatsmann in der *Revue des deux mondes* folgendermaßen:

„Könnte denn das Missionswerk in China nicht bestehen und sich ausdehnen, ohne die französische Regierung hinter sich zu haben, und verschafft es der letzteren dafür einen wirklichen Einfluß? Es möchte scheinen, Frankreich thäte wohl daran, von der Unterstützung der katholischen Propaganda abzustehen, da dieselbe eine unaufhörliche Ursache von Verwirrung und Streit ist.“

¹⁾ Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 233.

gelischen Mission überflügelt werden, erkennt man recht deutlich aus Aeußerungen wie der oben erwähnten des P. Dufal.¹⁾

Ähnlich schrieb P. Dupuis:²⁾ „Das apostolische Werk vollzieht sich nicht ohne Widerspruch; es muß gegen alle Gebräuche des Heidenthums ankämpfen, es muß auch besonders gegen den Protestantismus kämpfen, welcher hier in allen seinen Hauptarten vertreten ist. Seine Tempel erheben sich neben unsern Kirchen, seine Schulen nisten sich neben den unsrigen ein — — die deutschen Prediger haben sich gegen uns als die hartnäckigsten erwiesen.“

Und selbst „die kathol. Missionen“ in dem schon mehrfach citirten Statistif-Artikel (1875, Nr. 10) müssen (S. 217) wider Willen bekennen:

„Wenn die Protestanten nicht den armen katholischen Indiern so großen Schaden zufügten, wäre man oft in Versuchung, über ihre Anstrengungen und über ihre Täuschungen zu lachen.“

Ja, wenn nur nicht die deutsch-evangelische Mission, insonderheit die Gofner'sche Kolhsmission in Indien wäre! Letztere ist bekanntlich die einzige deutsche Mission, welche es in Indien mit Masseneintritten in die Kirche zu thun hat. Mit keiner anderen deutschen Mission macht sich deshalb auch die römische Presse, namentlich in den „katholischen (jesuitischen) Missionen“ so viel zu schaffen als mit der genannten. Im Jahre 1875 (Nr. 3, S. 67 und 68) wurde darin der ausführliche Bericht besprochen, welchen der Präses des Vorstandes der Gofner'schen Kolhsmission, Missionar Onasch, im März 1874 der Generalconferenz zu Ranchi erstattete — er erschien unverändert im Namen des Berliner Hilfsvereins der gedachten Mission als „Nachricht für seine Freunde“. „Ohne zu den Freunden der „evangelischen Mission“ zu gehören, haben auch wir diesen Bericht erhalten“³⁾ — sagen die „kathol. Missionen“ und besprechen ihn in einer geradezu gemeinen Weise. Dem Lobe und Preise des Herrn, daß Er die Missionare mit Frauen und Kindern gesund erhalten habe, wird verächtlich hinzugefügt: „Welche Apostel und welche apostolischen Freuden!“ In Bezug auf den auch in der Kolhsmission nicht vollkommenen sittlichen Zustand der Gemeindeglieder namentlich auf den ältesten Stationen sagt das Jesuiten-Blatt:

„Wenn nun auch der sittliche Zustand der drei jüngeren Stationen als befriedigender geschildert wird, so scheint uns dennoch der ganze Bericht den Eindruck zu machen,

¹⁾ „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens“ 1873, 4. Heft. S. 22.

²⁾ Ebend. 1871, 5. Heft. S. 9.

³⁾ Es war allerdings eigenthümlich, daß ein ausdrücklich für die „Freunde“ der Kolhs-Mission gedruckter Bericht den „Kathol. Missionen“ zugesandt wurde, der Dank, den diese für solche Artigkeit abgestattet, wird wohl die Lust zu einer zweiten Zusendung abgekühlt haben. D. H.

nisse und wurde von denselben Triumphen verherrlicht — — Zwischen 1826 und 1858 war die Totalsumme der Bekehrten in Tong-King allein 140,000; eine um so wunderbarere Vermehrung, als sie in 38 Jahren grausamer und beinahe ununterbrochener Verfolgung stattfand — — In der ersten Hälfte des Jahres 1861 sind beinahe gleichzeitig 14 Priester gefangen genommen worden, von denen man weiß, daß 10 aus ihnen erwürgt oder enthauptet wurden. 1861 haben wir schon vom Tod oder von der Gefangenschaft 10 Weiterer gehört u.“

Diese in der That grausamen Verfolgungen veranlaßten namentlich den Kaiser Napoleon, an dem letzten englisch-chinesischen Kriege Antheil zu nehmen, um den katholischen Missionaren, insonderheit den Jesuiten!, Duldung im Lande zu erwirken. Der Friedensvertrag von Tientsin (1860) verschaffte auch bekanntlich der katholischen Mission eine gewisse Freiheit der Bewegung im Lande. In Folge dessen waren nach einer statistischen Tabelle der römisch-katholischen Mission i. J. 1866 bereits in China und den Nachbarländern 6 katholische Missionsgesellschaften thätig, obenan die Jesuiten und Lazaristen, und belief sich die Zahl der chinesischen Christen auf 363,580 — mit Einschluß von Japan, Tibet, Korea, der Mongolei und Mantschurei, von Cochinchina und Tonkin auf 836,747.¹⁾

Aber die Hand Frankreichs, welche die römischen Missionen schützte und hielt, fühlten die Chinesen alsbald sehr empfindlich und suchten sie zu entfernen. Das bekannte Blutbad von Tientsin (am 21. Juni 1870) war zum Theil eine Folge dieser Verquickung der Mission mit der Politik.

Gewiß werden wir wegen dieses Schicksals die Franzosen herzlich bemitleiden, aber wir können sie nicht von aller Verschuldung daran freisprechen. Wenn sie z. B. in Peking zum Bauplatz ihrer Kathedrale ein Stück des Kaiserlichen Territoriums erzwingen, so daß der Kaiser von China seinen Garten durch eine hohe Mauer von der römischen Kirche abschließen muß, wenn man sich an die barbarische Kriegsführung eines Palikao erinnert und bedenkt, daß die unter der Leitung der französischen Priester stehenden Katholiken eine Art Staat im Staate zu bilden beanspruchten — so kann man sich so sehr nicht wundern, wenn der chinesische Nationalstolz in Gewaltthatigkeiten sich Luft macht.

Selbst Franzosen haben das zugegeben. So urtheilte ein französischer Staatsmann in der *Revue des deux mondes* folgendermaßen:

„Könnte denn das Missionswerk in China nicht bestehen und sich ausdehnen, ohne die französische Regierung hinter sich zu haben, und verschafft es der letzteren dafür einen wirklichen Einfluß? Es möchte scheinen, Frankreich thäte wohl daran, von der Unterstützung der katholischen Propaganda abzustehen, da dieselbe eine unaufhörliche Ursache von Verwirrung und Streit ist.“

¹⁾ Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 233.

Bemühungen in Yokohama 1862 auch eine Kirche erbaut worden ist. Aber die Ankunft zahlreicher Jesuitenpatres, welche diese Mission wesentlich verstärken sollten, erregte das Mißtrauen der japanischen Behörden, um so mehr als der französische Jesuit Roches mit rebellischen Daimios correspondirt und diese mit Waffen und Munition versehen zu haben schien. So wurden 1868 unversehens mehrere hundert Christen katholischer Confession auf japanischen Dampfern zur Zwangsarbeit nach entlegenen Inseln deportirt, um das Land von ihnen zu säubern, und die ganze römische Mission schien vernichtet. Durch die Aufhebung der Verfolgungsbefehle zu Anfang März 1873 hat nun zwar auch die katholische Mission sich wieder auszubreiten gesucht, und eine Anzahl neuer Kräfte zugesandt erhalten, aber dennoch schreiben „die katholischen (Jesuiten-) Missionen“ (1874, S. 25 ff.):

„Dem Eifer und der Thätigkeit der katholischen Missionäre ist also ein neues, weites Reich geöffnet — — dürfen wir hoffen, daß das Christenthum in Japan jetzt ebenso große und rasche Fortschritte machen wird, wie es im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts gemacht hat? Diese Hoffnung glauben wir leider kaum hegen zu dürfen — — die erste Schwierigkeit liegt im japanischen Nationalcharakter — — Ein zweites noch größeres Hinderniß bildet die „Staatsvergötterung“, die man im europäischen Reiche einzuführen eben im Begriff steht, die aber in Japan bereits von Alters her besteht — — Sodann das böse Beispiel der Ausländer — — Und nun noch die protestantischen Missionäre! Da in jedem Jahre den protestantischen Missionsgesellschaften Millionen von Thalern (!) zufließen, so war es voraus zu sehen, daß ihre Sendboten in großer Anzahl sich nach Japan begeben würden. Gegen Ende 1866 befanden sich in Nagasacki und Yokohama allein nicht weniger als 95 protestantische Missionäre; seitdem hat sich ihre Zahl verdoppelt und verdreifacht.“ (!?)

Ostasien ist also für die Jesuiten gegenwärtig ein höchst ungünstiges Missionsterrain¹⁾ Günstiger ist ihnen

Vorderasien.

Hier hat bekanntlich der amerikanische, englische und deutsche Protestantismus in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, und diese spornen nun die Jesuiten zu um so größeren Anstrengungen an. In Beirut und Syrien namentlich, wo jene 3 evangelischen Bestandtheile der Bevölkerung, zum syrischen Zweige der evangelischen Allianz vereinigt, schon viel Terrain gewonnen und manches Denkmal evangelischer Liebesthätigkeit gegründet haben, sind die römisch-katholischen Christen in einer Anzahl von Denominationen vertreten, Reste jener Sekten, welche während der großen theo-

¹⁾ Vergl. auch über Korea und den indischen Archipel unsere „Rundschau über die römisch-kathol. Heiden-Mission“ im II. Bd. der Allgem. Miss.-Zeitschr. S. 117 und 120.

Ohne uns in eine theologische Controverse über den Begriff „Kirche“ einzulassen, erscheint es uns als eine etwas gesuchte theoretische Subtilität, Nichtchristen, die irgendwie bereits unter dem Einflusse der Wahrheitsmacht des Evangelii stehen, innerlich also mehr oder weniger aufgehört haben Heiden zu sein, nicht mehr als „Nichtkirche“ und daher auch nicht ferner als Objecte der missionarischen Thätigkeit zu betrachten. Es giebt beispielsweise in Indien Tausende von „geheimen Christen“ oder vielleicht richtiger von Nichtmehrheiden, an denen sich der Geist Gottes in unverkennbarer Weise bereits bezeugt hat, bei denen „ein Antheil von dem, was Kirche und Nichtkirche unterscheidet“ also entschieden vorhanden ist, wir sind aber ganz gewiß, daß kein einziger Missionar diese Leute als nicht mehr Object der missionarischen Thätigkeit im eigentlichsten Sinne des Wortes ansehen wird. Sollen diese „geheimen Christen“ von der missionarischen Heilsverkündigung, die nach v. Bezschwitz ja nur „die Form des Kerygma als Massen- und Wanderpredigt“ (§ 142) tragen darf, ausgeschlossen werden? Unser Autor überweist ihre Behandlung der katechetischen resp. der seelsorgerischen Thätigkeit — wenn nun aber derselbe Mann, dessen Kerygma sie beeinflusst hat, in das Verhältniß des Katecheten oder Seelsorgers zu ihnen tritt, übt er dann wirklich nicht mehr eine missionarische Thätigkeit? Oder muß er, wenn er sich innerhalb der durch v. Bezschwitz dem missionirenden Thun gesteckten Grenzen halten will, solche Leute den Händen Anderer übergeben, die nicht in jenem specifischen Sinne Missionare sind? Wir wollen gar nicht an den Fall erinnern, daß diese „Glaubensanfänger“ dem Missionar sich oft nicht bemerkbar machen, sondern mit dem Verfasser annehmen, daß sie ihr „Verlangen“ äußern „in das Verständniß und Leben des verkündigten Heils näher eingeführt resp. eingefügt zu werden“ — mit welchem sachlichen Rechte wird nun die Missionsthätigkeit als zu ihrem Ziele gekommen bezeichnet? Ist etwa der nach eingehenderer Belehrung resp. nach dem Empfang der Taufe verlangende Heide bereits zu einem Jünger gemacht? Es ist doch offenbar eine authentische Erklärung des Stifters der Mission, wenn er den summarischen Missionsbefehl bei Markus: „prediget das Evangelium aller Creatur“ bei Matthäus dahin interpretirt: „machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet und lehret.“ Dadurch, daß der Herr das *μαθητεύειν* ausdrücklich durch *βαπτίζειν* und *διδάσκειν* (man beachte doch die Participialform!) vollzogen haben will, hat er doch zweifellos die lehrhafte Unterweisung wie die Vollziehung der Taufe unter den Begriff der specifischen Mis-

Wir bleiben also bei dem von Alters her angenommenen Grenztermine, daß die Mission erst ihre Aufgabe erfüllt habe, wenn sie durch die Taufe die Nichtchristen in die Gemeinschaft der christlichen Kirche thatsächlich aufgenommen. Ja wir stecken — und zwar auf Grund des Paulinischen Vorbildes — die Grenzpfähle noch weiter und sagen: erst wenn eine Anzahl Getaufte zu einer christlichen Gemeinde gesammelt, diese Gemeinde organisirt und soweit verselbständigt ist, daß sie aus ihrer Mitte Hirten und Lehrer stellt und für ihren Unterhalt sorgt, hat die Mission ihre Aufgabe gelöst und ihr Ziel erreicht.

Auf Grund dieser viel weiteren Begrenzung der Missionsaufgabe müssen wir natürlich auch der „Missionslehre“ einen viel weiteren Umfang vindiciren, als es dem Verfasser gefallen hat ihr zu geben. Eine „Missionslehre“ kann nicht auf eine bloße „Keryktik“ beschränkt werden. Wir geben ja gern zu, daß es ein ander Ding ist eine Missionslehre als selbständige Disciplin für den praktischen Missionsdienst verabfassen und sie in ein „System der praktischen Theologie“ einordnen. Wir stimmen zum Theil zu, wenn es § 151 heißt:

„Wie die Forderung: der Wesenslehre der Mission eine besondere und eingängliche Kunstlehre derselben anzuschließen, ohne Specialerfahrung auf dem Sondergebiete als Anspruch an den Lehrer übertrieben genannt, so muß sie als Bedürfniß des Studiums praktischer Theologie überhaupt negirt werden, weil über das allgemeine Maß hinausgehend; während, was berechtigtes allgemeines Bedürfniß bleibt, durch die Kunstlehre von der rechten Verkündigung des Wortes ohnehin gedeckt wird.“

Es ist genug, wenn ein System praktischer Theologie Grundlinien einer Theorie der Mission bringt, aber diese Grundlinien müssen dann auch das gesammte Gebiet der Missionspraxis umfassen, für das sie, wenn vielleicht auch nicht direct den Missionaren Anweisung, doch jedenfalls den heimischen Kirchendienern Verständniß geben sollen. Die Placirung dieser Grundlinien mag immerhin eine verschiedene sein; um diese schließlich doch nur formale Frage wollen wir so viel nicht rechten. Man könnte die Theorie der Mission als selbständigen Abschnitt der Art behandeln, daß er sofort die sämtlichen missionarischen Functionen in systematischer Ordnung umfaßte — man könnte aber auch die einzelnen missionarischen Thätigkeiten denjenigen Disciplinen der praktischen Theologie einreihen, welche die Theorie des ähnlichen Dienstes in der Kirche behandeln, also die Missionspredigt der Homiletik, den Taufunterricht der Katechetik, die gemeindliche Organisation der Kybernetik zc.; wie es § 155 heißt: „alles, was nach Cultusprincipien zu beurtheilen ist, gehört auch unter die Theorie des

Unser Theoretiker weist sowohl den Terminus *Galientik* (§ 131) als *Evangelistik* (§ 146) für die Missionslehre ab. Wir können die Gründe aus denen er das thut, nicht für durchschlagend erklären, gestehen aber in der Sache ihm beizustimmen, freilich aus einem ganz andern Motiv — nämlich weil die eine wie die andere Bezeichnung nur theilweise den Umfang dessen deckt, was eine „Theorie der Mission“ zu geben hat. Indes noch viel weniger ist Missionslehre und Keryktik identisch. Die Keryktik ist ein sehr hervorragender Theil der Missionslehre, aber eben doch nur ein Theil. Sie läßt uns in Bezug auf sehr wichtige Missionsfragen vollkommen im Stich, z. B. über die Organisation und Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinden, eine Frage, die sich im Zusammenhange mit der kirchlichen Kybernetik — wie auch der Verf. zugeibt § 155 — durchaus nicht entscheiden läßt. Auch dünkt uns die Bezeichnung keineswegs durchgehends zutreffend, um unter sie als generellen Begriff diejenigen Titel zu subsumiren, welche der Verf. in den 2 Hauptcapiteln seiner Missionslehre abhandelt, nämlich I. die Prinzipien der Missionsthätigkeit und II. die Vollzugsformen der Mission in ihrer Wechselbeziehung zu den andern Kirchenthätigkeiten, zu deren Besprechung wir uns jetzt speciell wenden.

Das Motiv der Missionsthätigkeit leitet der Verf. zunächst ab

„aus der Idee des reinen Gegensatzes von Kirche und Nichtkirche (§ 30 f.). Das heißt einerseits ebenso aus der umfassenden Weltmission der ersteren (§ 120), wie aus der absoluten Heilsbedürftigkeit der letzteren und damit andererseits und letztlich aus der Grundidee der Gottesherrschaft, als angelegt auf weltumfassende Universalität und Totalität“ (§ 131).

Die bloße Begründung „aus dem Bedürfnisse der Kirche sich als Societät auszubreiten und zu vermehren“ wird „als der Idee der römischen Propaganda zustrebend“ abgelehnt, während „als erstes Motiv für die Gemeinde Christi zu missionarischer Thätigkeit, auch wenn kein besonderer Befehl ihres Herrn dafür vorläge, die Erinnerung“ anerkannt wird, „daß ihr eignes Heilsleben in seinen ersten Anfängen in der Welt auf keinem andern Wege zu Stande gekommen, als durch ein von ihrem Heilsgotte selbst offenbarungsmäßig geordnetes Entgegenkommen mit frei angebotener Heilsverkündigung“ (§ 132).

Nur soll das missionarische Thun der Kirche nicht bloß als „Danfopfer“ aufgefaßt werden, sondern als ein ihrem Glaubensleben nothwendig entspringendes „zeugungskräftiges Zeugniß, durch das sie sich beständig vor der Welt selbst bejaht und in ihr neu behauptet.“ Dazu kommt ebenso die Pflicht des Gehorsams der Kirche gegen den ausdrücklichen

So wenig nach Matth. 28, 18 ff. ein Zweifel darüber sein könne, daß die Missionsthätigkeit nach ihren letzten Zielen als Völkermision zu fassen sei (§ 142), so begründe doch die größere Verkehrsnähe, das Maß der Kraft der Sendenden, schon bestehende Verpflichtung und sonstige deutliche göttliche Führung die Wahl der einzelnen Völker und bleibe jede Willkür bei denselben ausgeschlossen — Grundgedanken, die auch in diesen Blättern stets vertreten worden sind. Nur hätten wir sehr gewünscht, daß sowol der Begriff „Völkermision“ als der der aus ihm gefolgerten „Massen- und Wanderpredigt“ gegen Mißverständnisse begründet und ein wenig näher ausgeführt worden wäre.

Die letzten Paragraphen (143—146) des ersten Kapitels behandeln das Ziel der Missions-Thätigkeit. Da wir die hierher gehörigen Auslassungen des Verf. sowie unsere Differenz mit ihnen bereits dargelegt, so wenden wir uns sofort zu dem zweiten Kapitel, welches folgende 4 Hauptabschnitte umfaßt: Mission und Confession, Bereitung der Missionare, seelsorgerliche Missionspraxis und Missionspädagogik und Verfassung.

Obgleich der Inhalt des missionarischen Kerngma auf die allgemeinen Heilsthatsachen sich beschränkt, welche die Grundartikel alles Christenbekenntnisses bilden, so folgt doch nicht

„daß alle Missionsthätigkeit als solche confessionslos sei, im Sinne der Ignorirung der im heimischen Kirchenleben geschichtlich herausgebildeten Unterschiede der einzelnen Bekenntniskirchen“ (§ 147).

Wohl mache die Sonderconfession ihren Einfluß erst auf dem Cultus- und Verfassungsgebiete geltend, auch versege die Taufe als solche noch nicht in die Confessionskirche, aber da sich

„die sendende Heimathgemeinde nicht willkürlich von ihrem geschichtlich und pflichtmäßig begründeten Gemeinschafts- und Confessionsstande isoliren darf, so ist dadurch nicht nur sie in ihrer Wahl des zu Sendenden, sondern demselben Gemeinschaftsstande entsprechend der Missionar selbst als Christ und Glied einer confessionell entwickelten Christengemeinde gebunden“ (§ 148). „Denn nach seiner innersten Gewissensverpflichtung muß er seine Weise das Heilswort den Nichtchristen anzubieten und ihnen den Heilsweg zu zeigen, von der eignen als durch die Kirche erlangten Erkenntniß wahrhaft heilsmäßigen Schriftglaubens abhängig machen.“

Die vermeintliche Indifferenz der Confessionsunterschiede erweise sich auch thatsächlich als eine Illusion, wie z. B. die verschiedene Gestalt, welche die methodistische und baptistische Missionspraxis im Unterschiede von der lutherischen trage, darthue.

Wir glauben kaum, daß diesen Deductionen vom praktischen Standpunkte aus viel Widerspruch entgegengesetzt werden kann. Ein

ist, große sociale Fragen wie z. B. die Polygamie- und die Rassenfrage, anderer ins Gebiet der nationalen und culturellen Pflege einschlagender ganz zu geschweigen, principiell zu lösen, das ist eine ganz andre Sache.

Wir haben uns bemüht die Gedanken des Verfassers möglichst treu zu reproduciren. Sollte uns das nicht gelungen sein und unsre Polemik hier oder da auf Mißverständniß beruht haben, so trägt gewiß nicht unsrerseits Oppositionslust sondern der Paragraphenstil die Schuld. Wir haben die „Kernptik“ des Verfassers vielmehr mit aufrichtiger Freude begrüßt und sind für seine Vertretung der Mission im „System der praktischen Theologie“ von Herzen dankbar, obgleich andre Grundanschauungen uns nöthigten unsre Besprechung theilweise zur Bekämpfung zu machen. Jedenfalls trägt auch diese „Kernptik“ werthvolle Bausteine herzu zu einer noch zu erwartenden umfassenden „Theorie der Mission“ und Niemand soll den Professoren der praktischen Theologie williger Anerkennung zollen für solchen der Mission geleisteten Dienst als wir, zumal wenn ihre wissenschaftliche Arbeit von solcher Wärme durchhaucht wird, wie dies trotz mancher durch die Darstellungsform bereiteten Schwierigkeiten bei der besprochenen Missionslehre in so wohlthuender Weise der Fall ist.

Wd.

Literatur-Bericht.

Unter den religionsgeschichtlichen Leistungen, durch welche die Missionare auf fast allen ihren Arbeitsgebieten in mehr oder weniger systematischer Weise unsre wissenschaftliche Erkenntniß bereichert haben, nimmt eine kürzlich erschienene Monographie über die Ethik des dem Namen nach wohlbekannten chinesischen Philosophen Mencius, die Frucht vieljähriger, fleißiger, an Ort und Stelle gemachter Studien, einen hervorragenden Platz ein. „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius. Aus dem Urtexte übersetzt, in systematische Ordnung gebracht und mit Anmerkungen und Einleitungen versehen“ von E. Faber, Missionar der Rhein. M.-G. (Elberfeld 1877, Friderichs) — so lautet der vollständige Titel des Buches, auf welches unsre Leser aufmerksam zu machen wir ebenso für unsre Pflicht halten, wie es uns Freude gewährt.

Der Verfasser, seit c. 12 Jahren als Missionar in China, mit dem Studium der chinesischen Klassiker beschäftigt und unter seinen Amtsgenossen als einer der gründlichsten Kenner derselben allgemein angesehen, hat schon vor mehreren Jahren in 2 kleineren Schriften („Lehrbegriff des Confucius“, 1872 und „Quellen zu Confucius und dem Confucianismus“ 1873) seinen deutschen Landsleuten reife Früchte seiner mühsamen Studien dargeboten, die aber — wie es scheint — in weiteren Kreisen kaum Eingang gefunden haben, vielleicht weil die chinesischen Quellen-Citate und die zu compendiöse Form der Darstellung abschreckten. Um seinen „Mencius“ vor ähnlichem Geschick zu bewahren, ist Faber hier ausführlicher zu Werke gegangen, hat die nöthigen Quellen-

mit den ernstesten Christen Englands, die in ähnlichen Verhältnissen leben, sich nicht zu fürchten brauchen. Ich behaupte nicht, daß sie ohne Unvollkommenheiten sind, vielmehr habe ich bei einem täglichen Verkehr mit ihnen reichlich Gelegenheit ihre Mängel zu sehen und zu rügen, aber ich fühle mich verpflichtet zu bekennen, daß wenn ich irgend wo anders hin komme und die Christen dieses Landes aus der Entfernung betrachte und sie mit den Christen vergleiche, die ich sehe in andern Ländern, ich immer gefunden habe, daß ihre guten Seiten einen tiefern Eindruck bei mir zurückgelassen haben als ihre Gebrechen“ (Bapt. Her. 1877 S. 86). —

Es ist auch in diesem Bl. schon manchmal darauf hingewiesen worden, daß es in Indien nicht wenig geheime Christen giebt, die entweder nicht Muth genug haben, ihren Glauben öffentlich zu bekennen und zum Christenthum überzutreten, indem sie sich taufen lassen, oder die der Meinung sind, die Taufe sei eine entbehrliche äußerliche Formalität. Ein amerikanischer Missionar lernte jüngst mehrere solcher Nicodemus-Christen kennen, von denen er schreibt: „Ich predigte neulich in einem Dorfe, Sumbala, vor einem Kaufladen zu den Leuten, die gerade dort versammelt waren. Ein Hindu-Kaufmann, der eben vorbeiging, blieb stehen, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm auf meine Einladung Platz. Bald erzählte er mir, daß er ein Exemplar des N. T. und der 10 Gebote besitze und bat mich mit ihm an einen andern Ort im Dorfe zu gehen, wo er freimüthig mit mir reden könne. Auf dem Wege theilte er mir mit, daß er an Christus glaube, aber vor den Leuten nicht darüber reden wolle. Nachdem wir uns am entgegengesetzten Ende des Orts in einem Laden niedergelassen, ließ er einen Brahmanen holen, der auch an Christus glaube und der ihn mit diesem Glauben bekannt gemacht habe. Das N. T. konnte er nicht selbst lesen; er hatte aber einen Knaben, der es ihm vorlas und er zeigte mir die Stelle im Römerbriefe, bis zu der sie eben gekommen waren. Auch noch 2 oder 3 andre, sagte er, wohnten den Vorlesungen bei. Mittlerweile war der Brahmane angekommen und in der Unterredung, die ich mit ihm hatte, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wenn er im Ernst an Christus glaube, es auch seine Pflicht sei, durch den Empfang der Taufe seinen Glauben öffentlich zu bekennen. Er erwiderte, vor keinem heil. Buche habe er solche Ehrfurcht wie vor dem N. T., er glaube, könne sich aber von der Nothwendigkeit der Taufe nicht überzeugen; es komme Gott, der das Herz ansehe, auf äußere Formen nicht an; wenn er den rechten Glauben habe, was solle ihm noch die Taufe nutzen? (Ind. Ev. Rev. 1877 S. 513 f.) — Es gelang dem Missionar nicht ihn andern Sinnes zu machen, das ist gewiß zu beklagen; aber daß unter den Heiden die Zahl dieser Nicodemus-Christen wächst, das ist immerhin ein erfreuliches Zeichen für das Vorhandensein verborgener Missionserfolge, die sich statistisch nicht verrechnen lassen. —

Ein wenig gekanntes, gesegnetes Werk hat die Presbyterian Church in Ireland unter den Dherds, einem Aboriginal-Stamme in der Präsidentschaft Bombay, dessen Angehörige eine der niedrigsten socialen Stellungen einnehmen. Im Laufe der letzten 4 Jahre hat hier die Mission einen bedeutenden Fortschritt aufzuweisen, indem sich die Zahl der Getauften von 163 auf 1126, (von denen gegen 300 Communicanten), die Zahl der christl. Familien von 40 auf 324, die der Ortschaften, in denen das Evangelium festen Fuß gefaßt hat, von 4 auf 60 vermehrt hat. Die Missionsschulen zählen gegen 1700 Schüler. Hauptstationen giebt es 6, europ. Missionare 7, eingeb. Katechisten 10. Trotz ihrer großen Armuth hat jede Familie bei einem Durchschnittseinkommen von wöchentlich noch nicht 3 Ml. für jede Kirche, die unter ihnen erbaut wird, 4 Ml. bewilligt (Miss. Her. 1877 S. 160 u. 196). —

ferung der betreffenden Districte genügend leichte Communicationswege besitzt, um den Ausfall an Lebensmitteln von anderwärts her zu reichend d. h. ohne bedenkliche Steigerung der Preise ersetzen zu können. Was hilft es dem Mohnpflanzer, daß er mit seinem Opium 2 bis 5 mal so viel Geld erzielt als mit Weizen oder Reis, wenn er mit all seinem Geld keine Lebensmittel kaufen kann, oder wenn, wie es nunmehr periodisch in Indien zu werden scheint, durch Mißwachs die nachbarlichen Quellen so versiegen, daß er nur um das Zehnfache des sonstigen Preises aus weiter Ferne das Nöthige beziehen kann, so die Regierung nicht mit freigebiger Hand ihm unter die Arme greift?

Nun ist ja in Indien für Straßen, Eisenbahnen, Canäle unter der englischen Herrschaft ungemein viel geschehen. Allein für irgend welche außergewöhnlichen Vorkommnisse sind die Communicationswege noch lange nicht zureichend. Die schreckliche Hungersnoth in Orissa (Nordostküste) 1865—67, in der Eltern ihre eigenen Kinder aßen, kostete 1,250,000 Menschenleben.¹⁾ Die letzte Hungersnoth in Bengalen hatte zwar dank der heroischen Anstrengung der Regierung solche fürchterlichen Folgen nicht, wurde aber am Verheerendsten in den Districten gefühlt, wo der reichste Boden von Opiumpflanzungen in Beschlagnommen war! Und nach den Angaben des Dr. Wilson im englischen Parlament 1871 schnitt der Opiumbau in Malwa (Nordcentralindien) die natürliche Bezugsquelle von Lebensmitteln für das angrenzende Rajputana während der dortigen Hungersnoth in solchem Maße ab, daß 1,200,000 Menschen an Hunger und den dadurch erzeugten Krankheiten zu Grunde gingen.²⁾ Dies zeigt, daß der Zusammenhang der so häufigen (auch jetzt wieder eingetretenen) Hungersnöthen in Indien mit der Opiumcultur doch mehr als bloße Vermuthung sein dürfte.

Der Opiumconsum in Indien selbst ist zwar durch das Monopol der Regierung möglichst verhindert worden; aber es wird doch mehrfach die Thatfache bezeugt, daß die Mohnpflanzer einen Theil des Produkts selbst genießen, und in Rajputana und Centralindien soll das Opiumessen (nicht Rauchen) ziemlich allgemeine Gewohnheit sein, daher die Annahme nahe liegt, daß die Verbreitung der Mohnpflanzungen auch den heimathlichen Consum unwillkürlich beförderte.³⁾

¹⁾ S. Fraser's Magazine, Septbr. 1867 S. 373.

²⁾ Report, East India Finance 1871 S. 340 u. Turner a. a. O. S. 157.

³⁾ Turner S. 160. Nach Moule S. 37 besonders in Rungpore. — Basler Miss.-Magazin Dezbr. 1870 S. 511: „Der Opiumverkauf in Indien selbst nimmt einen beängstigenden Aufschwung.“

ein Siebentel bis ein Sechstel der gesamten indischen Staatseinnahmen und Ausgaben (ca. 48 bis 50 Mill. Pfd. Sterl.) In den folgenden Jahren sank sie rasch auf 6,870,000 und 6,333,000 Pfd. Sterl.¹⁾ — Uebersieht man die starken Fluctuationen dieses Einnahmepostens in den letzten Jahren, erwägt man dabei die neuerdings sich zeigende Verschlechterung der Qualität des indischen Opiums²⁾ und die zunehmende Concurrenz von Seiten des in China selbst gebauten Opiums, wenn dieses auch an Wohlgeschmack das indische noch nicht ganz erreicht, so begreift man, daß Turner schon den stillen Schritt der Nemesis zu vernehmen glaubte, „die herannah, uns eben mit der Waffe niederzuschmettern, die wir selbst geschmiedet“. ³⁾ — Jedenfalls ruht das Gleichgewicht der indischen Finanzen auf einem sehr ungewissen und schwankenden Grund, und auf diesen hat es in wachsender Proportion die Opiumpolitik gestellt! Schon wird die Erhaltung dieses Gleichgewichts bei dem ungemein kostspieligen Regierungssystem in Indien eine immer schwierigeren Sache, wenn heute auch für die Allerärmsten auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wie Salz u. s. f. eine Steuer von 600 bis 700 Procent gelegt ist.⁴⁾ Und die große Mehrzahl der 200 Mill. Indiens fristet ohnehin ihr Leben von Reis und Vegetabilien in einer Armuth, von der wir in Europa nicht leicht eine Vorstellung haben! —

Dazu kommt endlich eine empfindliche Rückwirkung auf England selbst: der Opiumhandel ist ein bedeutendes Hinderniß für die Ausdehnung jedes andern Zweiges des britischen Handels. Schon 1839 schrieb Captain Eliot, der damalige Oberaufseher des britischen Handels in China, an Lord Palmerston, er müsse nach reiflicher und wiederholter Erwägung erklären, daß das Opiumgeschäft nach seinen allgemeinen Wirkungen jeden Handelszweig aufs Tiefste beschädige. 1842 richteten 235 der ersten Kaufleute und Fabrikanten eine Denkschrift an Sir R. Peel, worin sie erklärten, daß, wenn auch die Opiumeinfuhr legalisirt werde, doch zu befürchten sei, der Opiumhandel werde in jeder Form unvermeidlich den Gesamtthandel Großbritanniens mit China unterminiren.⁵⁾ — Sehr begreiflich bei dem besonders durch

¹⁾ S. die Parlamentsverhandlungen 1843, 1870 und seitdem. Turner S. 164 ff.; Grant Duff's Rede über das indische Budget 31. Juli 1873.

²⁾ S. Moule S. 23 über die Werthabnahme des indischen Opiums, und Campbell Modern India S. 392.

³⁾ Turner S. 162.

⁴⁾ Turner S. 166.

⁵⁾ Chinese Repository, XII S. 168.

stehlen, ihr Eigenthum, ihre Kinder, ihre Weiber verkaufen, und schließlich einen Mord begehen, nur um Opium zu bekommen.“¹⁾ —

Auch das Hauptverbrauchsland, China, zeigt, daß bei diesem Artikel nicht wie bei andern die Zufuhr sich nach der Nachfrage regulirt, daß vielmehr die beständige und wachsende Zufuhr die Nachfrage größtentheils erst erzeugte oder doch immer mehr steigerte, wie dies ja bei nicht schlecht-hin nöthigen Luxusartikeln gewöhnlich der Fall ist.

Die jetzt so bedeutende Nachfrage und der beträchtliche Eingangszoll auf das indische Opium haben neuerdings eine rasch sich verbreitende Opiumcultur in China selbst hervorgerufen. Die Provinz Kansuh ging damit voran, worin jetzt in jedem Distrikt ca. 1700 acres Land Mohnpflanzungen sind.²⁾ Yun-Nan, Si-Schwan und Kwei-Chow folgten, Provinzen, die jetzt im April und Mai ganz weiß schimmern durch die Menge ihrer Mohnblumen.³⁾ Zwar verbieten die chinesischen Gesetze nominell die Opiumcultur; aber ihre Legalisirung scheint bevorzustehen. Einstweilen wird auf das einheimische Opium eine Steuer erhoben, die um 50 Prozent niedriger ist als die auf das ausländische.⁴⁾ 1868 soll nach einem Bericht das Quantum der chinesischen Opiumproduction sich auf 40,000 Pfund,⁵⁾ 1873 dagegen schon auf 1700 peculs (über 226,000 Pfund) belaufen haben.⁶⁾ Daraus erhellt die schnelle Zunahme dieses Agrikulturzweigs. Schon blicken die indischen Produzenten mit ernster Besorgniß auf diese steigende Concurrenz. Wohl steht das chinesische Opium an kräftigem Geschmack hinter dem indischen noch zurück, so daß die Händler es vielfach mit diesem vermischen müssen, um es den Rauchern mundgerecht zu machen.⁷⁾ Aber in einigen Theilen Chinas steigt bereits auch das reine einheimische Produkt in der öffentlichen Gunst;

¹⁾ S. das Zeugniß von Sir C. Beadon im Report, East India Finance 1871. Ferner Church Miss. Int. 1859 April u. 1876 Dezbr. S. 733. Vgl. auch Turner a. a. O. appendix E. Opium in British Burma, Pegu u. s. f. — In Siam und Japan ist die Einfuhr verboten. — In Singapore waren schon 1847 von 40,000 Chinesen etwa 15,000 von beiden Geschlechtern Opiumraucher, s. Dr. Little's Pamphlet on the habitual Use of Opium in Singapore.

²⁾ Papers relating to the Opium Question, Calcutta 1870 S. 232.

³⁾ Rev. G. John im Nonconformist 7. Dezbr. 1870.

⁴⁾ China Consular Reports 1874, Bericht des Consuls Medhurst in Shanghai.

⁵⁾ Papers relating etc. S. 218 nach Bericht eines Secretärs des Board of Revenue 1869.

⁶⁾ China Consular Reports 1873, Bericht des Consuls Sinclair in Foochow.

⁷⁾ Ebendaselbst. Turner a. a. O. S. 297.

und wiefern denn der Opiumgenuß, besonders die in China gewöhnlichste Form desselben, das Opiumrauchen überhaupt schädlich wirkt? Diese unsre ganze bisherige Grundvoraussetzung ist schon ernstlich bestritten worden. Um so mehr haben wir sie hier zu rechtfertigen. Aber theils das sichtliche Interesse, durch Vertheidigung des Opiumgenusses als eines an sich unschädlichen Reizmittels die englische Opiumpolitik in Schutz zu nehmen oder doch deren Schuld zu verringern, theils das neuerdings immer völliger übereinstimmende und geradezu überwältigende Zeugniß aller competenten Kenner chinesischer Zustände macht uns dies nicht schwer und stellt es fest, daß der gewohnheitsmäßige und meist bald leidenschaftliche Opiumgenuß mit der Zeit den Consumenten physisch, moralisch und ökonomisch vollständig ruinirt.

Jene optimistische Anschauung vom Opiumconsum, die wir bei dem o. g. Sir H. Pottinger¹⁾ in Meadow's Schrift über die Aufstände in China,²⁾ bei einzelnen am Opiumhandel betheiligten Kaufleuten³⁾ und sonst hier und da in der Presse finden,⁴⁾ leugnet die schädlichen Wirkungen des übermäßigen Opiumgenusses nicht, stellt denselben aber ungefähr auf eine Linie mit dem unsrer alkoholigen Getränke, die Opiumpflanzer auf eine Linie mit den Wein- und Hopfenbauern, die Opiumbuden mit den Branntweinfneipen. Mäßig genossen habe es keine üblen Folgen, wirke vielmehr bei gewissen Beschäftigungen und Witterungsverhältnissen gesund und angenehm stimulirend. Desters vergleichen sie es auch mit dem Tabakrauchen.

Allein schon letztere Vergleichung trifft weit nicht zu. Denn hier wird ja der Rauch nur in den Mund genommen und sofort wieder ausgestoßen. Anders beim Opiumrauchen. Hat Einer das etwa erbsengroße Opiumkügelchen auf seine Pfeife gesetzt und angezündet, so lehnt er sich auf das Lager zurück und mit einem tiefen Athemzug sucht er in kurzen Pausen den Rauch in die Lungen einzuathmen und möglichst lang bei sich zu behalten, um ihn in das Blut überzuleiten und so den erwünschten Stimulus oder das ersehnte Delirium herbeizuführen. Er sucht ursprünglich nur ein Reizmittel darin, nimmt vielleicht nur einen oder zwei Züge,

¹⁾ Parliamentary Papers on Opium S. 7—8. Moule a. a. O. S. 41 ff.

²⁾ Chinese and theis Rebellions S. 487—489.

³⁾ So die Firma Jardine, Matheson u. Co. in einem Memoriale 1867 f. North China Herald 1. April 1868. Aus Gewissensbedenken trat jedoch Herr Matheson aus der Firma aus und ist nun ein Gegner des Opiumhandels.

⁴⁾ Chinese Repository V. Bd. 369. 525. — Knight's Cyclopädia u. A.

Grundsätze noch ein starker und gerechter Arm des Gesetzes dem Uebel Widerstand leistet, 600,000 der Opiumseuche erliegen! ¹⁾

Hören wir aber zunächst noch die competentesten medizinischen Autoritäten, so haben 24 hervorragende englische Aerzte, darunter Sir G. Holland, F. R. S., Dr. Ferguson, F. R. S., Sir E. Doct, Dr. Th. Watson, Aston Key, Dr. J. Johnson u. A. die folgende Erklärung von Sir B. Brodin mitunterzeichnet: „So werthvoll das Opium ist, wenn es als Medizin gebraucht wird, so kann doch Niemand, der mit der Sache vertraut ist, zweifeln, daß der habituelle Genuß desselben die aller verderblichsten Folgen nach sich zieht. Er zerstört die gesunde Thätigkeit der Verdauungsorgane, schwächt die Kräfte des Geistes wie die des Leibes und macht das Individuum, das sich ihm ergibt, zu einem nutzlosen, ja schädlichen Glied der Gesellschaft. Wer den Gebrauch des Opiums als Luxusartikel befördert, der fügt in unsern Augen der menschlichen Gesellschaft eine sehr schwere Schädigung zu.“ ²⁾ — Dr. Porter Smith (früher in Hankow) schreibt in seiner Chinese Materia medica: „Die positive Nothwendigkeit der steten Steigerung dieses Reizmittels führt zum Verlust der Willens-, wie der Verdauungs- und Zeugungskraft, mit andern Worten, bringt den ganzen Menschen immer tiefer herunter.“ — Der o. g. Dr. Dudgeon von Peking nennt das Opium „die unheilvollste aller Substanzen unter den täglichen Reizmitteln.“ ³⁾ — Dr. M'Cartee von Ningpo sagt: „Opium entnerbt die Raucher, untergräbt stufenweise ihre Constitution und führt sehr häufig eine unheilbare Diarrhöe herbei, die das Opfer schnell weggrafft. Es stumpft den sittlichen Sinn völlig ab.“ ⁴⁾ — Dr. Graves von Canton äußert sich so: „Die Wirkungen des Opiumrauchens sind: physiologisch — Verlust des Appetits, Abmagerung, fahles, bleiernes Aussehen; social — spätes Aufstehen, beständiger Zeitverlust durch das viele Schlafen, allmähliche Erschöpfung des Vermögens durch die immer größeren und leichtsinnigeren Ausgaben für das Opium, Vernachlässigung der Familie, Verfehlung der Kleider, endlich — Verkauf der Kinder!

¹⁾ Auch Dr. Medhurst (von der Londoner Miss.-Ges.) spricht von Myriaden jährlicher Opiumopfer in China, Turner S. 243.

²⁾ Jeffreys (Stabsarzt in Calcutta), the traffic in Opium in the East. Moule S. 52.

³⁾ Chinese Recorder, Januar 1869 S. 181.

⁴⁾ Ebendas. Febr. 1869 S. 204.

öffentliche Meinung läßt sich denken. Aber erinnern wollen wir doch daran, daß auf den „Opiumkrieg“ die Taipingrevolution mit ihren schrecklichen Verwüstungen folgte, daß das alte prestige der jetzt regierenden Dynastie seitdem zerstört ist, und weite Kreise in China heute unter dem Eindrucke stehen, daß deren Jahre gezählt sind.¹⁾

Eine klar zu Tage liegende Wirkung der britischen Opiumpolitik aber, und für die Missionsgeschichte von besonders ernster Bedeutung, ist die, daß die ohnehin so starken chinesischen Antipathieen gegen alles Ausländische dadurch vielfach bis zur Feindseligkeit genährt und gesteigert werden. Ja diese feindselige Gesinnung gewinnt dadurch eine gewisse Berechtigung, die je länger je schwerer zu widerlegen ist. Und diese Animosität ist ein beständiges Hinderniß gesunder Fortentwicklung für China und eine stete Gefahr für seine Beziehungen zum Ausland. Sind diese heute noch erträglich, so ist dies hauptsächlich den Kanonenbooten im Hintergrund zu danken. Aber China rüstet im Stillen, und die Europäer wohnen dort am Krater eines Vulkans, der morgen losbrechen kann. So schlimm dies für die Ausländer ist, so ist doch die schon oben berührte hartnäckige Opposition Chinas gegen Eisenbahnen, Telegraphen, Bergbau u. s. f. für China selbst noch hundertmal schlimmer. Englische Kaufleute bieten dem Kaiser von China eine Eisenbahnlinie als Geschenk an, und werden abgewiesen. Sie wollen Dampfer auf inländischen Gewässern bauen, und werden verhindert. Lieber will China Massen von Kohlen aus England beziehen, als englischen Ingenieuren erlauben, die ungeheuren Kohlenreichtümer Chinas selbst zu öffnen. Was diese Hartnäckigkeit China jährlich kostet, wie der Wohlstand von Millionen seines Volkes dadurch aufgehalten wird, läßt sich gar nicht berechnen.

Im Blick auf alle diese ganz unabsehbaren physischen, moralischen, politischen, socialen Wirkungen des Opiums auf China werden wir einen tiefen Stachel der Wahrheit in jenem Schmerzensausbruch eines Chinesen und Opiumrauchers von Foochow erkennen müssen, der ausrief: „Alle Bambusstäbe (Federnhalter) der südlichen Gebirge würden nicht ausreichen, die Uebel des Opiums zu beschreiben; und die Schandflecken desselben wegzumachen, brauchte es alle Gewässer der nördlichen Meere“!²⁾

(Schluß folgt.)

¹⁾ Turner S. 170.

²⁾ North China Herald 1. April 1868.

König, der Abbé Weber habe ihm diesen Morgen 2 neu angelommene Priester vorgestellt und ihm dabei dringend die Pflicht an's Herz gelegt, ihnen ein Haus zu bauen und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Weiter habe er ihm gesagt, er solle sich taufen lassen und Katholik werden, dann würde er hier auf Erden und auch im Himmel glücklich sein: er sei ein Priester Gottes und habe die Schlüssel des Himmels, den er aufschließen könne; wenn der König nicht sich taufen ließe und katholisch würde, werde er nicht in den Himmel kommen. Der Priester habe sich auch darüber beschwert, daß so viel Leute zu den englischen Lehrern und so wenige zu den französischen gingen. Er sei nach Madagascar gekommen, das Volk zu lehren, und es komme fast Niemand zu ihm.

Nach einigen Tagen ließ der König Ellis wieder rufen und eröffnete ihm, daß er durch die Franzosen einen Brief vom Papst erhalten habe, welcher den richtigen Empfang eines Briefes von ihm aus dem Jahre 1861 meldet, zur Thronbesteigung gratulirt und seine Freude darüber ausdrückt, daß der König die katholische Mission so werth schätze und um Sendung katholischer Missionare gebeten habe.

Der König versicherte, niemals an den Papst um Missionare geschrieben zu haben, er habe den Katholiken nur immer gesagt, es herrsche im Lande für alle Ausländer vollkommene Freiheit. Und Ellis bezeugt, so oft er den König über die katholische Kirche eine Ansicht aussprechen hörte, war sie derselben ungünstig.¹⁾

Radama's Herrschaft aber war von zu geringer Dauer, als daß durch ihn irgend ein namhafter Erfolg hätte errungen werden können. Unter seiner Wittwe Rasoaherina blieb die Insel den Fremden offen und Engländer wie Franzosen, Protestanten und Katholiken beuteten das aus.

Wie namentlich letztere und zwar die Jesuiten solches gethan, mag uns ein Blick auf das Sterbelager der Königin Rasoaherina (Frühjahr 1868) zeigen. Dieselbe litt schwer an den Nachwehen der Ruhr und war, um einem Feste, an dem sie sich öffentlich zu zeigen hatte, aus dem Wege zu gehen, in ein Dorf unweit der Hauptstadt, wo die Begräbnißstätte ihrer Vorfahren ist, gebracht worden. Ein Franzose, Laborde mit Namen, nicht ein Missionar, sondern in weltlichen Geschäften auf der Insel thätig, aber ein Freund der amtlich anwesenden Jesuiten, hatte sich das besondere Vertrauen der Königin erworben. Wiewohl auch nicht Arzt, war er doch von der Schwerkranken zum medicinischen Helfer begehrt worden, als ein

¹⁾ Zu vergl. Evangel. Miss.-Magazin 1868, S. 6 ff.

von ihren katholischen Unterthanen vor den Thron der Gnade durch Vaterunfers und Avemarias gebracht worden sind. Zweitens haben ja die Fürbitten der ganzen Welt mitgeholfen. Endlich glauben wir, daß die Güte Gottes eine Frau in ihrer letzten Stunde nicht unbelohnt lassen konnte, welche sich in so vielen schwierigen Tagen und ganz allein stehend, wie sie es war, dennoch nicht gescheut hatte, sich als die Beschützerin der Missionare und ihres Werks zu zeigen.“¹⁾

Danach bestieg ihre Schwester als Ranavalona II. den Thron. Auch sie versicherte die Missionare ihres königlichen Schutzes. Den katholischen Priestern (Jesuiten!) insonderheit wurde die „Freude“ zu Theil, daß sie auch die Kinder dieser Königin zur Erziehung erhielten. Im August 1868 kam noch dazu ein Vertrag mit Frankreich zu Stande, welcher der katholischen Mission wie dem Handel viel Gewinn brachte. Dennoch wurde die Hoffnung der Katholiken vereitelt, die rührige Thätigkeit und „fromme List“ der Jesuiten nicht gekrönt: die Königin ließ sich evangelisch taufen und Hunderttausende ihrer Unterthanen sind bekanntlich seitdem ihrem Beispiel gefolgt!

Höchst verstimmt — um nicht mehr zu sagen — reden die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens“ i. J. 1873 von der katholischen Mission als der „kleinen Heerde“, gegenüber dem Protestantismus als der „Staatsreligion“ mit den „großen Massen“ Getaufte. Und in den Jahrbüchern von 1875 (Heft 4, S. 39) schreibt der Jesuiten-Pater Cazet, apostol. Vikar von Madagascar:

„Die fieberhafte Thätigkeit, mit der sich die verschiedenen Sekten, welche sich das Land streitig machen (Independents, Anabaptisten, Anglikaner, Lutheraner, Quäker), bemühen das noch wachsende Geschlecht für die Kezerei zu gewinnen, zeigt uns klar genug, auf was wir unsere Thätigkeit richten müssen — — Hier herrscht eine wahre Lesewuth, weil man durch das Lesen zu jener Bildung, durch die man Geld verdienen kann, gelangen möchte — — — Ist es daher für uns nicht eine Nothwendigkeit, durch einige Darstellungen der katholischen Lehre und interessante gute Schriften einen klaren und faßlichen Begriff von der wahren Religion zu geben? — — — Das ist noch nicht Alles, wir müssen auch Gebetbücher für unsere Katholiken und die verschiedenen für unsere zahlreichen Schulen nöthigen Bücher drucken lassen. Während nun hier der Protestantismus ausgezeichnete Druckereien zu seinen Diensten hat und so nach Gefallen das Land mit seinem Gift überschwemmen kann, haben wir Katholiken nur eine alte Presse mit einem unvollständigen und beinahe abgenutzten Material.“

Daß ist doch einmal ein ehrliches Geständniß und ein unzweideutiges Zeugniß, daß es mit der Jesuiten-Mission auf Madagascar durchaus nicht vorwärts will. Der neueste Versuch ihrerseits — ein Stück Accomodationspraxis — trägt der „Lesewuth“ der Madagassen Rechnung. Die

¹⁾ Zu vergl. Missionsfreund 1869, S. 150.

c) Ost-Africa.

Eine ungleich bedeutendere Wirksamkeit als in Süd-Africa haben die Jesuiten neuerdings (seit 1869) an der Ostküste ausgeübt, namentlich zu Bagamayo und auf Sansibar. Das Hauptbestreben der (jesuitischen) Priester der Congregation vom hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariae hier war darauf gerichtet,

„möglichst viele auf dem Markte von Sansibar gekaufte Sklavenkinder im Christenthum zu erziehen, um aus ihnen mit der Zeit christliche Gemeinden im Innern des Landes zu bilden, welche die Mittelpunkte der Ausbreitung des Christenthums an den afrikanischen Küsten werden könnten.“¹⁾

Zum Superior dieser Mission wurde Pater Horner gesetzt, der vor dem bereits 8 Jahre unter den Aussätzigen der Insel Réunion gearbeitet hatte. Thuen wir einen Blick in sein Herz. Er schreibt:²⁾

„Um die Früchte des Heidenthums und des Islam mit all ihren Schändlichkeiten kennen zu lernen, darf man sich nur an das Zollhaus von Sansibar begeben im Augenblick, wo die armen Sklaven ausgeschifft werden. Das härteste Herz wird nicht ohne Erregung die Tausende menschlicher Wesen ansehen können, die ohne Unterschied des Geschlechts, groß und klein, im Zustand völliger Nothheit ankommen. Alle sind von einer unbeschreiblichen Magerkeit und Skeletten ähnlich, das Auge stumpf, die Arme gegen die Brust gedrückt, halb todt vor Hunger und Durst, still und traurig, haben diese Menschen nichts Menschliches an sich, als den Ausdruck tiefer Leiden. Ich sah einmal 300 Sklaven auf dem Markt ankommen, die so erschöpft waren, daß mehrere vor meinen Augen starben. Einer der Verstorbenen wurde sogleich von den übrigen in Stücke geschnitten und verzehrt — — — Wie oft habe ich arme Kinder, die den letzten Rest ihrer Kräfte auf die mageren Rippen nahmen, mit leisem Lächeln sagen hören: „Meister, laufe mich“. Mein Herz blutete, wenn ich antworten mußte: „Mein armer Kleiner, ich wollte gern, aber ich habe kein Geld.“ Wie schmerzlich für das Herz eines Missionars, so vielen Seelen, denen man mit ein wenig Geld die Pforte des Himmels (?) öffnen könnte, nicht helfen zu können!“

So geldlos war der Pater aber nicht immer; er erzählt z. B. anderswo, daß er an einem Markttage einige 40 Kinder kaufte!

Als bald wurde in Bagamayo eine Knaben- und Mädchenschule errichtet, um beide Geschlechter in den für sie nothwendigen Gegenständen zu unterrichten. Nach der Schule werden die Kinder zur Arbeit im Felde angehalten. Zur Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit ist auch eine lateinische Schule errichtet worden, und ältere Mädchen, welche Neigung zum klösterlichen Leben haben, werden von den übrigen getrennt, um ihnen eine besondere Erziehung angedeihen zu lassen.

¹⁾ Zu vergl. die kathol. Missionen 1873, S. 10.

²⁾ Zu vergl. das Evangel. Miss.-Magazin 1874, S. 113 ff.!

d) West-Africa.

Die West-Africanische Mission der Jesuiten resp. der Congregationen vom hl. Geist und vom hl. Herzen Mariae bildet vornämlich die apostolische Präfektur Congo, Senegambien und Beninküste (Dahomey).¹⁾

Der Bericht des Jesuiten-Paters Borghero über seine Reise zu dem blutdürstigen Könige von Dahomey stellte dieselbe sammt seinem Empfang bei Hofe als „einen wahren Triumphzug“ dar, gestand indessen doch am Ende, daß der Gesandte „nur mit genauer Noth“ lebendig davon gekommen sei. Dennoch wurde es ihm i. J. 1862 gestattet, eine Schule daselbst anzulegen, und will er 31 Erwachsene und 319 Kinder dort getauft haben. Die neuesten Berichte vom apostol. Vikariat der Beninküste (Nahrbücher, 1876, Heft I, S. 50 ff.) theilen nichts von Missions-Thätigkeit und Erfolgen mit, desto mehr aber von „gräßlichen Menschenopfern, welche 9 Tage nach einander mit einer unglaublichen Barbarei stattgefunden haben.“

Viel Redens wird dagegen von der Station St. Marie in der Gabun-Mission gemacht. Dort haben die Jesuiten ausgedehnte Institute, an denen nicht weniger als 10 Priester thätig sind. Industrie und Ackerbau, Gartenbau, Musik u. a. m. wird von ihnen geschickt benutzt, um auch hier eine mit katholischen Formen verbundene Kultur zu pflanzen und zu verbreiten. Auf der benachbarten Station zu St. Peter sind ähnliche Anstalten besonders für die weibliche Jugend unter Leitung von Ordensschwestern, die sich auch außerhalb derselben namentlich der Krankenpflege annehmen.

e) Central-Africa.

Was die centralafrikanische Mission der Jesuiten betrifft, so schreiben darüber die katholischen Missionare (1873, S. 3 ff.):

„Bis zur neuesten Zeit war das Innere Africa's der katholischen Mission beinahe ganz verschlossen. Rings an den Küsten bestehen zahlreiche (10) Diöcesen, (12) apostolische Vikariate und (7) Präfekturen; aber wie für die Wissenschaft, so war auch für die Glaubenspredigt mit Ausnahme Abyssiniens — — — das Innere ein fast unbekanntes Land — — — Erst i. J. 1846 wurde ein apostolisches Vikariat Central-Africa errichtet und damit dem apostolischen Eifer der katholischen Missionare ein neues, weites, aber auch mühseliges und schwieriges Arbeitsfeld eröffnet. Keine Mission hat wohl in kurzer Zeit so große und schwere Opfer gefordert als diese, und Deutschland, oder vielmehr Oestreich, darf sich rühmen, die meisten gebracht zu haben.“

¹⁾ Zu vergl. Allg. Miss.-Zeitschrift 1875, S. 253 ff.

Aethiopien Institute zur Heranbildung von einheimischen Priestern zu gründen. Der Anfang scheint den Erwartungen bereits zu entsprechen. Alle unsere Neger zeigen eine große Frömmigkeit und musterhafte Unterwürfigkeit und bereiten sich mit Begeisterung zur Theilnahme an der ersten Karawane vor, welche in das Innere einzubringen bestimmt ist — — — Chartum, welches der Mittelpunkt des Verkehrs ist, bleibt immer unser Hauptquartier und Ausgangspunkt für die neue Mission in Djebel-Nubas. Ismael Pascha, der Generalstatthalter von Sudan, hat bei seiner Durchreise durch El-Obeid nach Darfur unsere Anstalten in Kordofan 2 mal besucht. Er war von denselben ganz entzückt, besonders von denjenigen der Schwestern, und hat versichert, daß er „ein so ausgezeichnetes Werk europäischer Civilisation“ immer gern beschützen werde.“

Gewiß ist auch dies ein großartiges Unternehmen, aber wie lange wirds bestehen? ¹⁾

C. America.

Ihr Haupt-Augenmerk scheinen die Jesuiten jetzt auf America gerichtet zu haben. Das kann man schon aus der statistischen Angabe der „kathol. Missionen“, 1875, Nr. 2, S. 43 ersehen, nach welchen von den 234 vertriebenen deutschen Jesuiten am 1. Januar 1875 allein in Nordamerika 82 und in Südamerika 66 sich befanden. Von den ersteren waren 62 der für die Vereinigten Staaten errichteten deutschen Mission zugetheilt, die ihre Mittelpunkte in Buffalo (Staat New-York), Toledo (Ohio) und Mankato (Minnesota) hat; von den übrigen waren 2 unter den Indianern im Felsengebirge und 1 unter den Indianern in Californien, 2 in New-York, 6 in New-Orleans, 5 in Maryland und 4 in Missouri thätig. In Südamerika hatte Ecuador allein 12, Chile 9, Brasilien 39 und Paraguay 6 deutsche Jesuiten! Hiernach lassen sich

¹⁾ „Die Erfahrung von 3 Jahrhunderten“ — sagt Döllinger in seinen „Vorlesungen über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“, VII., cfr. Augsburg. Allgemeine Zeitung, Hauptblatt Nr. 82, 1872 — „ergiebt, daß die Jesuiten keine glückliche Hand haben, auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber da kommt ein Windstoß und zertrümmert ihr Gebäude, oder eine Sturmfluth bricht herein und spült sie weg, oder das wurmfressige Gebäude bricht ihnen unter den Händen zusammen. Man wird bei ihnen an das orientalische Sprichwort von den Türken erinnert: Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr. Ihre Missionen in Japan, in Paraguay, unter den wilden Stämmen von Nord-America sind längst zu Grunde gegangen. Im fernen Abyssinien hatten sie einmal (1625) es nahe zur Herrschaft gebracht, aber bald, schon nach 9 Jahren, brach ihnen dort Alles wieder zusammen und sie durften nie mehr dahin zurückkehren. Ihre mühseligen Missionsarbeiten in der Levante, auf den griechischen Inseln, in Persien, in der Krim, in Aegypten, was ist von ihnen heute noch übrig? Raum eine Erinnerung an ihr ehemaliges Dasein findet sich noch in jenen Ländern.“

der deutschen Katholiken diene, ward entweicht und vermüthet. Unterdessen erhoben sich wilde Rufe: „Legen wir Feuer an“. Man schleppte Möbel, Gemälde, Bilder u. dergl. heran, begoß die Geräthe und Mauern mit Petroleum und in kurzer Zeit stand das herrliche Gebäude in lodernden Flammen — Während des Tumultes wurden die Patres, die den Wüthenden in die Hände fielen, mißhandelt und schwer verwundet u. s. w.“

Dennoch sagte ein Telegramm des P. Salvado an seinen Oberen vom nämlichen Tage:

„Wir sind entschlossen, das Colleg wieder aufzubauen und warten nur auf Ihre Erlaubniß. Wir denken daran, für unsere auswärtigen Schüler die Klassen ohne Verzug wieder anzufangen.“

Von gleicher Entschlossenheit zeugt auch das an die Centralräthe der „Glaubensverbreitung“ gerichtete Schreiben des Jesuitenpaters Jamot, apostolischen Vicars des nördlichen Canada, gegenüber der dortigen mächtig gewordenen evangelischen Mission. Es heißt darin:¹⁾

„Sehr zu bedauern wäre, wenn sich der Protestantismus in einer Mission, wo einst so eifrige Christen lebten, von denen die früheren Missionare so viel Ruhmliches berichten, festsetzen würde — — — Diese Mission scheint bestimmt zu sein, rasch eine große Wichtigkeit zu erlangen. Durch die Lage an den großen Seen, dem Huron- und dem Obern-See, durch welche eine unmittelbare Verbindung mit mehreren bedeutenden Städten in den Vereinigten Staaten und in Canada hergestellt wird, muß dieses Land mit der Zeit in diesem Welttheil eine wichtige Rolle spielen. An uns, Dienern des wahren Gottes, ist es daher, auf der Höhe unseres Berufes zu stehen und alle Mittel zur Verbreitung des Reiches Christi anzuwenden.“ —

(Schluß folgt.)

Die Aufgaben der Missionsgeschichtsschreibung.

Von F. M. Zahn, Missions-Inspector.

Als auf einer der continentalen Missions-Conferenzen in Bremen ein jetzt schon heimgegangener Freund einen Preis anbot für eine populäre Darstellung der christlichen Missions-Geschichte von Anfang an, hielten die anwesenden Missionsleute es für unmöglich, eine solche bei dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse auf diesem Gebiet herzustellen. Sie beriefen sich auf das Zeugniß von Fachmännern, die ausgesagt haben sollten, es sei noch nicht thunlich, eine Geschichte der ersten und älteren Mission zu schreiben. Die „Haager Gesellschaft zur Vertheidigung

¹⁾ Zu vergl. Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1876, Heft III, S. 58 ff

und bei den Unfern Geschichtsschreiber gefunden, die protestantische nicht. Denn über die Arbeit von Julius Wiggers urtheilte Brauer (Allg. M.-Z. 1846. S. 289) schon beim Erscheinen des zweiten Bandes: „Eine Art nothdürftiger Statistik mag das sein, was in dem Buche enthalten ist, aber Geschichte ist das nimmermehr.“ Die Form der Geschichtsschreibung hat Ostertags auch im besonderen Abdruck erschienener Artikel über „Protestantische Missionen“ in Herzogs Real-Encyclopädie, aber es ist doch nur eine Uebersicht, leicht geschrieben und dabei nicht übermäßig correct. Vielleicht ist überhaupt noch nicht die Zeit gekommen, eine protestantische Missions-Geschichte zu schreiben, wenigstens der neuesten Zeit. Fritschel's dankenswerthes Buch über die christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert zeigt, wie viel noch zu thun, um selbst das Leben eines J. Elliot in das rechte historische Licht zu stellen. Die dänisch-hallesche Mission hat schon 1842 an Fenger einen sehr verständigen und sachlichen Geschichtsschreiber erhalten, doch haben Germanns Biographien neues Licht verbreitet, das zwar, wie uns scheint, nicht ganz ohne einseitige Färbung und auch nicht erschöpfend ist, aber doch eine neue Bearbeitung nöthig macht. Leider hat auch die Brüdergemeinde ihr Archiv noch nicht geöffnet. Es kann nicht anders sein, als daß auch ihre Mission durch Irrren und Fehlgehen die jetzt geübte Erbweisheit gewonnen hat, und es wäre sehr lehrreich und ein sehr willkommener Beitrag zur allgemeinen Missions-Geschichte, wenn der Gang dieser Arbeit wenigstens aus der älteren Zeit offen dargelegt werden könnte. Das wird zunächst überhaupt die Aufgabe sein, durch Monographien die allgemeine Geschichtsschreibung erst möglich zu machen. Aber auch für diese Vorarbeiten muß es von Wichtigkeit sein, sich über die Aufgaben der Missions-Geschichtsschreibung zu verständigen. Dazu möchten diese Zeilen etwas beitragen; etwas, denn sie machen aus inneren und äußeren Gründen nicht den Anspruch diesen Gegenstand zu erschöpfen.

Langhans hat in dem Interesse, der pietistischen Mission einen möglichst langen Zeitraum anrechnen zu können, dieselbe in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück datirt. Das hat insofern seine Berechtigung, als alle früheren Missionsversuche der protestantischen Kirchen vereinzelte Versuche geblieben sind, seitdem aber, seit der Gründung der Society for Propagation of the Gospel, dem Beginn der dänisch-halleschen und der Brüder-Mission eine bis zu einem gewissen Grade ununterbrochene Fortsetzung der Missionsunternehmungen stattgefunden hat. Fast ebenso alt aber ist die eigenthümliche Erscheinung der protestantischen Missionen, daß

einander stehen. Man schreibt auch die Missionsblätter nicht in der Erwartung, daß die Leser den Kopf sehr anstrengen, und doch ist das nöthig, wenn wirklich Geschichte gegeben werden soll. Ohne Zweifel ist es mit Dank anzuerkennen, daß Mühe und Arbeit darauf verwandt wird, lesbar und anmuthig zu schreiben, wie das z. B. Ostertag gethan. Wo nicht der Anspruch erhoben wird Geschichte zu schreiben, kann diesem Zweck auch zuweilen die schwerfällige Genauigkeit geopfert werden. Wer dagegen Geschichte schreibt, sollte insbesondere, da er viel aus diesen Quellen schöpft, daran denken, daß die Schönheit der Form nicht die Hauptsache ist, daß man einem Geschichtsschreiber eher eine Unschönheit verzeiht, als eine Unrichtigkeit.¹⁾

Mit dieser Sucht leicht und populär schreiben zu wollen, hängt nahe zusammen, wie die Schlußbemerkung schon andeutet, die Schwäche, wir sagen, die nothwendige Schwäche dieser Blätter, daß sie nicht die volle Wahrheit bringen. Natürlich dürfen sie nicht Unwahres bringen, und wenn man diesen Vorwurf den alten Halle'schen Berichten gemacht hat, so ist damit ein sehr schwerer Tadel ausgesprochen. Allein sie können nicht, wie die Geschichte soll, unumwunden in Lob und Tadel aussprechen, was vorgeht; sie haben gar kein Recht, alle schmutzige Wäsche auszuhängen. Die meisten Blätter dieser Art bringen Briefe der Missionare. Jeder Verständige von einiger Selbsterkenntniß wird sich denken können, daß die Missionare seltener oder öfter ein Wort der Verstimmung, der Entmuthigung, der Aufregung laut werden lassen. Darf man sie veröffentlichen und wenn nicht, ist dann das Bild richtig? Heut zu Tage wird es zwar Mode, sich bei lebendigem Leibe Statuen setzen und Biographien schreiben zu lassen, die Geschichte fährt aber dabei nicht gut. Wir nennen ein anderes ähnliches Beispiel. Mit besonderem Interesse lesen wir immer die Berichte, welche der Church Miss. Intelligencer aus der Feder von Bischof Crowther bringt und freuen uns über sein männliches, einfaches und gesundes Urtheil. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß hier Originalberichte vorliegen, allein wir möchten gerne wissen, ob keinerlei Correcturen stattgefunden haben, ob wirklich der Negerbischof so correct Englisch schreibt. Es wäre eine Albernheit, wollte die Redaction die Briefe mit etwaigen Sprachfehlern abdrucken. Allein um ein

¹⁾ Nicht gerade am „Schönschreiben“ scheinen mir die meisten unsrer Missionsberichte zu leiden — ich wenigstens habe oft gedacht, es könne nicht schaden, wenn sie sich — natürlich ohne alles Schönfärben — ein wenig mehr der „Schönschreiberei“ befleißigten.

versammelt, erreicht ist. Erst dann wird die Pflanzung geschehen sein, wenn die gesammelte Gemeinde stark genug ist, nicht mehr Object, sondern Subjekt der Missionsarbeit zu sein. Diese Grenze freilich wird fließend sein; der Uebergang von der Missions-Arbeit in die erhaltende und ausbildende kirchliche Thätigkeit ist nicht so markirt, daß mit völliger Sicherheit der Haltpunkt zu bezeichnen ist. Ist die Mission in diesem weiten Sinne die Arbeit der Kirchenpflanzung, so hat die Missions-Geschichte die Aufgabe darzustellen, wie diese Pflanzung zu Stande kommt.

(Schluß folgt.)

Die Mission auf dem panpresbyterianischen Concil zu Edinburg vom 3.—10. Juli 1877.

Von P. Fellinghaus.

Das große presbyterianische Concil, welches vom 3.—10. Juli zum ersten Male stattfand, ist nicht nur für die presbyterianischen Kirchen sondern auch für die ganze evangelische Christenheit ein wichtiges und (dürfen wir im Blick auf den glaubensfesten und doch so weitherzigen, wahrhaft katholischen Geist desselben sagen) auch ein sehr erfreuliches Ereigniß.

Es waren in Edinburg 49 selbstständige presbyterianische Kirchen, welche 20000 Gemeinden in sich schließen, durch 333 Delegaten aus der ganzen Welt vertreten. Am meisten Delegirte waren aus Amerika (ca. 130) erschienen, eine Anzahl derselben, alte ehrwürdige, hoch in den Siebzigern stehenden Greise mit vollen weißen Bärten. Ziemlich zahlreich hatte besonders Frankreich seine Vertreter gesendet. Von Deutschland waren keine Delegaten, sondern nur einige auf Kosten des Commite's in Edinburg eingeladenen „Associates“ erschienen, unter Andern Dr. Fabri, Dr. Wangemann, die Pastoren Rint, Erdmann und Häuffer von Elberfeld. Uns Deutschen will es zuerst als befremdend erscheinen, daß die Verfassungsform und nicht die Lehre einer Gemeinschaft von Kirchen den Namen und den Vereinigungspunkt giebt. Aber einmal hat die Verfassungsform für die Engländer und Amerikaner mehr Gewicht, schon weil die verschiedenen Denominationen in der Lehre sich immer mehr nähern und einig werden, und dann ist es thatsächlich so, daß die eigentlich und ursprünglich reformirten und calvinistischen Kirchen fast ohne Ausnahme auch presbyterianische Verfassung haben. Ueber die Auffassung des Amtes der nichtbesoldeten Presbyter herrscht freilich unter den Presbyterianern auch die größte Verschiedenheit. Einige fassen ihr Amt im Wesentlichen so auf wie es unsere deutschen Synodalordnungen thun, so daß die Aeltesten neben dem Pfarrer, als dem lehrenden Presbyter, als die Vertreter der Gemeinde, dastehen Andere sehen dem biblischen Vor-

Der erste Redner Rev. J. H. Jones sprach in einem Vortrage, über die „*Missionsverpflichtung der Christenheit.*“ „Die Mission ist die Hauptverpflichtung der Christenheit. Ob die Verfassung der Kirche bischöflich, oder presbyterianisch oder independentisch zur apostolischen Zeit war und jetzt sein soll, darüber kann man im Zweifel und verschiedener Meinung sein, aber daß die Kirche eine Missionskirche sein solle und müsse, darüber könne gar keine Frage sein. Die Mission gehöre zum innersten Wesen der Kirche und sei nicht ein hinzukommender, zur Noth entbehrlicher Schmuck derselben.“

Noch eingehender legte Dr. Mourray Mitchell, ein würdiger schneeweißer Veteran der ostindischen Mission, mit ungewöhnlicher klassischer Beredsamkeit und jugendlichem Feuer der jetzigen Christenheit ihre besondern Verpflichtungen gegen die derzeitige Heidenwelt ans Herz. Er zeigte wie jetzt nach 1800 Jahren die Zahl der Christen zwar sehr zugenommen und die Christenvölker die Erde beherrschen, wie aber auch die Zahl der Heiden sich in vielen Ländern fast um das doppelte vermehrt habe, so daß die traurige beschämende Thatsache feststehe, daß es jetzt mehr Heiden gebe als damals. Alle Beweggründe, welche für die apostolische Christenheit zur Mission vorlagen, sind noch eben so stark für uns da. Es gäbe Leute welche behaupteten, daß die heidnischen Religionen sich allmählich von selbst besserten, wie ein schmutziger Strom im weitem Laufe klar würde. Aber die Thatsachen bewiesen, daß gerade das Gegentheil wahr ist. Die großen Systeme und Religionen des Zoroasterismus, Brahmaismus, Buddhismus, Confucianismus, des Dämonendienstes und des Fetischismus sind alle nachweisbar jetzt viel verderbter und entfittlicher als sie zur Zeit des Apostels Paulus waren. Wir kennen die Greuel des Heidenthums jetzt aus Erfahrung besser als Paulus sie kennen konnte, denn die Greuel des Cannibalismus und der Blutvergießungen, welche Livingstone's Herz immer von neuem weinen machten, waren ihm nicht so bekannt. Dem Heidenthum ist als Strafe für die träge und abgefallene Christenheit ein neuer antichristlicher Bundesgenosse seit dem sieben-ten Jahrhundert in dem Völker verderbenden Muhammedanismus entstanden. Wahrlich wir haben die größte Verpflichtung zur Mission und Gott hat uns in neuerer Zeit durch die Dampfschiffahrt und Presse und durch die Eröffnung fast aller Heidenländer neue Gelegenheiten und Wege zur Ausbreitung des Reiches Gottes gegeben, welche früher sich nicht darboten.

Darauf ergriff Dr. Wangemann das Wort: Es sei sehr gefährlich, sag te er, wenn Missionare in irregeleiteter Liebe die Heiden und ihre jungen Christen mit äußern Wohlthaten überhäufeten, denn die Leute kämen dadurch auf die Meinung, daß sie durch Hören der Predigt und Christwerden dem Missionar persönlich einen Gefallen thäten. Ebenso sei es schädlich, wenn die Wohlthaten des Unterrichts der Kinder sammt den nöthigen Büchern alles unentgeltlich geleistet werde. Besonders solle man sich doch vor dem Irrthum hüten, daß man nicht zuerst civilisire um dann zu christianisiren, und daß man dies äußerliche Civilisiren schon für den Anfang der Christianisirung ansehe. Noch mehr sei die Eifersucht der verschiedenen Missionen gegeneinander ein großes Uebel, das mit obigen Mißgriffen dem geistlichen Leben den jungen Gemeinden sehr geschadet habe.

Diese nüchternen und zum Theil bitteren Wahrheiten wurden von der Versammlung an mehreren Stellen mit Zustimmung und Beifall aufgenommen. Das ist gewiß ein erfreuliches Zeichen von dem in den missionsfreundlichen Kreisen jetzt herrschenden gewissenhaften Ernst und wahrheitsliebenden nüchternen Sinne. Dr. Ferdman von Melrose sagte darauf: Man solle doch nicht annehmen, daß wenig brüderliche Gemeinschaft

walter der gesandten Gelder ständen die Missionare allein unter Direction derselben. Die Kirchenzucht liege jetzt ganz in den Händen der eingebornen Presbyterenschaft.

Dr. Kalopothakes aus Athen sprach mit großem Eifer für die Uebertragung der Hauptmissionsarbeit an die eingebornen Christen. Die Hauptmittel der Mission seien jetzt: die Presse, die Predigt und Hausbesuche. Ein fremder Missionar könne diese drei Aufgaben nie so vollziehen wie dies ein Eingeborner von gleicher Bildung vermöge. Darum solle man sich vor allem die Aufgabe setzen, Eingeborne so zu erziehen, daß sie die gleiche Bildung wie die aus fremden Ländern kommenden Missionare haben und ihnen dann auch gleiche Rechte und gleiches Vertrauen schenken. Dadurch würden auch die Kosten der Mission verringert.

Dr. Thomas Smith hob dagegen aus seiner Erfahrung als Missionar in Ostindien hervor, daß, so wichtig die Heranbildung eingeborner Missionare sei, sie in Indien die Erfahrung gemacht hätten, daß eine hohe Bildung die Leute entnationalisire und sie sogar fremd in ihrer eigenen Muttersprache mache.

Mr. James Stephenson, ein christlicher Kaufherr und Ältester aus Glasgow, sprach über die Missionen in Südafrika und Centralafrika. Die Annexion von Transvaal erklärte er dadurch, daß jetzt, wo die Kaffern durch die Diamantensfelder reicher geworden seien und mehr Feuerwaffen besäßen, die Boers nicht mehr ihnen unbedingt überlegen wären und daher ein Vernichtungskampf zwischen Boers und Kaffern in Aussicht gestanden habe. Um dieß zu verhindern habe die englische Regierung zur Annexion schreiten müssen. Die englische Regierung zeige sich sehr freundlich gegen alle, besonders auch gegen die französischen und deutschen Missionen, während die Boers oft Hindernisse in den Weg gelegt hätten.

In der Abend Sitzung begann der Praesident Lord Polwarth damit, daß er in warmen eindringenden Worten hervorhob, wie die christliche Kirche und die ganze Maschinerie ihrer Institutionen und Anstalten einer größeren Kraft des heiligen Geistes bedürfe. Die Taufe durch den heiligen Geist thue vor allen in größerem Maße Noth, das werde uns recht klar, wenn wir vor der großen Aufgabe der Bekehrung der großen Heidenländer ständen, darum gelte es darum zu beten und dies zu erwarten. Nur wenn die Kirche in der Schönheit der Heiligkeit und Kraft des Herrn strahle, würde die Welt bewegt und belehrt werden.

Es erstatteten hierauf verschiedene presbyterianische Missionare aus verschiedenen Ländern Berichte ab. Besonders eingehend und interessant waren die Berichte aus der Neuhebridenmission. Die Mission arbeitet dort auf den circa 30 Inseln unter etwa 100000 Seelen, die aber 20 verschiedene Sprachen reden. Auffällig war mir, daß der Missionar Inglis erzählte, daß er und sein Kollege nun bald auch das ganze Alte Testament übersetzt hätten. Sie hätten dies dadurch erreicht, daß sie jede Woche mehrere Kapitel übersetzt und am Sonntag der Gemeinde vorgelesen hätten. Ich konnte nicht umhin zu denken und nachher auch zu andern Missionaren zu sagen: „die armen eingeborenen Christen, wie viel werden sie von der Uebersetzung verstanden haben?“ Es ist ja ganz unmöglich, daß Ausländer gleich das erste Mal richtig und verständlich übersetzen. Wozu auch unter solch einem Volke gleich die ganze Bibel übersetzen? Wenn wirklich diese bloß nach Zehntausenden zählenden Stämme unter sich 20 verschiedene Sprachen sprechen, so ist es ja doch unbedingt vorauszu sehen, daß mit der Einführung des Christenthums und der europäischen Kultur und Civilisation auch die englische Sprache ihre Hauptsprache wird, wie das schon an so vielen andern Orten geschehen ist

licht hat, in welchem dem Provinzial-Gouverneur religiöse Duldsamkeit besonders gegen die zum Christenthum Uebertretenden zur Pflicht gemacht wird. Man sagt, daß dieses Manifest, das erste seiner Art, durch den General-Gouverneur Li Heng Chang veranlaßt worden sei, der neue Auflagen der bekannten Margary-Affaire vermeiden wolle. (Wesl. Not. 1877 S. 142). Gott gebe, daß die Toleranz nicht bloß auf dem Papiere stehen bleibe, wie so viele Jahre in der Türkei! —

Am 10. Mai dss. J. fand zu Shanghai die lange vorbereitete erste allgemeine Missions-Conferenz statt, die von c. 100 Missionaren der verschiedensten Miss.-Gesellschaften besucht war. Am ersten Tage wurde verhandelt über „das Gebet um den heil. Geist in Verbindung mit dem Missionswerk“ und „Volle Uebergabe an Gott — Consecration — eine wesentl. Bedingung für den Missionserfolg.“ Die Gegenstände der weiteren Verhandlungen waren folgende: „die Größe des chinesischen Missionswerkes,“ „Confucianismus in seiner Beziehung zum Christenthum,“ „Populäre Auffassungen des Buddhismus und Taoismus,“ „die Predigt an die Heiden,“ „Reisen in die Nähe und Ferne,“ „Colportage,“ „Arztliche Missionen“ u. (Indep. v. 5/7.) Besonders eingehend wurde über die „Selbstunterhaltung der eingebornen Gemeinden“ verhandelt und der Bericht hierüber mit der Aufstellung von 4 Hauptregeln geschlossen: 1. jedes Kirchenglied ist anzuhalten nach dem Maß seines Vermögens zu steuern. 2. Arme Gemeinden sind zu unterstützen, doch nur vorübergehend. 3. Eingeborne Prediger haben kein höheres Gehalt zu beziehen als die Gemeinden aufzubringen vermögen. 4. Die Erbauung kostspieliger Kirchen im fremden Stile ist zu vermeiden. Aus den Mittheilungen, die im Verlauf der Debatte gemacht wurden, ging hervor, daß in verschiedenen Missionen nicht bloß ernstliche, sondern auch erfolgreiche Anstrengungen nach dieser Seite hin bereits gemacht worden sind (Indep. v. 2./8.). Genauere Mittheilungen über diese jedenfalls höchst bedeutungsvolle Konferenz behalten wir uns vor, wenn der offizielle Bericht in unsre Hände gelangt sein wird. Indeß theilen wir nachstehenden Aufruf mit, den die Konferenz behufs der Vermehrung der Missionskräfte für China an die Christen aller Länder erlassen hat:

„Wir bitten unsere Brüder in der ganzen Welt den folgenden Thatfachen und Gedanken ihre ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

1. China ist bei weitem das größte heidnische Land der Welt. Mit seinen Vasallenstaaten umfaßt es ein Gebiet größer als ganz Europa; ja die mohammedanischen Reiche ausgenommen, kommt China sämmtlichen andern heidnischen Nationen zusammengenommen etwa gleich.

2. China ist aber auch das wichtigste von allen heidnischen Ländern. Livingstones Entdeckungen haben für Afrika eine große Zukunft aufgeschlossen; der Reichthum Indiens ist allbekannt; kein einziges Heidenland jedoch kann mit China verglichen werden. Sein Mineralreichthum allein nimmt es mit den amerikanischen Weststaaten auf und bürgt dafür, daß die Chinesen eine der großen Nationen der Zukunft sein werden.

3. Obgleich eins der ältesten Völker der Welt, sind die Chinesen so voll Kraft und Entwicklungsfähigkeit als je. Ihre geistige Begabung ist allseitig. Auf dem Gebiet diplomatischer und merkantiler Unternehmungen haben sie sich den tüchtigsten und weitblickendsten Geistern unter uns ebenbürtig gezeigt. Es fehlt unter ihnen nicht an solchen, die jegliche neue Kunst oder Wissenschaft, die wir nach China gebracht, sich völlig angeeignet haben. Ihr Unternehmungsgeist und ihre Ausdauer sind sprichwörtlich.

4. Im gegenwärtigen Augenblick verdient eine Eigenthümlichkeit der Chinesen noch

samkeit des Gebets beschränkt? Die Lösung dieser großen Aufgabe ist der christlichen Kirche in die Hand gelegt. Wenn wir treulich unsern Zehnten bringen und das Evangelium überall erschallen lassen, so werden die Fenster des Himmels sich aufthun und Segnungen auf uns herabkommen, bis kein Raum mehr ist sie zu fassen.

„An aufmunternden Erfahrungen ist kein Mangel. Vor 37 Jahren gab es in ganz China nicht mehr als drei eingeborne Christen in Verbindung mit der protestantischen Mission. Jetzt gibt's deren wenigstens 12—13,000. Während des letzten Jahres haben viel mehr Heiden um die Taufe gebeten als je zuvor und im allgemeinen sind diese Taufbewerber von besserem Charakter als in früheren Jahren. Das ganze Reich ist offener für die Predigt des Evangeliums als je und die Uebereinkunft, welche letztes Jahr in Tschifu getroffen wurde, sowie die infolge derselben erlassenen Proklamationen fangen schon an sich als ein nützliches Mittel zur thatsächlichen Aufschließung des weiten Innern zu erweisen. Aber nicht nur äußerlich steht uns das Land offen, sondern in den verschiedensten Gegenden sind auch schon viele Geister mehr oder weniger aus dem Schlafe erwacht. Tausende lesen unsere Bücher, und nicht wenige forschen eifrig nach Wesen und Ziel der abendländischen Neuerungen.

„Wir rufen daher nachdrücklich die ganze christliche Welt um Hilfe an. Noch sind 8 Provinzen völlig ohne Missionare. In anderen sind zwei oder drei; in China als Ganzes betrachtet, ist unsere Zahl so gering wie wenn der Staat Massachusetts nur einen oder ganz Schottland nur zwei Prediger hätte!

„Ihr jungen Männer! vor allem wenden wir uns an euch. An der Schwelle Eurer Laufbahn stehend ist's Eure Pflicht zu überlegen, wie Ihr die Euch von Gott verliehenen Gaben so anwenden könnt, daß dadurch seine Ehre am meisten gefördert werde. Es giebt kein Arbeitsfeld in der ganzen Welt, wo ein ernstlicher Christ seinen Mitmenschen in ausgedehnterem Maße und fruchtbarer Weise dienen könnte als in China. In China ist Raum für alle möglichen Gaben. Während unser vornehmstes Bedürfniß darin besteht Männer zu bekommen, die predigen, die Bekehrten unterweisen und die eingebornen Gemeinden leiten und sie zur Selbständigkeit heranziehen, brauchen wir auch Aerzte, welche sich der Kranken annehmen und Eingeborne für den gleichen Beruf heranzubilden, Männer der Wissenschaft und von literarischem Geschmac, welche Bücher übersetzen oder selbst verfassen, um mit Hilfe der Presse einen erziehenden und erleuchtenden Einfluß auf den Volksgeist auszuüben, wir brauchen ferner Lehrer, Kolporteurs, Buchdrucker u. und — last not least — wir brauchen opferwillige Frauen, welche ihren chinesischen Schwestern bis ins Heiligthum ihres Hauses nachgehn um sie zu gewinnen.

„Und Ihr Väter und Mütter! auch Euch legen wir diese Gedanken vor. Ihr liebt Eure Söhne und Eure Töchter, Euer höchster Wunsch ist der, daß sie so gute und nützliche Menschen werden möchten als nur möglich ist. Wohl an, lenket ihre Aufmerksamkeit auf China, dies weite und große, dies reiche und bevölkerte China, und statt Eure Kinder zurückzuhalten, freuet Euch vielmehr, wenn Gott sie willig macht diesem Volke das Licht zu bringen, dessen es so sehr bedarf und welches bloß von der Christenheit ihm kommen kann.

„Ihr Prediger, Professoren, Lehrer und alle, die Ihr mit der Jugend zu thun habt, wir wenden uns auch an Euch. Es ist uns heiliger Ernst. Wir wissen aus Mangel an Arbeitern nicht was thun. Das Land öffnet sich, das Werk wächst. Es ist uns schon über den Kopf gewachsen. Viele von uns sind in Gefahr zu viel

Tod der eben heimgegangenen Königin Sophia). Christlicher Schul-Unterricht. Politik und Religion. Militär-Bereine. Die Mission unter den Balinesen. Mission und Gemeinde. Mission und geistliches Leben. Mission und Glaube an den lebendigen Heiland. Wahre und falsche Lebensrichtung. Christliche Jünglings-Bereine. Evangelium und Mohammedanismus. Abschiedsrede. Schlußrede.

Eine Bitte bezüglich des Nachdrucks.

Verleger und Herausgeber der „Allg. Miss.-Zeitschrift“ sind gern bereit, so oft sie darum gebeten werden, die Erlaubniß zum Abdruck kleinerer Artikel zu ertheilen unter der selbstverständlichen Voraussetzung der Quellenangabe, aber sie sehen sich genöthigt dagegen entschieden zu protestiren, daß solcher Abdruck ohne ihre Genehmigung und ohne Angabe der Quelle geschieht. Sie haben auch wiederholt bemerkt, daß von größeren Artikeln der Zeitschrift in andern Blättern ein sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht worden ist, ohne daß die Quelle genannt worden wäre, aus der man so reichlich geschöpft hat oder — daß statt die Zeitschrift zu citiren, der man Mittheilungen, Miszellen zc. offenbar entnommen, die von dieser stets angegebene Originalquelle angeführt wurde, scheinbar als ob der Nachdrucker aus dieser selbst geschöpft und nicht erst aus zweiter Hand seine Erzählung zc. überkommen hätte. Es ist dies eine unfeine Sitte, die am wenigsten Gewohnheit werden sollte in christlichen Blättern. Wir freuen uns, wenn die in unsrer Zeitschrift niedergelegten Gedanken durch Vermittlung anderer Blätter recht weithin verbreitet werden, aber halten es auch für die Pflicht der Nachdrucker, daß sie dann die Quellenangabe nicht fehlen lassen.

stens, daß jetzt auch in China halbe Dörfer sich auf einmal dem Evangelium zuwenden können.¹⁾

Aber vielen Missionsfreunden, die immer nur an die 400 Millionen des himmlischen Reiches denken, geht es doch viel zu langsam voran. Sie möchte ich für heute an nur Ein Missionshinderniß in China erinnern, das abgesehen von allen übrigen für sich allein so groß ist, daß der bisherige Missionserfolg uns bei näherer Erwägung eher durch seine Größe als durch seine Kleinheit in Staunen setzen kann, — an das Opium.

Der Opiumhandel mit all den Verwicklungen und Verträgen in seinem Gefolge hat äußerlich China dem Evangelium geöffnet, aber er verschließt auch innerlich Millionen chinesischer Herzen der christlichen Predigt durch die schändliche Habgier, aus der er entsprang, durch die Gewalt, mit der er dem Lande wider seinen Willen aufgezwungen wurde und wird, durch die physischen und sittlichen Verwüstungen, die er anrichtet, mit Einem Wort: durch das schmachvolle Licht, das er auf seine Träger, die Christen wirft, die dadurch dem natürlichen heidnischen Gewissen gegenüber als sittlich viel tiefer stehend und darum als unfähig zu religiös-sittlicher Belehrung Anderer erscheinen müssen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Diesen Canon sittlicher Werthschätzung wendet der heidnische Verstand mit Recht vorab auf die Christen selbst an. Und da ist es ja bekannt, wie schwer auf allen Missionsgebieten der tägliche Anblick lasterhafter, ja oft fühllos habgieriger, unmenschlich grausamer Christen, besonders in den Handelsplätzen, das Christenthum in den Augen der Heiden compromittirt und alle Missionsarbeit unendlich erschwert, ja da und dort fast völlig lahm legt. Denn was sollte der Heide zwischen Missionaren und Handelsleuten viel Unterschied machen? Sie sind in seinen Augen durch gemeinsame Nation und Religion solidarisch verbunden. Beweisen sich die Einen als Schelme, so ist von den Andern auch nichts Gutes zu lernen!

In besonderem Grade gilt dies von China und dem Opiumhandel der Christen. Je verderblicher diese Waare, und je geneigter dies Volk von Haus aus zur hartnäckigsten, hochmüthigsten Abwehr alles Fremden, desto leichter muß es seine nur zu sehr gegründeten Vorurtheile gegen englische Kaufleute auch auf die übertragen, die ihm nicht Verderben, sondern Heil bringen, d. h. die Predigt des Evangeliums, die ja im Gefolge der

¹⁾ Auf der Station Nienhangli konnten im vorigen Jahre 181 Seelen der Gemeinde hinzugethan werden, s. Bericht über die Jahresfeste in Basel 1877 S. 25 und Jahresbericht 1877 S. 115 ff.

vergiftet, meinen Bruder ruinirt und mich selbst dahin gebracht, daß mein Weib und meine Kinder zu Bettlern wurden!" — Will der Missionar sich von der Mitschuld daran reinigen und vor dem Genusse des Opiums warnen, so lautet die Antwort ironisch: „ihr bringt uns Opium und sagt uns, wir sollen's nicht gebrauchen!" — Nach einer Ansprache an das Volk kann der Missionar oft hören: „Ja, die Religion die ihr predigt, hat gute Grundsätze; aber ihr Ausländer handelt ja selbst nicht darnach, denn ihr zeigt keine Liebe zu uns, im Gegentheil, ihr ruinirt uns durch die Opiumeinfuhr." — Als ein Prediger im Anblick der ausgedehnten Kokospflanzungen in China selbst das Volk vor der Verbreitung dieser Pflanz warnte, erhielt er zur Antwort: „ihr Ausländer habt selbst uns das Opium gebracht und führt es noch immer Jahr für Jahr ein; warum sollten wir es nicht auch pflanzen und selbst den Profit davon haben?"¹⁾ — Und fragt der Missionar: „warum raucht ihr denn das Opium?" so lautet die Antwort sofort: „ihr habt es uns aufgezwungen!" —

So wird überall für die Schande einer grausamen Handelspolitik und ihre verheerenden Wirkungen das Evangelium und seine Boten mit verantwortlich gemacht. Wohl sucht die Mission durch Aussendung von Missionsärzten und Errichtung von Missionshospitälern zur Rettung der Opiumraucher das dem Lande angethane Unrecht da und dort ein wenig gut zu machen, und so mit der That sich von der Mitschuld am Opiumscandal zu reinigen. Gebildete Chinesen erkennen auch darin einen Act des Wohlwollens, aber was läßt sich ihnen antworten, wenn sie immer fragen: „warum macht ihr nicht lieber dem ganzen Opiumhandel ein Ende, damit unser Land dieses Unrecht nicht länger zu erdulden braucht? wäre das nicht viel besser als 10,000 Hospitäler und 10,000 Predigthallen?" — Und wie lange wird es brauchen, bis das chinesische Volk zwischen sogenannten christlichen Kaufleuten und Regierungen und wirklichen christlichen Predigern, zwischen dem Evangelium an sich und der tatsächlichen Verleugnung seiner Prinzipien durch so viele Christen einen Unterschied zu machen gelernt haben wird! So lange der Opiumhandel fort dauert, dieser schreiendste Beweis des britischen Krämergeistes, mit dieser grelle Schandfleck der englischen Nationalehre den Fortschritt der Mission d. h. der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens unter den Völkern Ostasiens unendlich erschweren, und der üble Geruch, in den sich dort die ganze englische Nation gebracht hat, ein fürcht-

¹⁾ Ebendas.

lichere Beziehungen vorhanden!“¹⁾ „Sie legten, erzählt Sir Alcock weiter, uns auf's Dringendste und mit allen nur möglichen Argumenten die Nothwendigkeit dar, daß die englische Regierung die Einfuhr des Opiums gänzlich verbieten müsse, damit sie selbst nicht länger genöthigt seien, wider ihr und ihres Volkes Gewissen diesen Handel zu autorisiren!“²⁾

Wie hoch steht hier wieder das heidnische Gewissen gegenüber dem der englischen Handelspolitiker, die damals nicht einmal eine Erhöhung des Eingangszolles und damit eine Beschränkung des Opiumconsums gestatteten (s. oben)! Und wie wenig entbindet der äußere Buchstabe jenes Vertrages als eines ewig giltigen (perpetual) England von der höheren Pflicht, China kein Unrecht zu thun!³⁾

Im Juli jenes Jahres erhielt Sir Alcock vom auswärtigen chinesischen Amt eine Denkschrift, worin die Verfasser versichern, sie sinnen Tag und Nacht darüber nach, wie den Verwicklungen vorgebeugt werden könne, die aus dem wachsenden Gefühl des durch das Opium China beständig zugeführten Schadens entspringen könnten:

„Daß Opium ein tödtliches Gift ist, überaus schädlich für Jedermann, und eine sehr ernste Quelle feindseliger Gesinnung, ist Ew. Excellenz genau bekannt. Und unsere Regierung weiß, daß der Opiumhandel von der englischen Nation als solcher längst verdammt wurde⁴⁾, und daß wohlgesinnte Kaufleute damit nicht zu thun haben wollen. Aber weniger genau informirte Beamte und das Volk sagen überall, daß England in Opium Geschäfte macht, weil es China's Ruin herbeiführen will, denn wäre die Freundschaft Englands aufrichtig, so würde es nicht auf der Verbreitung dieses schädlichen Giftes im ganzen Reich bestehen. — Die chinesischen Kaufleute liefern Ihrem Land guten Thee und gute Seide, und erzeugen ihn dadurch eine Wohlthat; der englische Kaufmann aber vergiftet China mit seinem Opium. Dies Verfahren ist ungerecht. Wer kann es rechtfertigen? Was Wunder, wenn Beamte und Volk sagen, daß England absichtlich auf das Verderben China hinarbeitet“ u. s. w.⁵⁾ —

Es ist darum sicherlich wahr, was uns der amerik. Consul von

¹⁾ Correspondence respecting the revision of the Treaty of Tientsin S. 396.

²⁾ Church Miss. Intell. Dezbr. 1876 S. 728.

³⁾ So auch Tinling, Poppy Plague S. 134.

⁴⁾ Auch jener Vertrag von Tientsin zeigt, daß wenigstens die chines. Regierung zwischen Opiumhandel und christlichen Prinzipien als solchen einen Unterschied zu machen weiß, wenn Art. 8 das Christenthum beschreibt als „eine Religion, welche die Ausübung der Tugend einschärft und die Leute lehrt so zu thun, wie sie wünschen, daß man ihnen thue.“

⁵⁾ Church Miss. Intell. Sept. 1876 S. 519 ff.

Antipathie sich mit der Zeit etwas mildern und dann auch die Fälle von Unruhen auf den Missionsstationen sich beträchtlich vermindern werden. — —

Sodann sei hier nur noch mit einem Wort darauf hingewiesen, wie das Opiumärgerniß nicht nur Unzählige abschreckt vom ernstern Hören auf die Predigt des Evangeliums, und ein vorurtheilsfreies Prüfen derselben unendlich erschwert, sondern auch manchen Raucher, der bereits Interesse dafür gewann, um die sittliche Kraft zur nöthigen Annahme des Christenthums bringt, ja das innere Gedeihen der bereits gesammelten kleinen Christengemeinden fortwährend bedroht. Wie mancher Hoffnung erweckende Same des Wortes geht nicht auf, weil sein Träger dem Opiumlaster verfällt und dadurch die Willenskraft zu wahrer Buße verliert! Mancher hat sich schon zur Aufnahme in die Gemeinde gemeldet, aber weil er früher ein Opiumraucher war, so kann er erst nach längerer Probezeit, wenn je, aufgenommen werden. Die Fälle sind zu selten, daß Einer wirklich den unseligen Hang für immer überwindet. Die Allermeisten fallen wieder in ihn zurück. Sind sie schon getauft, so müssen sie wieder ausgeschlossen werden; denn ihr Beispiel wirkt ansteckend. Mit Recht hat sich darum in der englischen und amerikanischen wie in der deutschen Mission in China die Praxis festgesetzt, daß Opiumraucher als habituelle Selbstmörder und „Zimmerleute ihres eigenen Sarges“, die über sich selbst und ihre Familie nur Schande und Elend bringen, in den christlichen Gemeinden nicht geduldet werden. —

4. Kann dem Uebel noch abgeholfen werden?

Daß neuerdings ernste Vorschläge zur Aenderung der bisherigen Opiumpolitik in England auftauchen, gehört mit zu den erfreulichen Anzeichen davon, daß das nationale Gewissen Englands in Betreff seiner Beziehungen zu China immer ernstere Beklemmungen fühlt.¹⁾ Die Bemühungen der Antiopiumgesellschaft wurden schon im Eingang erwähnt. Als eine Deputation derselben im Febr. 1876 dem Lord Salisbury darüber Vorstellungen machte, wagte er nicht, das Prinzip des Opiummonopols der Regierung zu vertheidigen und sagte: „ich fühle, daß damit gewisse prinzipielle Beschwernisse (inconveniences of principle) verknüpft sind, die jede Regierung hindern würden, es jetzt einzuführen.“ Bei der Parlamentsdebatte am 27. Juni 1876 sagte Herr Bou'rke, er habe nie Jemand

¹⁾ So auch the Hon. Mr Justice Fry in seiner Abhandlung: China, England and Opium, Contemporary Review Juni 1877, aus der wir im Folgenden einige Notizen entnehmen.

den Materialismus der Chinesen mit diesem Gourmandslaster strafen will und deshalb seine Verbreitung zuließ. Aber hebt dies eure Schuld auf? Habt ihr im Namen Gottes oder in unersättlichem Goldburch diesen Handel getrieben? Und seit wann will denn Gott, daß auch die Seelen der Menschen vergiftet und ihre sittliche Kraft gebrochen werde? Zeigt nicht die h. Schrift deutlich, daß auch die, welche Gott eine Zeit lang als Zuchtruthe für Andere gebraucht, nachher zur Rechenschaft gezogen und für ihre Frevel ähnlich heimgesucht werden? — —

Gewöhnlich aber argumentiren die Vertheidiger des alten Systems so: es gibt nur 2 Wege, uns vom Opiumhandel los zu machen, entweder den Anbau desselben frei zu geben oder ihn ganz zu verbieten. Im ersten Fall opfern wir unsre Einnahme und das Resultat wäre doch nur eine Steigerung des Opiumconsums. Der zweite ist nicht durchführbar, so lang nicht auch die analog wirkende Alkoholfabrikation gänzlich verboten wird.¹⁾ — Den Erfolg im ersten Fall möchte ich dahingestellt sein lassen. Denn die Agriculturbevölkerung Indiens scheint, wenigstens in gewissen Distrikten,²⁾ mit der Ausdehnung des Opiumbaues sehr unzufrieden zu sein. Und die gegenwärtige grausige Hungersnoth im Westen und Osten der Halbinsel zeigt doch immer deutlicher, daß Indien zum stetigen Unterhalt seiner 200 Millionen nicht ohne große Gefahr etwas von seinem Ackerland entbehren kann, so lange die Verkehrswege nicht verdoppelt sind. — Im zweiten Fall aber trifft die Analogie mit Spirituosen nicht zu (vergl. oben). Nicht nur ist ihre Wirkung von der des Opiums doch merklich verschieden, sondern die Sache liegt hier auch rechtlich ganz anders. Opium wurde China mit der Spitze des Schwertes als legitimer Artikel aufgezwungen, und dieser Zwang wird aufrecht erhalten trotz wiederholten und aufrichtig gemeinten Appells an das englische Gewissen von Seiten des chinesischen Volkes. Fabrikation und Import von Spirituosen aber läßt die englische Regierung nur zu unter Erhebung von Steuern, ohne selbst der Fabrikant zu sein. Nur wenn etwa Frankreich als ausschließlicher Produzent von Spirituosen England mit Waffengewalt zwänge, dieselben zum Vortheil Frankreichs und zum physischen und socialen Ruin Englands zuzulassen, so träte der Vergleich zu.

Daher schlägt Justice Fry vor — und wir pflichten ihm hierin ganz

¹⁾ So Sir Campbell im Haus der Gemeinen, Juni 1875, s. Fry a. a. O.

²⁾ z. B. westlich von der Jumna, s. Sir Will. Muir's paper relating to the Opium Question, Calcutta 1870.

und noch aus vielen andern Gründen haben die indischen Finanzminister seit Jahren größere Reductionen in ihrem Ausgabebudget vergeblich erstrebt.

Viel geringer scheint uns die Besorgniß, daß wenn der Opiumabfluß nach China plötzlich aufhörte, der Opiumconsum in Indien selbst sich bedenklich steigern könnte. Die indische Regierung hat gezeigt, daß sie bei gutem Willen letzteren verhindern kann. Wenn der Opiumbau auf das für medicinische Zwecke nöthige Minimum reduziert, im Uebrigen aber verboten, resp. durch sehr hohe Steuern kein lucrativer mehr wäre, so ginge der Stoff zum Luxusgenuß des Opiums so bald aus, daß die Versuchung zu demselben von selbst aufhörte. Und gerade jetzt wären wohl die indischen Landleute, durch die schrecklichen Hungersnöthe gewikigt, ganz besonders geneigt, ihre Opiumpflanzungen in Reisfelder u. s. w. zu verwandeln. Der Moment zur Aenderung der Opiumpolitik wäre nach dieser Seite jetzt ein besonders günstiger bei dem allgemeinen Eindruck, mindestens unter den Christen Indiens, daß in solchen Heimsuchungen auch der Opiumfluß, den es China gebracht, auf Indien zurückfällt! Aber — man übersehe das nicht — nach der finanzpolitischen Seite wäre bei den jetzigen außerordentlichen Ausgaben der indischen Regierung der Moment zu einer bedeutenden Verringerung ihrer Einnahmen so ungünstig als möglich.

Sagt man, die Begierde nach Opium sei nun einmal da, Opium wachse nun auch in China, neustens auch in holländisch Sumatra,¹⁾ Persien u. s. w., daher würde China doch bald ebenso viel Opium consumiren, wenn England auf dessen Einfuhr nicht mehr bestände, also nur Indien seine 7 Millionen Pfd. Sterl. jährlich verlieren, so ist diese Argumentation einmal in ihren Voraussetzungen nicht richtig;²⁾ denn die chinesische Regierung will jedenfalls allen Ernstes die Opiumpest aus ihrem Lande entfernen; und daß sie, wenn der Hauptzufluß, das indische Opium, aufhörte, einen heroischen Versuch machen würde, Cultur und Consum dieses Giftes

¹⁾ Nach einer Mittheilung des chinesischen Gesandten Kwo in London, s. the London and China Telegraph 26. März 1877 S. 280. Er war einer Deputation gegenüber so artig zu bemerken, er sei überzeugt, daß die bloße Rücksicht auf die Revenüen die englische Regierung nicht hindern würde, der Opiumproduction in Indien ein Ende zu machen, wenn sie nur versichert wäre, daß dieser Schritt auch wirklich dem Opiumgenuß in China ein Ende machte, und nicht eben bloß in andern Ländern neue Bezugsquellen öffnete.

²⁾ So auch Sir Rutherford Alcocks und Fry, Contemp. Review Febr. 1876 S. 455.

unter allen, die Indien je hatte, bei Weitem die beste, sich jetzt noch, nachdem die Lage so kritisch geworden ist, zu diesem Gottvertrauen aufschwingen, mehr auf Ihn und seine Macht als auf sich und ihre Rechnungen sehen?? Davon hängt die Lösung der Frage zunächst ab. Sie kann nur geschehen durch eine große sittliche That.

Nun ist ja freilich die Einführung streng christlicher Grundsätze in die hohe Politik keine leichte Sache. Aber damit man nicht meine, wir verlangen hier zu viel, nämlich den Glauben, daß Gott nach Aufhebung des Opiumhandels ein blaues Wunder für Indien und England thun werde, so gestatte man uns noch eine nähere Andeutung.

Es scheint uns nicht unmöglich, daß der wachsende Unwille in der öffentlichen Meinung Englands über die bisherige Opiumpolitik einen Parlamentsbeschluß hervorruft, wonach jene Clauseln im Vertrag von Tientsin aufgegeben und die Regierung aufgefordert wird, auf baldige Abschaffung der übermäßigen Opiumcultur in Indien und Ersetzung derselben durch andere nützliche Dinge Bedacht zu nehmen. Dabei lasse man sich nur nicht durch den Gedanken stören, daß der Opiumseuche in China doch nicht mehr gesteuert werden könne. Selbst wenn dies der Fall wäre, so würde es England von der Pflicht, sein Unrecht aufzugeben, nicht entbinden. Aber ernster guter Wille vermag viel mit Gottes Hülfe. Nur müssen England und China gemeinsam handeln und aufrichtig, ohne Hintergedanken, den einfachen Plan des chinesischen Commissärs Lin ausführen, der der Königin Victoria schrieb: „wir wollen in diesem Land den Genuß des Opiums verbieten und Sie verbieten in den Ländern unter Ihrem Scepter dessen Manufactur.“¹⁾ Das verhältnißmäßig kleine Quantum Opium, das China von andern Ländern außer England empfängt, wird es sich dann ohne zu viele Mühe vom Halse schaffen können, und ebenso auch mit den Opiumpflanzern im eigenen Lande bei ernstem Willen sicherlich fertig werden. Als am 17. März dieses Jahrs eine Deputation der Antiopiumgesellschaft, darunter Lord Shaftesbury, mehrere Parlamentsmitglieder, Professoren, Missionare u. s. f., mit den chinesischen Gesandten Kwo und Lin in London eine Besprechung hatte über die Opiumfrage, und Shaftesbury die ernste Hoffnung aussprach, daß England und China gemeinsame Anstrengungen zur Unterdrückung dieses Handels

¹⁾ S. Moule S. 74 und die Bemerkung der chinesischen Minister im J. 1869: „wenn England den Schutz dieses Handels aufgäbe, dann könnte er wirklich vom Kaiser verhindert werden, und eine große Ursache der Feindseligkeit und des Mißtrauens im Herzen unsres Volkes wäre entfernt.“ Turner S. 123.

erfüllt. Daher sollte eine Geschichte der Mission auch immer die Spuren aufweisen, aus denen zu erkennen, daß dies Werk in keines Menschen Sinn gekommen ist, sondern aus Gottes Herzen stammt, daß es kein Mensch ausführen könnte, wenn nicht in Christo der Sieg schon errungen wäre. Sie müßte nicht vorbeigehen an dem Walten des unsichtbaren Hauptes der Kirche und die Mission als die Erweisung des Geistes Jesu erkennen lassen. Allein, wie Paulus oft betont, jener Rathschluß Gottes gehört den Ewigkeiten an, seine Offenbarung der Geschichte, und auch, seitdem die Fülle der Zeit eingetreten ist, hat es Perioden gegeben, in denen Mission nicht oder fast nicht getrieben wurde. Und wenn dies geschehen ist, hat es gegeben und giebt es noch Kreise der Christenheit, die sich derselben entziehen. Das Walten jener vier genannten Faktoren geht fort, und dennoch kommt es nicht zu Kirchen-Pflanzungen. Niemand wird den Muth haben, allen jenen Nichtbetheiligten die Kenntniß des Befehles Christi oder den Besiz seines Geistes abzusprechen, und dennoch haben sie an der Mission sich nicht betheiligt. Es wird darum nöthig sein, zu zeigen, was außer jenen alten und noch immer thätigen Mächten dazu mitwirkt, daß hier die Mission unterbleibt, dort aber getrieben wird.

M. Müller hat in seiner Missionsrede unterschieden zwischen Religionen, die Mission treiben und solchen, die nicht Mission treiben und jenen allein Lebenskraft zugeschrieben, über diese das Todesurtheil gefällt. Das ist ein Zeugniß, welches nicht nur an sich wahr ist, sondern auch besonders werthvoll, weil es aus diesem Quartier kommt. Nicht minder überzeugend ist der Instinkt von Langhans, welcher den Pietismus tödlich zu treffen hoffte, in dem er nachzuweisen suchte, daß seine Hauptfrucht, die Mission, eine faule Frucht sei. Buß hat ihn ergänzt; oder vielmehr, da jener Versuch nicht gelungen, die Nothwendigkeit empfunden, seiner Richtung, der sogenannten freisinnigen, zu empfehlen, daß sie den Beweis der Lebendigkeit führe, in dem sie Mission treibe. Diesen unverdächtigen Zeugnissen liegt die Erkenntniß zu Grunde, daß die Mission nur dann getrieben wird, wenn die Religion lebendig ist. Mit Recht hat man daher stets darauf hingewiesen, und kann man dies auch überall lesen, daß eine todte Orthodorie und ein todter Rationalismus Mission nicht treiben können. Der Mission muß eine Erweckung und Belebung vorangehen, die Missionsgeschichte dies nachweisen. Auf den einzelnen Missionar angewandt, stellt diese Wahrheit an die Biographie die Anforderung, seine Bekehrungsgeschichte zu erzählen, nachzuweisen, wie sein inneres Leben die Lebendigkeit empfing, daß er an der Pflanzung der Kirche theilnehmen konnte. Be-

Ehe jedoch die Missions-Geschichtsschreibung diesem Strome in die Heidenwelt folgt, wird sie darzustellen haben, wie die Missionsgedanken, deren Entstehung erklärt sein würde, sich gestaltet haben, welches Ziel sie sich gesteckt und auf welchem Wege sie dasselbe zu erreichen meinten. Auch dies hat seine Geschichte. Man kann von älteren Freunden oft hören, daß in der Jugendzeit des modernen Missionslebens große, sanguinische Hoffnungen über die Erfolge gehegt worden seien. Jedenfalls ist eine Geschichte zu erzählen von jener ältesten Generation, die in hoffnungsvoller Begeisterung den Tag anbrechen sah, bis zu der jüngsten Generation, die das Ziel nicht nur weiter hinauschiebt, sondern auch anders zu fassen geneigt ist. Noch lehrreicher würde eine Geschichte der Methode sein. Eine Methode in dem Sinne wissenschaftlicher Erkenntniß von dem richtigen Wege hat es ja freilich nicht gegeben und giebt es noch nicht, aber doch hat sich jeder seine Gedanken gemacht, und diese sind naturgemäß in eine Entwicklung gekommen. Wenn darüber mehr bekannt wäre, würde manches unrichtige Urtheil wegfallen. Hermann in seiner Biographie Grauls würde manche Gedanken nicht als eine von Graul gewonnene Errungenschaft gepriesen haben, wenn er gewußt hätte, daß sie schon durch Erfahrung gelehrt hier und dort geltend gemacht seien. Andererseits würde Buß bei besserer Kenntniß der Sache manche Kritik unterlassen haben, da die Missionsleute seine beste Weisheit schon selbst gelernt haben. Welche Veränderungen z. B. liegen zwischen dem Gründer des Götterschen Missionsvereines, der „ungelehrte Leute“ will, und dem gegenwärtigen Inspector des Vereines, der Leibniz' Missionsgedanken nachgeht! Ein großer Theil der kirchlichen Entwicklung der Heimath — wir erinnern nur an die Bewegung aus dem hier und da jetzt fast verheimlichten unionistischen Anfang in die confessionelle und kirchliche Bestimmtheit — würde sich in diesem Theile der Missionsgeschichte widerspiegeln.

Um nicht zu weitläufig zu werden sei nur kurz erwähnt, daß auch der Anfang der Ausführung dieser Missions-Gedanken noch in die Heimath fällt. Wie unter dem Einfluß der Missions-Anschauungen, der Verhältnisse und hervorragender Personen sich die Arbeit organisirt, die Geschichte der Gesellschaften, der Missionsanstalten, resp. der Missionare nach Herkunft, Bildung und Stellung, der sogenannten Missionsgemeinde und ihrer äußeren wie inneren Mitarbeit würde den Uebergang bilden zur Geschichte des Missionswerkes in der Heidenwelt.

Ehe wir jedoch dazu übergehen auch dort die Aufgabe der Missionsgeschichte zu skizziren, erinnern wir noch daran, daß es der Mission, wie

wird, machen wollte, würde sehr unbefriedigt bleiben. Schon die äußere Sprachverschiedenheit, die innere Gedankenverschiedenheit würde ein anziehendes Bild von dem Reichthum in den Wegen Gottes geben. Die Farben zu diesem Bilde fehlen noch sehr. — Dahin gehört ferner die Schularbeit. Auch in ihr sind außerordentlich viel Verschiedenheiten vorhanden, die nicht zur Darstellung kommen. — Als drittes nennen wir die äußeren Hülfsarbeiten, die nirgends fehlen, auch wo sie nicht in Missionshandlungen und Industrieen eine besondere Organisation finden. — Endlich würde hier zu behandeln sein, was geschieht um eine Gemeindebildung, eine selbständige Kirche in der Heidenwelt herzustellen.

2. Diese würde wieder selbst Mission treiben. Aber auch ehe es dazu kommt, wird von den gewonnenen Christen bewußter Weise und ohne daß sie es besonders beabsichtigen, der Mission Vorſchub geleistet oder auch ihr Hinderniß bereitet. Vieles davon entzieht sich der Wahrnehmung, aber vieles wäre zu sehen, wenn das Auge dafür geöffnet wäre. Freytag hat in seinen Ahnen versucht diese Einwirkung zu schildern, und man hat ihn auch schon nachgeahmt. Es ist immer der Unterschied zwischen Roman und Geschichtsschreibung festzuhalten, allein auch die letztere sollte die Revolution, welche durch die christliche Predigt und durch die tatsächliche Predigt der einheimischen Christen sich vollzieht, darzustellen versuchen.

3. Wie in der apostolischen Zeit die Mission unterstützt wurde von inneren und äußeren Bewegungen der heidnischen Welt, so wird auch bei jeder späteren Mission nicht außer acht zu lassen sein, was unabhängig von der Mission auf die Heidenwelt einwirkt. Die commerciellen und industriellen Unternehmungen, die politischen und socialen Veränderungen, die bei der Berührung der Christenheit mit den heidnischen Völkern entstehen, dürfen in einer Missionsgeschichte nicht unberücksichtigt bleiben. Sie werden nicht bloß Förderung, sondern vielleicht ebenso oft Hinderung bringen, aber in dem einen wie dem anderen Falle dienen sie zum Verständniß der Entstehung einer Kirche. Grade hier wird man freilich genöthigt sein, aus Quellen zu schöpfen, die der Mission zunächst fremd, wenn nicht gar feindlich sind. Solche Quellen aber sollten überhaupt, wo sie zu finden sind, auf dem ganzen Gebiet der Missionsgeschichte noch reichlicher benutzt werden. Ehrard hat in dem zweiten Bande seiner Apologetik von dem Zeugnisse der Missionare in Sachen der Religionswissenschaft ganz abgesehen, um keine parteiischen Zeugen vorzuführen.¹⁾ Das gleiche Ver-

¹⁾ Was doch auch sehr einseitig und bedenklich ist. Ich kann keine deutsche Geschichte schreiben, wenn ich mich nur z. B. auf französische Quellen berufen wollte.

katholischen Missionare, welche, zum Glück für den Fortschritt der Religion auf Tahiti, Unterthanen einer Nation waren, die ihre Angehörigen nicht ungestraft beleidigen ließ — — waren Franzosen — —“ (S. 261:) „Ihre Nebenbuhler blieben, obgleich der Tag ihres Sturzes nahe war, unerbittlich bis zuletzt d. h. bis das Geschick von Frankreich ihnen in die Ohren klang.“ — — (S. 262 ff): „Wie vollständig dieser Sturz war, erfahren wir von dem Geistlichen Henry Cheever, einem protestantischen Missionar, der im J. 1850 in charakteristischer Sprache verkündigt, daß „die brüllenden Löwen und die wüthenden Bären des Franzosenthums und des Romanismus beinahe die Gesellschaftsinseln verschlungen haben.““

Mit hämischer Freude citirt Marshall (II, S. 232) sogar Rozebue, den er „eine intelligente und vollkommen-unparteiische Autorität“ nennt und gegenüber der Wirksamkeit eines Ellis sagen läßt:

„„Die von den (protestantischen!) Missionaren gelehrt Religion ist nicht das wahre Christenthum, obgleich sie möglicherweise einige seiner Hauptlehren enthalten kann, die aber die Lehrer selbst nur halb verstehen. Eine Religion, welche in der ewigen Wiederholung vorgeschriebener Gebete besteht, welche jedes unschuldige Vergnügen verbietet und jede geistige Kraft ersticht oder vernichtet, ist eine Satyre auf den göttlichen Gründer des Christenthums.““

Um letzteres etwas zu verdeutlichen, besuchen wir die Picpus-Priester auf den Gambierinseln.¹⁾ Eben hatte ein eingeborner Lehrer von der Insel Rapa, vom Missionar Orsmond eingesetzt, auf der kleinen Gambierinsel, Atona die Eingeborenen zu unterrichten begonnen, als die neuen Prediger eintrafen. Bereitwillig bot der Rapaner seine Hütte den römischen Priestern zur Wohnung an, welche alsbald durch allerlei Narrentheideinge die Neugierde der Insulaner rege zu machen mußten und den um sie versammelten Leuten erzählten: sie wären gekommen, um ihnen die rechte Religion zu bringen; diese Religion nähme ihnen ihre unschuldigen Vergnügungen nicht; was ihre bisherigen Lehrer ihnen aufgeladen, sei ein „eisernes Joch“ zc.

Solch' Streicheln gefällt dem alten Adam überall. Es währte nicht lange, so mußte der Lehrer von Rapa nach Tahiti umkehren, weil man ihm keine Nahrung mehr reichen wollte! Jetzt hatten die Priester freies Spiel, und die „Bekehrung“ der Gambierinsulaner ging rasch vorwärts. „Ein Kind, welches im Sterben noch getauft worden, unterstützt“ — so sagten die Priester — „im Himmel mit seiner Fürbitte unsere Arbeit auf Erden.“ Bataillon, der Jesuit (eine Zeitlang selbst auf Tahiti) erzählt, daß er sich 2 ganz gleiche Gläschen halte, das eine mit wohlriechendem Wasser, das andere mit Taufwasser. Er gieße vom ersten Gläschen den

¹⁾ Zu vergl. D. Besser: Der Missionar und sein Lohn. Anhang: Die Franzosen und die Jesuiten in der Südsee. S. 119 ff.

Sehr bezeichnend ist auch, was beim Londoner Missionsfeste 1843 der amerikanische Prediger Condit anläßlich des Berichtes über das Eindringen der Römischen auf den Sandwichinseln sagte:

„Die römische Kirche kam ein wenig zu spät. Die Bibel ist auf diesen Inseln in so vielen Exemplaren verbreitet, daß Rom hier keine Siege zu erwarten hat. Zwei Arten Leute haben bisher allein die Anhänger der Priester gebildet: Die Excommunicirten und einige Bewohner der Distrikte, wo noch keine Schulen und keine Bibeln sind. Häufig ist es vorgekommen, daß Eingeborene, die schon im Evangelio unterrichtet waren, in die Römischen Kapellen gingen, sich darin umsahen und dann ausriefen: „Das ist ja leibhaftig unser alter Götzendienst wieder; wir wollen nichts damit zu thun haben.“

Die oft wiederholten Versuche der Jesuiten, das ebenfalls zuerst evangelisch gewordene Hawaii nach Art Tahiti's in ihre Hände zu bekommen, sind, mit Hülfe der auch hier erschienenen französischen Kriegsschiffe (namentlich der „Artemise“ unter Capitän La Place!) leider nicht ohne erheblichen Erfolg geblieben. Im Jahre 1863 bereits galt $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung mit 23,000 Seelen für römisch-katholisch.¹⁾ Kein Wunder daher, daß Marshall (II, S. 276) von den Sandwichinsulanern sagt: „Sie bekennen die römisch-katholische Religion — — Die Jesuiten-Missionare haben also, wie es scheint, ihre Pflicht gethan mit Fleiß und Erfolg.“

Aber wie sie es machten, davon nur ein Beispiel! Als der König der jungen Christen-Nation von Hawai, Liholiho, zum ersten Male nach England reiste, hatte sich auf dem Schiffe ein Franzose von sehr zweideutigem Charakter einzuschleichen gewußt. Erst als das Schiff schon unter Segel war, entdeckte man ihn und der harmlose König ließ sich den ungebeten Begleiter gefallen, benutzte ihn in London sogar als Dolmetscher. Entlassen aber ging derselbe sofort nach Frankreich, warb Katholiken zu Arbeitern (!) auf Hawai und bewirkte, daß Papst Leo XII. den P. J. E. Bachelot als apostol. Präfect in Begleitung von 2 Priestern dorthin abordnete. Diese landeten am 7. Juli 1827 in Honolulu. Die Königin (der König war unterdessen gestorben) forderte den Capitän des französischen Schiffes auf, die Priester, deren Bleiben sie nicht wünschte, wieder mitzunehmen. Derselbe meinte aber, er habe schon genug Unruhe mit ihnen gehabt, und segelte davon. Der neue König Boko suchte darauf ihnen begreiflich zu machen, wie nachtheilig und verwirrend für die junge Hawai-Kirche verschiedene Formen des Gottesdienstes sein müßten; jedoch die Jesuiten waren da und blieben. Im Januar 1828 eröffnete Bachelot sogar eine kleine Kapelle. Die Neugier führte Viele hin.

¹⁾ Evangel. Miss.-Magazin 1863, S. 519.

Die jüngst vollzogene Einverleibung Fidshi's in die Besitzungen der englischen Krone wird ihr wahrscheinlich vollends den Todesstoß geben; traten doch im J. 1874 allein in Einem Distrikte der dortigen evangelischen Mission 214 Katholiken zu dieser über.¹⁾

Schließen wir diese immerhin nur flüchtige Wanderung durch die römischen, insonderheit Jesuiten-Missionsgebiete auf den Inseln der Südsee mit Ellis's charakteristischen Worten:

„Sie (d. h. die Jesuiten) gehen darauf aus, in das Gebiet eines Andern einzudringen und den Arbeiter, der des Tages Last und Hitze getragen hat, der Früchte seines sauren Schweißes zu berauben. Nicht das Heidenthum wollen sie stürzen, nicht wilden Völkern die Segnungen des Christenthums bringen; nein, verführen und verwirren wollen sie die Herzen, die gläubig an Christum geworden sind, Streit und Zertrennung anrichten unter solchen, die, vormalig erbitterte Feinde, durch das Evangelium zu friedlichen Nachbarn umgewandelt sind. Und das Alles aus keiner andern Ursach, als weil diese Wohnungen des Friedens und sittlicher Wohlfahrt, unter protestantischer Pflege, ihnen unleidlicher sind, als die Barbarei, der Sündenschmutz und der Götzendienst aller heidnischen Inseln Polynesiens.“²⁾

Was Wunder also, wenn auch P. Theiner in seinem Briefe an Döllinger (d. Rom, Vatikan, 30. Januar 1871)³⁾ ausruft: „Es ist wahrhaft Zeit, daß sich die Geistesverwandten — — zu einander schaaren, um den heiligen Kampf — — gegen boshafte Eindringlinge — — aufzunehmen und auszusechten. Hierbei kenne ich nur ein Loosungswort, das wir uns Alle geben müssen, ein Banner, das wir hochhalten müssen: Carthago delenda, und das wir nicht eher aus den Händen lassen dürfen als mit dem feierlich errungenen Siege: Carthago tandem aliquando deleta. Sie wissen aus meinen Briefen an Prof. Dr. Friedrich, was ich unter Carthago verstehe, nämlich die stolze und verblendete Gauflerbande, die sich „Gesellschaft Jesu“ nennt.“ —

Unsre Mittheilungen haben dies Mal wesentlich Nachtheilen gebracht. Wir verkennen nicht, daß es der jesuitischen Mission auch nicht an Vortheil fehlt. Vielleicht findet sich ein andermal Gelegenheit, unsre Aufmerksamkeit mehr den letzteren zuzuwenden.

¹⁾ Evangel. Miss.-Magazin 1875, S. 10.

²⁾ Besser: Der Missionar und sein Lohn. Anhang, S. 116 u. 117.

³⁾ Norddeutsche Allgem. Zeitung, 25. Febr. 1875, 2. Blatt.

neuen Arbeitsfelde. Ihre Reise war beschwerlich und ging nur langsam vorwärts. Am 6. Mai waren sie in Kronstadt, 6 Tage später rasteten sie in Potchefstroom, und am 21. Mai erreichten sie Pretoria. Hier versuchten sie es, sich mit dem Gouvernemen in Einvernehmen zu setzen. Hören wir sie selbst: „Da der Präsident Bürgers abwesend war, machten wir seinem Stellvertreter Herrn Joubert unsern Besuch. Derselbe erklärte uns, nachdem er sich überzeugt, daß wir Schweizer wären und Sendlinge einer Schweizer Kirche, wir bedürften keiner Erlaubniß, um uns niederzulassen, und er seinerseits schätzte sich glücklich, zu wissen, daß wir nach Transvaal gekommen wären, um an der Erziehung der schwarzen Race zu arbeiten. Er wünschte uns Glück für den Erfolg unserer Mission.“ Und Berthaud bestätigt und ergänzt diesen Bericht durch folgende Einzelheiten: „Herr Joubert empfing uns auf der Straße, als er gerade in die Sitzung des Volksraads gehen wollte, und zeigte sich überaus wohlwollend. Wir unterrichteten ihn von unseren Absichten und fragten ihn, was wir zu thun hätten, um im Einverständnis mit dem Gouvernement zu handeln. Seine Antwort lautete: „„Wenn Sie in den Spelunken angekommen sind, so melden Sie gefälligst in den ersten 14 Tagen Ihre Namen dem nächsten Feldkornet, und Sie sind Transvaalsche Bürger.““ Werd wir dann das Recht haben, nach unserem Wunsch das Evangelium zu verkündigen? „„Gewiß!““ Giebt es irgend ein Gesetz, irgend eine Verfügung, die unsere Arbeit hindern könnte? „„Nein, nichts dergleichen. Es giebt einige Verfügungen hinsichtlich der politischen Stellung der Eingebornen, und Sie können dieselben von dem Staatssekretär bekommen.““

Am 9. Juni 1875 verließen die Missionare Pretoria und erreichten nach einer sehr beschwerlichen Reise über Marabastad am 9. Juli Spelunken. Sofort machten sie sich an die Arbeit. Creux besichtigt mit Eliakim, der von der Expedition vor zwei Jahren zurückgeblieben war, das Arbeitsfeld, fand aber eine bodenlose religiöse Unwissenheit vor. An eine Frau mit Namen Setlumula war durch die Bemühungen des Evangelisten Eliakim inzwischen für das Evangelium gewonnen worden. Die Umstände geboten es, daß die Missionare auch die äußere Existenz der neuen Station zu sichern sich beeilten. Sie kauften von einem gew. Watt einen Bauerhof mit Gebäuden, Garten, Brunnen und Zubehör, und ließen den Kauf sogar ins Grundbuch eintragen. Denn durch diese Eintragung, meinten sie, gäbe ihnen das Gouvernement stillschweigend die Genehmigung, das Evangelium in Transvaal zu predigen, indem es die Schweizer Missionare als Bürger der Republik anerkennt, die auf seinen Schutz Anspruch haben. Die Station ward aus Patriotismus von den Waadtl. Missionaren Baldézia genannt. — Besonders lieb war ihnen die Nachbarschaft der Berliner Missionare Beuster und Schwellnus. Creux richtete mit Eliakims Hilfe eine Schule ein, zu der sich täglich 15 Kinder einfanden. Zur Rechten saßen in dieser Schule dem Missionar die Batshuthla zur Linken die Baloapa (Ant-neusen), bei Seite die Bassuto-Evangelisten Kinder. Abwechselnd bald im Bassuto bald im Sekoapa folgt Gebet, Gesang, Rechnen und Lesen auf einander. Der Nachmittag wird der Schreibekunst gewidmet. Den eingebornen Gehilfen, die bald auf Außenstationen gesandt werden sollen, und deren bereits sechs den Missionaren zu Gebote stehen, ertheilt Creux Unterricht in der Bibellunde. Berthaud beschäftigt sich mit den Katechumenen. In die übrige Arbeit theilen sich die beiden Missionare, vor Allem also in die Leitung der Gottesdienste, welche durchschnittlich von 50 Zuhörern besucht werden. Dies der Anfang der Waadtl. Mission in den Spelunken.

Der weitere Verlauf ward von manchen Störungen unterbrochen. Wir wissen,

Missions-Zeitung.

Beginnen wir dies Mal mit einer Rundschau über die Südsee-Missionen. Wir gedachten neulich (S. 404 f.) der im „Globe“ stattgefundenen Reproduction des von Mr. Baileh erstatteten Berichts über die letzte Visitationsreise des Morning Star (Mss. Her. July 1877) durch die mikronesischen Missionsgebiete des Hawaischen Board. Die Fülle interessanter Mittheilungen, die dieser Bericht enthält, rechtfertigt einen längeren Auszug aus ihm. Wir folgen bei denselben den Calwer „Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden“ (1877 S. 147 ff.), indem wir diese Gelegenheit benutzen, das wie es scheint zu wenig gekannte, gute Rundschau enthaltende Blatt unsern Lesern bestens zu empfehlen. Es sind die Gilbert- Marshall- und Carolinen-Inseln, auf denen die Sandwich-Inulaner ihre Mission treiben und auf denen sie in ca. 20 Gemeinden etwa 1500 Kirchenmitglieder gesammelt haben.

„Auf den 18 Gilbert-Inseln mit 30,000 Einwohnern ist Apaiang, wo 1855 Miss. Bingham zuerst landete, die Hauptstation. Das Werk ging hier durch schwere Prüfungen; als Bingham 1866 das erste Buch, eine biblische Geschichte druckte, hatte er dafür nur erst 50 Leser zubereitet. Dann brach ein Krieg aus, in welchem 1869 gar ein Missionar (H. Mahoe) erschossen wurde, während auf einer andern Insel drei Hawaier auf des Königs Befehl getödtet wurden. In Tapiteua aber betrug um dieselbe Zeit der Hawaier Kapu die Leute, 320 ihrer Götzen zu vernichten, und ihre großen Rathhäuser, die einst zu Tanzfesten gedient hatten, für den Gottesdienst zu öffnen. Jetzt ist im Wesentlichen der Sieg gewonnen.

Noch vor einem Jahre war die Mission in sehr gefährlicher Lage gefunden worden. Die unbändigen Insulaner hatten einen englischen Händler erschlagen und niemand wagte die Mörder zu belangen. Im April 1876 langte unvermuthet ein englischer Kriegsschooner an, dessen Kapitän dem schwachen Fürsten Telaie drohte, die ganze Insel zu zerstören, wenn er den Hauptmörder, der sich anderswohin geflüchtet hatte, ihm nicht zur Bestrafung ausliefere. Telaie mußte sich also entschließen, den Mann von der Insel Marakei zu holen, worauf er Angesichts seiner sämtlichen Landsleute an der schönen Lagune von der Mündung einer Kanone weggeschossen wurde. Seither haben die Eingebornen alle Fremden mit größter Freundlichkeit behandelt, vorweg die Missionare, welche sie als ihre Fürsprecher anzusehen gelernt haben. Der König selbst bezahlt (in Del) die Kosten der Schule; auch Häuptlinge besuchen sie und geben das Trinken an. Drei Seminaristen sollten eben ordinirt werden; Kommunikanten aber zählte man erst 64.

Wie scharf hier die Scheidung zwischen Christen und Heiden ist, kann man an Kapu's Insel, dem von 6200 Seelen bewohnten Tapiteua sehen. Noch immer sieht dort die Mehrzahl der Einwohner jede Bekleidung als eine Schmach an, und von Scham haben sie so wenig einen Begriff als das Vieh. Dann gereicht es ihnen zur höchsten Freude, dem Nachbar, dem sie zürnen, eine möglichst schmerzhafteste, schwerheilende Wunde beizubringen, dazu dienen die stets getragenen Messer. Wie oft haben auch schon Matrosen gefragt, warum man denn hier so vielen Naselosen begegne; die Antwort ist einfach: weil einem erbosten Gilbert-Inulaner nichts näher liegt, als Nasen abbeißen. Einer, der einmal über das Missionschiff gründlich erzürnt war, kletterte an dessen Gallion hinauf und biß der aus Holz geschnittenen Figur die Nase ab. Man mußte sie durch eine bleierne ersetzen. Auf andern Inseln trachtet man mehr darnach zu tödten

Diese nackten Christen leben noch in sehr ärmlichen Hütten, deren Blätterdach fast bis auf den Boden reicht, während das Innere nur ein paar Matten und Töpfe aufweist. Dagegen haben die Insulaner sehr stattliche Ranoes gebaut, und über denselben (zur Sicherung während der Regenzeit) das ganze Ufer entlang große Häuser oder Schuppen errichtet, die seither Muster für den Baustyl der Kirchen geworden sind. Alle Balken an diesen neuen Kirchen sind von Brotfruchtholz, und mit eigenthümlichem Schmitzwerk geziert, welches sie roth, weiß und schwarz bemalt haben. Unter ihren Figuren haben sie auch augenscheinlich die weißen Missionare zu verewigen gesucht, nicht eben in schmeichelhafter Weise, aber wie sie in ihrer Einfalt meinten, doch dem Prediger zu Freude und Gott zur Ehre.

Eine andere Karolinen-Insel ist Pingelap, das sich lange gegen das Eindringen aller Fremden gewehrt hatte mit einer Wildheit, die nur auf den Gilbert-Inseln ihres Gleichen fand. Doch kamen einige Pingelaper nach Ponapi, wo sie sich unterrichten ließen, um 1872 auf ihre Insel zurückzukehren und deren Lehrer zu werden. 1874 schloß sich ein Ponapievangelist, Manasse ihnen an, und noch im gleichen Jahre baute er das schönste Haus, welches die Insel je gesehen, mit acht Zimmern, welche eine Veranda umgibt. Die 1000 Eingebornen kamen dem Boot des Morgensterns beileide entgegen. Jedermann, bis auf die Säuglinge hinaus, trug hier Kleider, zum Theil freilich etwas wunderliche Jacken und Hosen, ein Anblick, wie ihn die Schiffleute, als sie Honolulu verlassen, nirgends angetroffen hatten. Aber wie schmerzten den Weißen die Hände, nachdem sie den Händedruck der 1000 Insulaner empfangen hatten! Eine gewaltige Kirche aus Korallenblöcken vom Volke selbst freiwillig erbaut, mit künstlich verzierten Pfeilern und Balken, war eben fertig geworden und am 28. Okt. 1875 taufte Sturges nach genauer Prüfung 106 Kandidaten. Im nächsten Jahr wurden 119 hinzugezogen, und gegen 600 drängen sich zur Kirche. Manasse vertritt hier den König, er hat eine Polizei eingerichtet, um im ganzen Dorf Ordnung zu halten.

Hogolu ist von einem sehr argwöhnischen Stamm bewohnt, welcher durchaus keinen Fremden zuzulassen geneigt ist. Allein die Mortlocker auf Satoan sind mit jenen Insulanern nahe verwandt und besuchen sie beständig in der günstigen Jahreszeit. Einer der erweckten Häuptlinge konnte nun den Gedanken, seine Freunde auf Hogolu zu besuchen, so wenig los werden, daß er darüber seinem Völklein einen Vortrag hielt. Sogleich streckten alle die Hände empor, indem sie den Vorschlag, „durch ihren Häuptling den Freunden auf Hogolu die herzlichste Liebe der Mortlock-Christen und die Botschaft von Jesu zu überbringen,“ zum festen Beschluß erhoben. Der Häuptling richtete seinen Auftrag mit solchem Erfolg aus, daß der König von Hogolu an M^r. Sturges ein Geschenk und die dringende Bitte absandte, ihm bald einen Besuch abzustatten.

Mofil ist eine andere Karolineninsel, die erst seit wenigen Jahren einen Lehrer aus Ponapi hat. Der Delegirte auf dem Morgenstern war hochverwundert, zu sehen wie vieles derselbe schon ausgerichtet hat. „Wir fanden ein nettes Dorf mit einer wirklich geschmackvollen, reingehaltenen Kirche; ebenso reinlich und geweißt sahen die Landhäuschen aus, die im Schatten der hohen Bäume erbaut worden waren, und zwar so, daß das Dorf sich über etliche Hügel hin erstreckte. Der Boden im Dorf war zwar nicht gepflastert, aber mit Kies vom Seeufer zierlich bestreut, so daß auch kein Gräslein drin wuchs; ich sah, wie ein Kind ein Unkraut an der Straße bemerkte, und es auf

die 1875 bekanntlich fast den dritten Theil aller Christen hinweggerafft hatte, eine ziemlich allgemeine erfreuliche Erweckung eingetreten sei. Die Gesamtzahl der dortigen Kirchenglieder (members) beträgt jetzt 17,302 die der Hörer 89,582, die der Schüler 38,000. Neben 10 europäischen Missionaren sind 1621 eingeborne Gehilfen aller Art (Pastoren, Katechisten, Klassenleiter u.) thätig. (Wesl. Miss. Notices 1877, S. 88 ff. Ind. Ev. Rev. N. 17 S. 98.) — Sodann eine Mittheilung über Tahiti, die wir mit den Worten unsres Berichterstatters wiedergeben: „Der allgemeine Eindruck den man beim Lesen der franz. Missionsberichte empfängt, ist der: der Einfluß der Katholiken — in Papeete wurde kürzlich eine lath. Kirche eingeweiht, zu deren Bau der Staat 250000 Fr. gegeben — wächst, begünstigt vom Protektorate, welches die Protestanten ungerecht und die evangelischen (französischen) Pastoren ungezogen behandelt. — Wenn ich in meinem Aufsatze (Jahrgang 1876 S. 253) die Selbständigkeit der Tahitischen Kirche glaubte hervorheben zu müssen, so beruhte das zum Theil auf einer Täuschung. Sie wurde durch die Berichte der französischen Missionare hervorgerufen ward. Die Genehmigung der Synodalverfassung seitens des Protektorats hatte sie mit allzu kühnen Hoffnungen für die Zukunft der Tahitischen Kirche erfüllt. Inzwischen hat das tatsächliche Verhalten des Gouverneurs die schönen Hoffnungen stark getrübt. Schon Gilbert Piria weniger edel denkend als sein Vorgänger Girard, unter dem die Kirchenverfassung entstanden, mußte die Einführung derselben in die Länge zu ziehen. Und seinem Nachfolger Michaux gefallen die synodalen Institutionen ebenso wenig. Als sich die Synode 1876 zum ersten Male versammelte, sah sie sich genöthigt, zu allererst einen tahitischen Pastor abzusetzen, der ganz offenkundig ein Sklave der Trunksucht war. — Der Gouverneur setzte den unwürdigen Mann wieder in sein Amt ein! Ein anderer Konflikt entspann sich über die Veröffentlichung der Kirchendisziplinarordnung, die Biénot besorgt hatte. Der Gouverneur hielt jedoch den Pastor Biénot nicht für berechtigt ein solches Schriftstück zu publiciren, und verbot die Verbreitung und kirchenregimentliche Gültigkeit desselben. Noch mehr, das Protektorat ertheilte dem P. Biénot im officiellen Journal einen harten Verweis, der um so mehr schmerzen mußte, als Biénot Präsident der Synode ist. Einen ebenso unangenehmen Konflikt hatte Brün 1876 mit der franz. Behörde, die dem Missionar die härtesten Vorwürfe darüber machte, daß er einen tahitischen Pastor von seiner (von geringem evangel. Bewußtsein zeugenden) Absicht abzubringen vermochte, seine Tochter mit einem Katholiken zu verheirathen. Kurz die franz. Missionen haben einen harten Stand auf Tahiti, wo das Protektorat so jesuitenfreundlich und das Volk abgesehen von der jedes Einflusses baren Königin Pomaré noch sittlich so schlecht ist und einer kräftigen Leitung durch evangelische Missionare im hohen Maße bedürftig.“

In Indien ist der bekannte Conflict der Ch. M. S. mit dem Bischof Copleston von Colombo auf Ceylon (S. 144 d. Ztschr.) dadurch in ein neues Stadium getreten, daß der gesammte indische Episcopat für seine Collegen Partei genommen und durch mehrere Resolutionen, die er auf einer Conferenz zu Kalkutta ¹⁾ unter dem Vorsitz des dortigen Metropolitens gefaßt, das Vorgehen desselben als ein für alle Bischöfe maßgebendes Verhalten erklärt hat. Nicht bloß die Church M. Soc. (Int. 1876 S. 449 ff.), sondern selbst die P. G. S. (Miss. Field 1877 S. 388 ff.) haben allerdings von ver-

¹⁾ Dieselbe fand gelegentlich der Weihe der beiden Missionsbischöfe Caldwell und Sargent statt. Charakteristischerweise wurden die eben consecrirten Missionsbischöfe jedoch nicht zu der Conferenz eingeladen!

Bis jetzt hat der traurige Streit den bisherigen Fortschritt des gesegneten Werks in keiner Weise gehemmt.

Das Hungersnoth-Elend ist noch immer sehr groß trotz des Regens, der gefallen und der großartigen Hilfsanstalten, die die Regierung trifft. Wir enthalten uns jedoch dieses Ortes weiterer Mittheilungen, weil die Leser durch die Tagespresse ohne Zweifel hinlänglich unterrichtet sind. Nur unsere neuliche Aufforderung: Gaben direct nach Basel oder Leipzig zu schicken wiederholen wir noch ein Mal.

In **Madagascar** hat eine Proklamation der Königin, die am 20. Juni von Premierminister einer aus ca. 50,000 Personen bestehenden Volksversammlung verlesen wurde, die Freilassung aller auf die Insel eingeführten Sklaven (Mozambiker) befohlen. Den ausführlichen Bericht siehe im Chronicle of the London M. S. October S. 211 ff. So erfreulich dieses Ereigniß, so fürchten wir doch, besonders nach den so nützlichen Mittheilungen des erfahrenen Cousins (S. 415 dfr. Ztschr.), daß wie das früher Sklaveneinfuhrgebot, so auch dieses neueste Befreiungsdecret mehr umgangen als gehalten werden wird. Die Zukunft wird ja lehren, wie weit es der Regierung gelingt, den neuen Gesetz Geltung zu verschaffen.

Zu den großen englischen Missionsunternehmungen in der Seenregion Ostafrikas scheinen nun auch ähnliche Anstrengungen, von der Westküste aus ins Innere dringen zu wollen, zu folgen. Mr. Arthington von Leeds, der bereits der Church und der London M. S. je 5000 Pfund zum Beginn ihrer Niederlassungen in die Hände gelegt hat jetzt auch den Baptisten 1000 Pfund zugesagt, wenn sie von der Westküste aus nach dem Innern Afrikas vordringen wollen. Er begleitete diese Gabe mit einem interessanten Briefe, in welchem er noch vor dem Eintreffen der bekannten Stanley'schen Depesche der Vermuthung von der Identität des Congo mit dem Qualaba einen zusichthlichen Ausdruck gab. In der Depesche Stanleys, die bald darauf die Hypothese zur Gewißheit erhob, sah die Gesellschaft einen deutlichen göttlichen Fingerzeig die Offen des generösen Missionsfreundes zu acceptiren und jetzt bereitet man bereits eine Reconoscirungsreise den Congo hinauf vor, für welche Mr. A. wieder 50 Pf. bewilligt hat (Miss. Herald 181 ff. 213 ff.). Vielleicht erhalten demnächst auch die Methodisten von demselben Freunde eine Gabe, um sich den Baptisten anzuschließen.

Ueber die eben eingetroffenen ausführlicheren Nachrichten Stanley's bezüglich seiner Qualaba-Congo-Reise hoffen wir in der nächsten Nummer specielle Mittheilungen bringen zu können.

IV. Literarisches.

Grundemann: Kleine Miss.-Bibliothek I 3. II 1.	45.	271
Baur: J. Col. Patteson		46
Spittler im Rahmen seiner Zeit		46
Endemann: Versuch einer Grammatik des Sotho		46
Stöckigt: Die christl. Predigt in der ev. Kirche		46
Spedmann: Die Hermannsb. Miss. in Afrika		191
Germann: Die Kirche der Thomaschriften		191
Gundert: Calwer Miss.-Blatt		191
Schäfer: Monatschrift für Diakonie und innere Mission		281
Krummacher: Des Ap. Paulus Brief an die Römer		281
Dehio: Gesch. des Erzbisthums Hamburg-Bremen		331
Wille: Missionsbilder in neuen Rahmen		365
v. Jesschwitz: System der prakt. Theologie II.		443
Faber: Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage		454
Jahn: Weltverkehr und Kirche während der 3 ersten Jahrh.		461
v. Nitzlaff: Die Dämmerung des Lichts		461
Bersch. Traktate	191.	461

Beiblatt.

Einige Missionsbetrachtungen über das Kanandäische Weib		1
Livingstone's Denkmal		17.
Helle Strahlen der Missions-Epiphanie		33
Etwas über Missionsgebete	49.	65
Warum treiben wir Mission?		81

Miscellen.

Durch böse Gerüchte		11
Ein böser Zauberer		12
Der Missionsdienst der Bibel		12
Eine Universität für Eingeborne in Westafrika		14
Die erste Miss.-G. in Madagaskar		14
Die beste Miss.-Predigt		14
Aberglaube bei den Hindus		21
Eine Predigt der Steine		21
Testament eines Südsee-Königs		21
Das Alte ist vergangen		21
Wehe dem Christen dessen Ruh kein Kalb hat		21
Christen, nicht bloß Christenthum		21
Vorlesung eines Hindupriesters in Deutschland		21
Sie gedachten es böse zu machen		21
Ein Besuch in Lovedale		21
Freiwilligkeit in China		21
Nein ist beides, Silber und Gold		21
Die Friedenscultur		21
Urtheile zweier Staatsmänner über die Mission		21
Laß mich Gott sehen		21
Es kostet viel ein Christ zu werden		21
Eine ähnliche Geschichte aus Siam		21
Wirken die Missionare Gutes?		21
Bildung treibt den Aberglauben nicht aus		21
Gehe hin und thue desgleichen		21
Wie die Maoris über den Brantwein denken		21

Beurtheilung der Märtyrer der ersten Jahrhunderte. Was wir von ihnen zu lernen haben, das ist: Glaubenseinfalt, Glaubenswahrhaftigkeit. Diese allein giebt Muth und Freudigkeit im Sterben. Uebrigens ist zur nüchternen Lösung dieser Frage noch ein Punkt in Erwägung zu ziehen. Freudiger Bekennermuth und wenn's sein muß männliches Martyrium ist am leichtesten in jenen Entscheidungszeiten, wo es sich um ein klares Entweder-Oder handelt, d. h. wo die Feinde des Evangelii eine solche Verleugnung Christi fordern, die sofort als eine ganz Verwerfung desselben erkannt wird. Zu halben und dreiviertels Verleugnungen entschließt sich mancher, der keineswegs ein Ungläubiger ist, aber Christo ganz und gar absagen, nein das würde er nicht thun. So steht aber meist in der Heidenwelt und so stand's auch in den meisten Verfolgungen der ersten Jahrhunderte. Hingegen wo das aut-aut nicht so durchsichtig gestellt war, da gab's auch in der Regel viel Abfällige. Darum vertraue ich auch, daß je reinlicher die Scheidung bei uns sich herausgestaltet und je klarer dem Christenthum das Antichristenthum entgegentritt, die Zahl der Bekenner wachsen und daß eine größere Anzahl Märtyrer da sein wird, als manche Pessimisten fürchten, wenn es erst soweit gekommen ist, daß man nur durch offenbare Lossagung von Christo sich Leidensfreiheit erkaufen soll. Freilich, „groß' Macht und viel List sein grausam Rüstung ist“, drum läßt „der alte böse Feind“ nicht gern diesen klaren Gegensatz hervortreten, er fischt lieber im Trüben, fintemalen die Zahl derer so gar groß nicht ist, welche klare, gesunde Augen haben, den Feind auch in der Maske zu erkennen und ihn zu durchschauen, selbst wenn er unter der Decke spielt. Doch das nur nebenbei, jetzt zu unsrer Geschichte zurück.

6) Außerst auffällig ist das Betragen Jesu gegen die Kananäerin. Nie hat er einen Menschen so hart abgewiesen, wie dies Weib. Die Jünger scheinen barmherziger zu sein als er, der doch sonst die Mühseligen und Beladenen so freundlich zu sich einladet und Niemand hinausstößt, der zu ihm kommt. Man erklärt dieses eigenthümliche Betragen des Heilandes gewöhnlich dadurch, daß man sagt, er habe den Glauben des Weibes nur prüfen wollen. Aber mit dieser Erklärung lassen sich die klaren Worte, durch welche der Herr Jesus seine abweisende Antwort begründet, durchaus nicht vereinigen. Aus diesen Worten geht mit Bestimmtheit hervor, daß er das Weib abweist, nicht weil ihr Glaube erst noch wachsen soll, sondern weil sie eine Heidin ist. So überraschend

dieser meiner Bosheit. Man glaubt's nicht bis man's erlebt, welchen Blödsinn dies Volk schlucken kann. Je unglaublicher das Märlein desto willkommener. Da ist es mir nun ein Wunder, wie dennoch so viele kommen und mich sprechen oder anhören" (China's Millions, nach Colwer M. Bl. S. 85).

Ein böser Zauberer.

Als Missionar Heine mit der Mission unter den Battas begann, hatte er auch reichlich durch solche Gerüchte hindurchzugehen. Erst sollte er ein Spion der holländischen Regierung sein, der es dahin bringen würde, daß die Battas für das Gouvernement Kaffee bauen und Wege machen müssen, dann sollte er die Kinder behexen, dann mit seinem Fernrohr die edlen Metalle im Innern der Erde erspähen, dann in seiner Uhr einen Geist bei sich führen u. s. w. Am schlimmsten aber ging's dem armen Bruder mit seinem photographischen Apparat. Um den „Verichteten“ Bilder beugeben zu können — mit deren Beschaffung die Missionshäuser oft genug ihre liebe Noth haben — war man in Barmen auf den Gedanken gekommen, die Missionare ein wenig in die Geheimnisse der Photographie einweihen zu lassen und ihnen einen kleinen photographischen Apparat mitzugeben, mit dessen Hilfe sie das Bilder-Bedürfniß befriedigen sollten. Am einen solchen Apparat hatte auch Heine ins Battaland mitgenommen und er machte sich bald daran, die in der Heimath erlernte Kunst zu üben. Die Versuche fielen nicht eben glänzend aus, immerhin aber stand ein Bild der Landschaft auf dem Papier. „Seht“, hieß es nun, „der fremde Mann bringt mit Hilfe der Geister, die in dem Kasten stecken, unser Land auf's Papier und trägt's davon.“ Um keinen Preis war ein Mensch zu bewegen sich vor den Kasten zu setzen und sich photographiren zu lassen. Aber das Schlimmste kam erst. In dem tropischen Klima zersetzten sich die mitgebrachten Chemikalien und eines schönen Tages gab es eine gewaltige Explosion. „Haben wir's nicht gesagt“, triumphirten jetzt die Battas, „daß der Mann ein großer Zauberer ist und viele Geister ihm zu Diensten stehen? Seht ihr, jetzt sind alle Teufel los.“ Der arme Heine — was sollte er jetzt thun? „Mit meiner photographischen Kunst, sagte er sich, ist's doch nicht weit her, die verdorbenen Chemikalien wieder in Stand zu setzen verstehe ich nicht, die Zauberei, deren mich die Battas beschuldigen,

Die beste Missionspredigt.

In das Predigtlokal eines chinesischen Missionars trat jüngst ein angesehenener Mann und sagte, daß er zwar das Evangelium noch nie gehört, aber er habe es gesehen. „Ich kenne einen Menschen, erzählte er, der war der Schrecken seiner Nachbarn. Sagte man ihm ein hart Wort, so brüllte er Einen an und verfolgte Einen Tag und Nacht. Er war so gefährlich wie ein wildes Thier und ein schlimmer Opium-Raucher. Aber nachdem die Religion eures Jesus Besitz von ihm genommen hatte, wurde er ganz und gar verändert. Jetzt ist er ein sanftmüthiger, fast schüchternen Mensch; seinen schändlichen Wandel und das Opiumrauchen hat er aufgegeben. Ja eure Lehre ist gut.“ (Advocate 1876. S. 154).

Ungefähr 40 (engl.) Meilen von Nagasaki (Japan) entfernt fand der methodistische Missionar Davison eine christliche Bewegung, die ihren Ursprung keinem Missionar dankte. Kapitän Fagne war von Amerika berufen worden, um in Japan als Lehrer Kriegskunst zu fungiren. Da er bei seiner Ankunft sein Amt nicht sofort antreten konnte, beschloß er derweilen eine christl. Schule zu eröffnen. Der Erfolg seines Unrechts war, daß gegen 40 Jünglinge sich als Soldaten des Kreuzes Christi bekamen. Einer derselben kam nach Jeddo, besuchte dort das Colleg und wurde getauft. In derselben Schule war ein anderer junger Mann, dessen Vater zu den Wohlhabenden und Angesehenen in der Stadt gehörte. Er machte den christl. Glauben lächerlich und bei seinem Sohne sich nicht mehr mit denen abzugeben, die diesen Glauben bekannten. Der Sohn that auch, was der Vater wollte, er verließ die Schule und leistete seinen frühern Mitschülern hartnäckigen Widerstand. Dies dauerte einige Zeit. Der Vater aber machte die Christen aufmerksam und da er sowohl ihre Geduld und Sanftmuth ihrer Gegner Anmaßung und Hochmuth nicht leugnen konnte, so sagte er eines Tages zu seinem Sohne: „Es muß doch etwas Reelles und Mächtiges um das Christentum sein, das wir nicht kennen noch haben, du thust daher besser, wenn du die Schule wieder besuchst.“ Der Sohn gehorchte abermals und beide, Vater und Sohn wurden zu Vertheidigern des Evangeliums (Advocate 1876. S. 135).

Wunde der Welt zu heilen." Die Umschrift bilden auf der linken des Grabsteins die Worte Joh. 10, 16: „Ich habe noch andre Schafe die sind nicht aus diesem Stalle und dieselben muß ich herführen um werden meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirte sein“ und auf der rechten der alte lateinische Vers, — der das Verlangen nach der Entdeckung der Nilquellen ausdrückt:

Tantus amor veri, nihil est quod noscere malim
quam fluvii causas per saecula tanta latentes.¹⁾

Es gäbe einen interessanten Vortrag wollte ich mir diese Inschrift zum Thema nehmen und an ihrer Hand einen Ueberblick über Leben und Wirken Livingstones geben. Allein es würde doch nur ein dürftiges Bruchstück werden, das ich dann geben könnte und da, Gott, die „Lebensbilder aus der Heidenmission“²⁾ diese Aufgabe besser lösen werden, so will ich hier nur über die ersten Zeilen der Inschrift ein paar Worte sagen.

¹⁾ Des Interesses wegen, das der Mann für uns hat, lasse ich die Inschrift im Original folgen:

Brought by faithful hands
over land and sea
here rests

David Livingstone

Missionary — Traveller — Philanthropist.

Born March 19, 1813

at Blantyre, Lanarkshire

died May 1, 1873

at Chitambo's Village, Ulala.

For 30 years his life was spent

in an unwearied effort

to evangelize the native races

to explore the undiscovered secrets

to abolish the desolating slavetrade

of Central Africa;

where with his last words he wrote:

„All I can add in my solitude, is
may heavens rich blessing come down
on every, American, English or Turk,
who will help to heal

this open sore of the world.“

²⁾ Bis jetzt sind 5 Bände derselben erschienen: Jane Edlins (China); Friedr. Niesel (Celebes); Thränensaat und Freudenenernte auf Madagaskar; Freimission in Indien — und Missionsbischof John Col. Patteson (Melanefien).

Die Geschichte berichtet von manchem berühmten Leichenzug über Land und Meer. Man hat die Leichen von Kaisern weite Wege geführt; die Leiche Ottos III. über die Alpen und die Napoleons I. und des unglücklichen Maximilian von Mexiko über das Meer, aber es waren Leichen von Kaisern und große Mittel erleichterten den Transport. Man hat auch die Gebeine von Reisenden weite Wege geführt; „man hat die durch Hunger in der Australischen Wildniß umgekommenen Burke und Wills nach dem 1500 Kilometer entfernten Melbourne geschafft — aber selbst dieser rühmliche Akt der Pietät kann sich kaum mit demjenigen vergleichen, den die schwarzen Diener Livingstones dem Leichname ihres Herrn erwiesen; die reiche Kolonie Victoria entsendete mit großem Kostenaufwande eine wohlausgerüstete Expedition um die Reste ihrer Bürger abzuholen — Livingstones Diener dagegen handelten ganz aus eigener Initiative und unter den drückendsten Verhältnissen“¹⁾ und so lange man Livingstones gedenken wird, wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie an seinem Leichnam gethan.

Ich will nun nicht weiter erzählen von der Ueberführung der Leiche von Zanzibar nach England und von der feierlichen Beisetzung derselben in der Westminsterabtei — nur darüber noch ein kurzes Wort, daß man hier einem Manne ein so ehrenvolles Denkmal gesetzt, der in erster Linie als Missionar bezeichnet wurde. Wir wundern uns nicht, wenn „der Missionar“ statt von der Welt geehrt zu werden oder auch nur Anerkennung und Verständniß seines Wirkens zu finden, mit Geringschätzung, ja mit Verächtlichkeit und Spott von ihr behandelt wird. Der Jünger ist nicht über seinen Meister und haben sie dem Herrn eine Dornenkrone aufgesetzt, so werden sie seine Knechte nicht mit Lorbeerkrönen schmücken. Aber um der Sache willen freut es uns doch, wenn es dem Herrn gefällt, je und je zu einer Ausnahme zu nöthigen, wenn er Männer gibt von so hervorragender Bedeutung, daß alle Welt den Hut vor ihnen zieht und das niedere Gerede verstummen muß. Es ist wahr, Livingstone war nicht bloß Missionar oder wenigstens nicht Missionar im gewöhnlichen Gebrauche des Wortes, aber indem er sich durch die Resultate seiner, alle andern Reisenden in Schatten stellenden, Entdeckungen „das Recht erwarb unter Männern mitzusprechen,“ hat er den Ruhm, den ihm Gott geschenkt hat, auf die Mission übertragen und dieser zu einer Ehrenrettung und Empfehlung verholfen bei Leuten, die für das bloße Evangelisationswerk

¹⁾ Geogr. Mitth. a. a. D.

Ostafrika ist dies nicht der Fall. Eine ganze Reihe von Missionsunternehmungen zeigt, daß die offene Thür benutzt wird.

Freilich diese Unternehmungen befinden sich meist erst in ihren Anfängen, ja theilweise noch in der Vorbereitung — es ist erst die Grundsteinlegung eines Denkmals, von der wir berichten können. Aber schon diese Grundsteinlegung hat etwas Imponirendes; es sind großartige Pläne, die man verfolgt. Ausgerüstet mit Bibel und Art bringen 5 wohlausgerüstete Hauptcolonnen von den verschiedensten Seiten aus in das Innere Ostafrikas vor, um dort Centralstätten christlicher Cultur zu etabliren. Sehr bedeutende Geldmittel, darunter Gaben von 100,000 Mk. sind in einer Kürze zusammengekommen und tüchtige Männer der mannigfaltigsten Berufsarten haben sich zur Verfügung gestellt. Mit der praktischsten Umsicht hat man recognoscirt und organisirt und selbst mit zerlegbaren Dampfschiffen sich versehen — kurz das Denkmal, das man zu errichten beabsichtigt, verspricht Livingstone's würdig und eine Missionsthat zu werden, die wie der Missionar unter den Entdeckungsreisenden selbst zur Achtung vor der Mission nöthigt.

Nur einen kurzen Ueberblick über diese verschiedenen Unternehmungen will ich an dieser Stelle geben. Zuerst war es, die große „Kirchliche Missions-Gesellschaft,“ (Church Missionary Society) die mit ihrer Arbeit einsetzte und zwar schon vor dem Tode Livingstones. Nachdem der durch seine Auffindung Livingstone's berühmt gewordene Amerikaner Stanley die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße auf Ostafrika gerichtet und die Englische Regierung Sir Bartle Frere, früheren General-Gouverneur in Indien und bekannten Missionsfreund zur Untersuchung und Unterdrückung des Sklavenhandels dorthin entsandt, beschloß die genannte Gesellschaft ihrerseits sofort Hand ans Werk zu legen. Dabei kam es ihr sehr zu statten, daß seit beinahe 30 Jahren einer ihrer Boten, unser nun heimgegangener Landsmann Joh. Rebmann einen wie es schien verlorenen Posten unter den Wanikas in der Nähe von Mombas, in Kisulubini mit deutscher Zähigkeit und Treue gehalten. Der Mann war jetzt müde und erblindet, aber er hatte den Ort bereitet, an dem man sich niederlassen konnte. Unter der Leitung eines erfahrenen Missionars landete eine bedeutende, wohlausgerüstete Expedition, die auf der Ostküste eine ähnliche Colonie für befreite Sklaven gründen sollte, wie in Westafrika sie seit lange besteht. Eine Anzahl in Indien erzogener christlicher Afrikaner, meist befreiter Sklaven, wurden herübergeholt, um den Stod der neuen Niederlassung zu bilden, der man Sir Bartle Frere zu

nach dem Nyassa-See auf einem zerlegbaren Dampfer vor und sind wohlbehalten längst am Orte ihrer Bestimmung angekommen, wo sie auch bereits ihre Ansiedelung, der sie den Namen Livingstonia gegeben, am Vorgebirge Maclear etablirt haben. Das Erscheinen eines Dampfschiffes auf dem See erregte großes Erstaunen bei den Eingebornen, Schrecken bei den Sklavenjägern. Nichts hat bis jetzt den Fortschritt des Unternehmens gehindert.

In der Nähe dieses See's gedenkt ferner die schottische Staatkirche eine Missionsniederlassung ins Werk zu setzen, wahrscheinlich in jenen Gebieten, in denen einst die sog. Universitäts-Mission unter Bischof Macenzie vergebliche Versuche machte. Doch hat sich die Expedition noch nicht für einen bestimmten Ort entschieden.

Auch die Londoner Miss.-Gesellschaft, in deren Dienste einst Livingstone als Missionar stand, will bei der Evangelisirung Ostafrikas nicht dahinten bleiben. Sie hat gleichfalls eine Gabe von 100,000 Mk. erhalten, wenn sie am Tanganika-See zu Udschidschi, wo Stanley Livingstone fand, eine Missionscolonie begründen wollte. Sie hat mit großer Umsicht zunächst den Weg dahin durch einen erfahrenen südafrikanischen Missionar recognosciren lassen und wird nächstens per Ochsenwagen von Zanzibar resp. Bagomoyo aus ihre Karawane abmarschiren lassen.

Endlich hat auch die alte Universitäts-Mission sich ermannt und eine Niederlassung am Nyassa ins Auge gefaßt. Ihr Bischof Steere hat das Feld bereits recognoscirt, doch ist bis heute über die weitere Ausführung des Plans nichts gemeldet worden.

Täuscht uns nicht alles, so ist für das arme Ostafrika endlich die Morgenröthe angebrochen. Gott gebe, daß ein freundlicher Morgen und ein heller Tag ihr folgt. Die vereinte thatkräftige Einführung des Christenthums in dieses umnachtete Gebiet des schwarzen Erdtheils ist das schönste und würdigste Denkmal Livingstones, des großen Pioniers der christlichen Cultur in Ostafrika.

Aberglaube bei den Hindus.

Ein Hindu-Correspondent des Madras Standard schreibt jüngst folgendes aus Ellore: „Während der letzten 3 Monate hat man der vermeintlichen Cholera-Göttin hier Gottesdienste veranstaltet und am ver-

fahrt angetreten, da stürzte aus dem innern Thurmgewölbe ein massiver Stein auf den verlassenen Sitz des Götzen herunter, der gegen 250 Ctr. gewogen haben soll. Der Indian Mirror, das Organ der Anhänger des Brahma Samadisch schreibt über dieses Ereigniß also: „der große Stein, der von dem Centraldom der Pagode des Dschagannath gefallen ist und eine so große Aufregung in ganz Orissa bewirkt hat, ist 20 Fuß lang, 5 Fuß breit und 4 Fuß dick. Er gehört offenbar zu dem inneren Säulengebälk des Tempels, aber die Finsterniß ist so groß, daß das Auge nicht zu entdecken vermag, wo er herausgebrochen. Es giebt eine Weissagung, welche jetzt das allgemeine Tagesgespräch in Puri bildet, nämlich: „wenn der erste Stein losgebrochen, so wird der ganze Tempel nicht länger stehen.“ Die Wiederherstellung, behaupten die Driahs, werde wenigstens 14 Jahre erfordern und während dieser Zeit darf kein öffentlicher Gottesdienst oder Fest in Puri gefeiert werden. Aber eine 14jährige Unterbrechung des Dschagannathdienstes, wenn sie durchgesetzt werden kann, wird geradezu das Aufhören desselben bedeuten und Puri wird dasselbe Schauspiel der Vereinsamung und der gefallenen Größe darbieten wie die einst so heilige Stadt Bhumaneschwara. — Der Tempel Dschagannaths wurde um die Mitte des 12. Jahrh. durch den Rajah Anangabhima Dewa von Orissa gebaut und während dieser 700 Jahre ist nie eine Maurerkelle behufs einer Reparatur an ihn gelegt worden. Der gewaltige Thurm ist ganz aus ungeheuren Granitblöcken aufgeführt, die nicht durch irgend eine Art Cement oder Mörtel verbunden sind, sondern durch das mühsame Aus-hauen schwalbenschwanzähnlicher Verlängerungen zusammengehalten werden; so können sich die aufeinanderfolgenden Steinschichten einander immer mehr nähern, bis zuletzt ein ungeheurer Schlußstein mit seinen feinen Verzierungen die Spitze deckt“ (Adv. 1876 S. 183). — Es nähren sich von diesem Tempel nicht weniger als 640 Angestellte, 400 Köche, 120 Tanzmädchen und 3000 Priester mit ihren Familien. Die Zahl der Pilger ist aber seit 30 Jahren von 100—200,000 auf 15,000 gesunken (Calw. M.-Bl. 77 S. 11 f.).

Testament eines Südsee-Königs.

Nuwangatini, wohl der älteste aller Fürsten der Südsee-Inseln, beherrscht über 60 Jahre eins der Eilande, das zur Hervey-Gruppe gehört. Seit länger als 35 Jahren ist er ein treues Glied der Kirche und hat

trag war fast durchweg in tadelloser Form gehalten, während die consonantenreichen Gestalten der deutschen Wörter der Zunge des asiatischen Redners allerdings, und sehr begreiflich, öfters fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Das religiöse Bekenntniß des Hindu gab dem Sprecher eine eigenthümliche, vorurtheilsfreie (?) Stellung zu den beiden von ihm zur Vergleichung gestellten Religionen. Er ging zuvörderst auf die Unterschiede beider ein. Christus setzt von vorn herein einen außerhalb der Welt stehenden Schöpfer an, er lehrt auch die Unsterblichkeit der Menschenseele: Buddha, dessen Anhänger sich auf 340 Millionen belaufen, also mindestens wohl auf ebensoviel als das Christenthum Verehrer hat, zieht von diesen beiden Fragen ab, indem er sagt, daß dies Geheimnisse seien, welche keines Menschen Verstand zu durchdringen vermöge. Auch die Beweiskraft der sogenannten Wunder weist er entschieden zurück. Gebet zu Gott, Vertrauen auf Gott kann er nach dem Vorhergesagten nicht fordern; ebenso wenig kennt er „Pflichten gegen Gott“, denen alle anderen sich [unterordnen müssen, ihm ist das höchste Menschliche auch das höchste Göttliche. Daher verlangt er selbsteigene Thätigkeit, strengste Sittlichkeit jedes Menschen; keiner möge sich darauf verlassen, daß ein Anderer ihn von seinen Missethaten „reinigen“, d. h. erlösen könne. Als hervorragendste Tugend betont Buddha die Ehrerbietung gegen die Eltern; er selbst legt die innigste Verehrung gegen seine Mutter an den Tag, welche er gleichwohl nie gesehen hatte. Die größte Verwandtschaft zwischen der Lehre Christi und der des Buddha fand der Vortragende in der von Beiden gestellten Forderung eines idealen Lebens: dem „Gottes-Reiche“ unseres Evangeliums stellte er das „Nirwana“ Buddha's als gleichbedeutend zur Seite. Die von früher herstammende Deutung des Wortes „Nirwana“, wie sie sich z. B. auch noch in der neuen Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon findet, ist die: es sei ein Verlöschtwerden, ein vollkommenes Ausgewehtwerden, welches keine Spur zurückläßt, also eine völlige Vernichtung oder Auflösung. Diese Erklärung bezeichnete der Redner als gänzlich unrichtig. Nirwana wolle vielmehr sagen: Errettung von allem Schwanke, Befreiung von allem Wechsel, tiefe, unendliche Seelenruhe, „innerer Friede“, wie schon Bunsen es gedeutet hat. Nur Geduld, Innerlichkeit, Beschaulichkeit, verbunden mit Geistesenergie führen zum Nirwana. Der Vortrag bot in fesselnder Weise, besonders für den mit der Sache schon einigermaßen Vertrauten, eine ganze Reihe von Sprüchen aus der buddhistischen Lehre, welche auch eine ausdrückliche Aufforderung zu Vergleichen mit verwandten Stellen der Bibel oder mit bekannten Kernsprüchen unserer Geistesheroen veranlaßten. Von den vielfachen Einzelausführungen sei nur noch erwähnt, daß die Lehre Buddha's auch besonders das Erbarmen gegen die Thiere predigt, einen Grundsatz der Liebe, der allerdings in Asien — vielleicht durch vegetarianische Geschmacks-Verirrung gemodelt — so weit ausgeartet ist, daß Thierschlächter dort zu den bestgeachteten Leuten gehören und es — wie Herr Chattopadhyaya bemerkte — unter den Buddhisten ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, daß je ein Fleischer zum Stadtrath erwählt werde! Als deutsche Kenner des Buddhismus wurden in erster Linie Fr. Köppen, Schopenhauer und David Strauß bezeichnet.“

Das ist neu und pikant. Vielleicht lernen diejenigen, die die Taufe verschmähen und den christlichen Confirmanden-Unterricht und die Kirche nicht mehr besuchen, künftig von vorurtheilsfreien Hindupriestern was Christenthum ist und — wer weiß? diemeil wir für Missionare sammeln, die zu den Hindus gehen, sammeln bald die „Bildungsvereine“ für brahmanistische und buddhistische Gelehrte, die nach Deutschland kommen!

verständlich, wenn Schaaren aus allen Völkern dorthin nach Jerusalem strömen, wo solche Schätze der Weisheit und der Erkenntniß Gottes zu haben und zu heben sind?

Und die also mit Licht, Kraft und Freude aus Gottes Wort neu und reichlich versehenen Leute werden dann zurückkehren in ihre Heimath und werden dort unter den Ihrigen in engern und weitem Kreisen diesen Erntesegen und diese Beute austheilen zu neuer gegenseitiger Freude und Stärkung. Und andererseits werden die Männer Juda's und Jerusalems nicht still auf ihren Hefen liegen bleiben, sondern werden ausgehen in alle Welt, gesandt und freiwillig, je nach Umständen und Trieb, und Bedürfnis und Auftrag, und werden dort wuchern mit ihren Pfunden und Centnern (Jes. 66, 19). So wird es geschehen, daß je länger desto mehr die Erde voll werden wird von Erkenntniß des Herrn wie Wasser den Meeresgrund bedeckt (Hab. 2, 14.).

Ehe aber diese glückseligen Zeiten eintreten, werden erst große Gerichte über die Völker vollstreckt werden. Davon redet das dritte Stück dieser Weissagung. „Und er wird richten unter den Heiden, und strafen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren, und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen.“

Anderere Stellen der Schrift (Jes. 34, Joel 3, 6 ff.; Offenb. Joh. 19, 11 ff.) reden ausführlicher von diesen Gerichten der letzten Zeit, welche Gott der Herr über die abgefallenen Völker verhängen wird. Es wird da blutiger und mörderischer hergehen als jemals in den Schlachten der vergangenen Zeit. Aber bloß äußerliche, wenn auch noch so scharfe Gerichte würden nicht zum Zweck führen. Darum ergeht außer jenen Gerichten, ja in, mit und unter denselben das Strafen des Heiligen Geistes. Dadurch werden diejenigen, welche sich noch weifen lassen wollen und können, tief und innerlich von ihren Sünden überzeugt, und in schmerzlichste Buße darüber gebracht; und werden ferner auf den Herrn Jesum hingewiesen und werden mit der sühnenden Kraft seines Todes und von der lebendig machenden Kraft seiner Auferstehung zu vollem Glauben überwunden und gewonnen. So finden sie Frieden und werden Kinder des Friedens.

Mit jener letzten Würgeschlacht ist dann Krieg und Blutvergießen vorbei. Der Krieg, diese Geißel, welche Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang die Völker schlug, wird für immer bei Seite gelegt (Jes. 9, 5.).

9), und wenn zugleich sein Heiliger Geist das Strafamt an der Welt Ziele geführt und den Rest der Menschheit mürbe und müde, kriegsdrüßig und friedenssehnsüchtig, auch im innerlichen Sinne gemacht wird: dann, dann wird erfüllt werden, was hier geweissagt ist: „daß sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Eichen machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert haben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen.“

Das sind nicht bildliche, undeutbare, sondern das sind wörtlich buchstäblich so gemeinte wahrhaftige Worte Gottes. Und das ist von dem glänzenden Erfolge der Mission, wenn durch die Arbeit haben die Fülle der Heiden eingegangen ist und demnach auch Israel Herrn sich bekehrt hat.

Also kein Zagen und kein Zweifel am Erfolg und Segen der Mission. Auch hier ist Geduld und Glaube der Heiligen; auch hier sind, da Gottes Gebot halten, und haben das Zeugnis Jesu Christi — an den Werken der Mission.

So helfe uns Gott durch seinen Heiligen Geist, daß wir gleich den ersten Worten der nun folgenden Mahnung seines Propheten auf und mit ganzer Kraft nachzukommen uns bemühen: „Kommt ihr zum Hause Jakobs, laßt uns wandeln im Lichte des Herrn!“ Die solchen werden mehr und mehr Kinder des Friedens und können hoffen ihrem Maß des Mitgenußes der Segnungen des Friedensreiches theilhaftig zu werden.

Sie gedachten es böse zu machen.

Vor etwa 30 Jahren wurde in dem kleinen Städtchen Rose in Oberschlesien der Candidat Polko als Pastor angestellt. Die evangelische Gemeinde besaß nur eine kleine baufällige Kapelle. Zum Bau einer neuen Kirche waren keine Mittel vorhanden. Da war dem Pastor nach vielem Hin- und Hersinnen ein „sonderbarer“ Gedanke gefallen und gleichsam ihm wie über Nacht gekommen. Er hatte gerechnet, wenn nur der sechste Theil der evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland ihm einen Pfennig gäbe, dann wäre geholfen. Weil

9), und wenn zugleich sein Heiliger Geist das Strafamt an der Welt zum Ziele geführt und den Rest der Menschheit mürbe und müde, kriegsüberdrüssig und friedenssehnsüchtig, auch im innerlichen Sinne gemacht haben wird: dann, dann wird erfüllt werden, was hier geweissagt ist: „da werden sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen.“

Das sind nicht bildliche, undeutbare, sondern das sind wörtlich und buchstäblich so gemeinte wahrhaftige Worte Gottes. Und das ist etwas von dem glänzenden Erfolge der Mission, wenn durch die Arbeit derselben die Fülle der Heiden eingegangen ist und demnach auch Israel zum Herrn sich bekehrt hat.

Also kein Zagen und kein Zweifel am Erfolg und Segen der Mission! Auch hier ist Geduld und Glaube der Heiligen; auch hier sind, die da Gottes Gebot halten, und haben das Zeugnis Jesu Christi — auch im Werke der Mission.

So helfe uns Gott durch seinen Heiligen Geist, daß wir gleich dem ersten Worte der nun folgenden Mahnung seines Propheten aufrichtig und mit ganzer Kraft nachzukommen uns bemühen: „Kommt ihr nun vom Hause Jakobs, laßt uns wandeln im Lichte des Herrn!“ Die solches thun, die werden mehr und mehr Kinder des Friedens und können hoffen, in ihrem Maß des Mitgenußes der Segnungen des Friedensreiches gewürdigt zu werden.

Sie gedachten es böse zu machen.

Vor etwa 30 Jahren wurde in dem kleinen Städtchen Rosenberg in Oberschlesien der Candidat Polko als Pastor angestellt. Die kleine evangelische Gemeinde besaß nur eine kleine haufällige Kapelle. Zum Bau einer neuen Kirche waren keine Mittel vorhanden. Da war dem neuen Pastor nach vielem Hin- und Hersinnen ein „sonderbarer“ Gedanke eingefallen und gleichsam ihm wie über Nacht gekommen. Er hatte ausgerechnet, wenn nur der sechste Theil der evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland ihm einen Pfennig gäbe, dann wäre geholfen. Weil aber

Hat manchen Segen schon gebracht.
 So weiß zum Guten oft zu lenken
 Das Böse, darauf Frevler denken,
 Die Güte Gottes immer neu
 Für solche, die ihm dienen treu.
 Statt deines Gebers sollst du blühen;
 Man wird dich in die Festung schließen,
 Zu Schweidnitz, jener lieben Stadt,
 Die mir schon viel gespendet hat."

Der Pfennig wurde richtig in Schweidnitz verauctionirt und einem Manne dort für 5 Thaler 21½ Sgr. zugeschlagen. Aber damit war die Sache noch lange nicht zu Ende. Nun kamen, angefeuert durch den „Spottpfennig“, nicht bloß Pfennige und Groschen, sondern sogar Thaler so angefliegen, wie wenn die Bienen in Massen nach Hause in ihren Stod eilen, wenn sie Unwetter wittern, und dabei Bemerkungen als: „Postgeld für den Pfennig“, „zur Vinderung der erlittenen Kränkung“, „Zinsen für den Pfennig“ u. s. w. So kann Gott einen Pfennig segnen bei denen, die ihn fürchten und auf seine Güte hoffen, selbst wenn er aus unreinen Fingern kommt, wie vielmehr, wenn er im Glauben und mit Gebet gegeben wird. Polko hat darnach noch einen Vers in die Welt geschickt, der lautet:

Drei Jahre hab' ich geschrieben fleißig,
 Sechstausend Thaler gingen ein;
 Dreitausend einige hundert dreißig
 Die wollen aufgebracht noch sein.
 Soll ich mein Ziel nun ganz erreichen
 Und auch der Schulden Druck entgehn,
 O laßt euch alle hier erweichen,
 Mit dem, was fehlt, mich zu versehen.

Die Kirche in Rosenberg ist im Jahre 1852 fertig und noch in demselben Jahre eingeweiht worden.

Und die Moral von dieser Geschichte? die „Gartenläube“ in dem neulich besprochenen Artikel gedachte es noch böser zu machen als der Spötter, der den unfrankirten Pfennig schickte. Ich höre indeß vielseitig, daß der böse Artikel für die Mission nicht wenig Reklame gemacht hat und wollte nun die obige, dem „Nachbar“ entnommene Geschichte den Lesern dieser Bl. zum Trost und zur Nachachtung erzählen. Eines weiteren Fingerzeiges bedarf es ja nicht.

dem obern Raum, dessen ganze Einrichtung den Typenzimmern unserer heimatlichen Druckereien entspricht. Sie werden auch die Beobachtung machen, daß die Rassen bei diesem Theil der Arbeit sehr geschäftig sind. Auch hier oben ist eine kleine Druckpresse für gelegentliche Vorkommnisse.

Gleich nebenan ist die von Mr. Wilson geführte Buchhandlung, dem zwei Eingeborne helfend zur Seite stehen. Auch sie unterscheidet sich in nichts von einer Buchhandlung in England. Ein Blick auf die dichten Bücherreihen läßt vermuthen, daß der Raum des Ladens den wachsenden Anforderungen der Geschäfte kaum mehr entspricht. Hier giebt es Bücher aller Arten, besonders Lehr- und Schulbücher. Die Nachfrage nach solchen Büchern ist sehr groß, weil die Schullehrer es bequemer und billiger finden die Bücher hier holen zu lassen, statt aus der Capstadt. Eine Menge theologischer, wissenschaftlicher und Lesebücher sind ebenfalls bei Mr. Wilson zu haben. Daher sind die Leser hier eben so gut daran wie in Schottland.

Die Buchhandlung ist zugleich die regelmäßige Ablage für Postsachen — Mr. Wilson ist Postverwalter. Es überrascht vielleicht, daß eine Missionsstation eine eigene Postverwaltung besitzt. Aber so ist es. Verkehr und Bevölkerung machen es nothwendig. Wir haben gegen 500 Seelen mit Jünglingen, Schülern, Lehrlingen, Aufsehern der geschäftlichen Abtheilung, Lehrern, Missionaren und andern in Verbindung mit der Anstalt Stehenden; wollen wir überhaupt unsern Freunden schreiben, so ist eine Postverwaltung am Orte unentbehrlich. Schon die Zahl der geschäftlichen von hier abgesandten Briefe ist so groß, daß wir ohne die Lovedaler Post eigene Knaben zur Briefbeförderung nach dem mehr als meilenweit entfernten Alice halten müßten. Wir haben also unsere Post. Und dieß hat neben der Annehmlichkeit für den Brieffreiber noch das Gute, daß dadurch auch der eingeborne Theil der Bevölkerung veranlaßt wird, zur Feder zu greifen. Außer den 22,000 Exemplaren des Express hat die Lovedaler Post im vorigen Jahr nicht weniger als 10,000 Briefe, Zeitungen und Bücherpakete befördert.

Aber nicht nur ein Postamt, auch ein Telegraphenamt besitzen wir hier. Im August 1872 wurde es eingerichtet, und verdankt seine Entstehung nebst vielen andern der Energie und Beharrlichkeit des Dr. Stewart.¹⁾ Er hatte die Klasse für Chemie und Physik, und kam dabei in seiner Thätigkeit auch auf das Studium der Elektricität. Da wir jede Gelegenheit benutzen den Unterricht auch praktisch zu verwerthen, so wünschte er seinen Schülern zu zeigen wie der elektrische Strom zur Mittheilung von Botschaften nach einem andern Ort benützt werde. Er machte also zuerst einige Experimente im Schulzimmer, legte dann den Telegraphendrath bis Alice, um ihn seinen Schülern zu zeigen wie er ist. Die Leitung arbeitete richtig, die Schüler machten gute Fortschritte in dieser neuen Kunst, Stewart wandte sich an die Regierung und erhielt — Dank seinem Takte und seiner Ausdauer — die Gewährung seiner Bitte für Lovedale, ungeachtet die Behörden von Alice um eine telegraphische Verbindung mit den andern Orten der Kolonie vergebens nachgesucht hatten. Die Telegraphenverbindung wurde, wie gesagt im August 1872 eröffnet und seitdem wird Lovedale als wirkliche Telegraphenstation anerkannt. Mit unserm Post- und Telegraphenamt erfreuen wir uns in dieser Hinsicht all der Vortheile, derer die Bürger englischer Städte sich rühmen. Die eingebornen Tele-

¹⁾ Desselben Mannes, der jetzt die Oberleitung der freischottischen Missionsniederlassung am Nyassa-See übernommen hat.

reichen Fülle des Schriftgehalts voll reeller Gedanken macht. Gerade die Grundgedanken der Schrift bedürfen solcher sachlichen, inhaltsvollen Behandlung, weil sie sonst leicht zu bloßen Phrasen werden, die wirkungslos über die Köpfe gehen.

Nun zu den Missionsgrundgedanken gehört das Missionsgebet. Das Gebet ist die eigentliche Seele aller Arbeit im Reiche Gottes. Ohne Gebet ist die Arbeit, ist das Zeugniß, ist die Gabe todt. Unsre Gebete sind daher die wirksamsten Mitarbeiter der Missionare. Das hat St. Paulus wol gewußt. Als gälte es eine Schlacht, die gemeinsam gekämpft werden muß, fordert er daher die Gläubigen immer und immer wieder zur Fürbitte auf. „Lieben Brüder, betet für uns,“ heißt es im obigen Texte. Und an die Römer (15, 30) schreibt er: „ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch unsern Herrn Jesum Christum und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott“ und an die Colosser (4, 2) richtet er die Mahnung: „betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns die Thüre des Wortes aufthue zu reden das Geheimniß Christi“ (cf. Eph. 6, 19. 2 Cor. 1, 11. Phil. 1, 27 u.). Wenn irgend ein Werk, so bedarf das der Mission unsrer betenden Mithilfe und wenn irgend welche Arbeiter im Reiche Gottes, so haben die Missionare Anspruch auf unsre Fürbitte. Es sind viel Briefe von Missionaren durch meine Hände gegangen, aber das ist der Refrain, der in allen widerklingt: „lieben Brüder, betet für uns!“

Allein das Gebet und sonderlich die Fürbitte ist eine schwere Sache und ich fürchte das Reden davon und die Aufforderung dazu ist oft — bloße Phrase. Wie oft habe ich gehört, daß in große, aus bekehrten und unbekehrten Personen gemischte Versammlungen hineingerufen wurde: „beten für die Mission, das könnt ihr alle; wenn ihr auch nicht viel geben könnt, betet wenigstens!“ Nein, beten für die Mission, das können nicht alle; geben für sie ist unstreitig viel leichter als beten für sie. Beten für die Mission kann nur wer überhaupt beten kann und beten, d. h. so beten, wie es vor Gott im Himmel gebetet heißt kann nur, wer bekehrt ist. Nur wer sich selbst von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott bekehrt hat, hat auch ein Herz für die Heidenmission und nur wer ein Herz für sie hat, betet für sie. Mancher der eine Hand für sie hat, hat noch kein Herz für sie, aber wer ein Herz für sie hat, hat auch immer eine Hand für sie. Weß das Herz voll ist, deß gehet Mund und Hand über.

Wen fordert daher der „Apostel der Heiden“ zur Fürbitte auf?

Texte. Der ganze Text ist Inhalt für unsre Missionsgebete, daß wir wissen, um was wir beten sollen.

Zuerst, „daß das Wort des HErrn laufe.“ Ein eigenthümlicher Ausdruck: laufe! Es ist in der Schriftauslegung eine ebenso einfache wie große Kunst, daß man solche eigenthümliche Ausdrücke nimmt wie sie lauten und sie nicht durch eine allgemeine Deutung verflacht. So redet St. Paulus z. B., wie wir vorhin gehört, von einer „Thür des Wortes,“ die Gott aufthun soll, d. h. nicht etwa im allgemeinen, Gott solle seinem Worte Eingang verschaffen. Nein, das Wort Gottes hat selbst eine Thür, wer diese findet und wem diese aufgethan wird, der bringt hinein in das Leben des Wortes, in das „Geheimniß Christi.“ Wer an ihr vorbei geht, „der kräuselt nur an dem Abendgewölke, aber der Mond dahinter hat gute Ruh.“ Das sollte insonderheit das Gebet jedes Verkündigers des Evangelii und die Fürbitte der Gläubigen für ihn sein, daß ihm die „Thür des Wortes aufgethan“ werde. Dann giebt es einen hellen Schein von dem Angesichte Christi und wenn dann auch die Thür der Herzen aufgethan wird, dann wird der gute Same auf das gute Land gesät.

Nun ähnlich ist es auch in unserm Texte mit dem „Laufen“ des Wortes. Das Wort des HErrn läuft selbst, es hat, so zu sagen, Füße. Freilich ihr müßt das recht verstehen. Zunächst muß es ja allerdings durch Menschen getragen werden und es bleibt ganz in seinem Rechte, was derselbe Paulus ein ander Mal und in anderm Zusammenhange schreibt: „wie sollen sie aber hören ohne Prediger? wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden“? Er ermahnt daher auch an unsrer Stelle: „betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe.“ Es müssen Träger des Wortes da sein, dann läuft das Wort. Ist aber durch einen Verkündiger des Evangelii das Wort erst, so zu sagen, in Kurs gesetzt, dann findet es seinen weiteren Weg oft ganz allein. Das Wort läuft vor, neben und hinter Predigern her, ohne daß sie seinen Weg bestimmen.

Nachdem Dr. Luther seine berühmten Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, da war trotz aller Mängel der damaligen Communicationsmittel ihr Inhalt in 14 Tagen durch ganz Deutschland und in 4 Wochen durch Europa verbreitet. „Die Engel Gottes hatten Botendienste gethan“ wie einer seiner Lebensbeschreiber sagt oder wie St. Paulus es bezeichnet: „das Wort war gelaufen.“ Man hatte auch vor Luther oft genug ähnliche Gedanken ausgesprochen, aber sie hatten nicht ihren

Amt haben, müssen des Wortes unter ihren Volksgenossen in Kurs setzen. Ihr wisset, wie große Erfolge die Mission unter den Kolhs und neuerdings auch unter den Santals gehabt hat. Wodurch ist das geschehen? Wesentlich dadurch, daß die Eingebornen, getaufte und selbst ungetaufte, das Wort von dort zu dort getragen und so mitgeholfen haben, daß das „Gerücht von ihm sich verbreitete durch alle umliegenden Orte,“ also daß das Wort lief. Wie oft sind die Missionare verwundert gewesen, wenn Leute aus entfernten, ihnen unbekannten Gegenden kamen und die Taufe beehrten oder wenn sie fremde Orte besuchten und eine Bekanntschaft mit dem Evangelio bereits vorfanden. Ähnliche Erfahrungen hat man nicht selten auch in Südafrika, in Madagaskar und auf manchen Südsee-Inseln gemacht. Ich achte, daß wir auf diese ebenso natürliche wie kräftige Verbreitung des Evangelii viel zu wenig unser Augenmerk richten und daher auch viel zu wenig beten, daß sie immer allgemeiner werden möge. Ihr erinnert euch, wie in den letzten Kriegen die Siegesnachrichten, die wir erhielten, wie ein Lauffeuer durchs Land liefen, so daß sie in einer Kürze auch in die entlegensten Dörfer gelangten. Wenn es mit dem Evangelio Christi unter den Heiden ebenso geht, wenn so „das Wort des Herrn läuft,“ dann ist die Mission im gesundesten Gange und auf dem besten Wege das Christenthum zur Volkssache zu machen und es verlohnt sich schon der Mühe, daß wir darum beten.

Das Wort des Herrn „läuft“ ferner wenn die Bibel immer weiter verbreitet wird. Im Frühjahr 1872 kamen mit einem Missionar der Londoner M. G. einige Colporteurs in die Stadt Boockapatnam an der Grenze des Telugulandes in Vorderindien. Zur großen Ueberraschung dieser Männer stellte sich bald heraus, daß eine große Anzahl ihrer Zuhörer mit dem Evangelio bereits ganz vertraut war, obgleich noch nie ein Missionar die Stadt betreten. Wie war das zugegangen? Ein Goldschmidt, Namens Sita Ram, der mittlerweile zu seiner Ruhe eingegangen, hatte auf einer seiner Geschäftsreisen einige Theile der Telugubibel gefunden, mit Fleiß in ihnen geforscht, die evangelische Wahrheit lieb gewonnen und sich nach und nach die ganze Bibel verschafft. Das neue Buch „trieb seine andern Telugubücher aus,“ er wurde gläubig an den Herrn und sein Wandel gab Zeugniß von der mit ihm vorgegangenen Veränderung. Bald lud er seine Freunde und Nachbarn ein in sein Haus zu kommen und zu hören, was „das Buch“ sagte. Und sie kamen. Anfänglich wehrten seine Mutter und sein Weib. Sie erzählten dem Missionar mit vielen Thränen, wie sie dem lieben Manne oft das Licht zur Erleuchtung

christl. Schriften hin und her durch die Heidenlande verbreitet, gekauft und gelesen werden. Haben wir da nicht neuen Inhalt für unsre Missionsgebete, daß es dem Herrn gefallen möge, dem Laufe seines Wortes immer weitere Bahn zu brechen, seiner Mission der Männer viele zu geben, die begabt sind auch durch die Schrift von dem Evangelio zu zeugen und seine Engel Botendienste thun zu lassen, daß sie die Blätter des Buches des Lebens weithin tragen über die Heidenlande?

Das Wort des Herrn „läuft“ aber noch in andrer Weise. Neben der unmittelbaren, directen Missionsthätigkeit stellt der Herr unser Gott auch viel indirecte Arbeit in seinen Dienst, die die Ausbreitung seines Reiches nicht zum bewußten Ziele hat. Der König des Himmelreichs ist auch in diesem Stücke weitherziger als manche seiner Unterthanen. Er gebraucht Menschen und Dinge zum Baue seines Reiches, in denen unsre Beschränktheit oft eitel Hindernisse sieht. Ich habe schon wiederholt Gelegenheit gehabt darauf hinzuweisen, daß die großen Missionsepochen immer in solche Zeiten fallen, in denen ein mächtiges Regen und Bewegen durch die Völker geht und eine Art Weltverkehr die entfernten Länder sich nahe bringt. Er, der die Zügel des Kirchenregiments in seinen Händen hält, ist auch der Lenker der Weltgeschichte. Wie einst der apostol. Mission durch die Kriegszüge Alexanders des Großen, die Zerstreuung Israels und die römische Weltherrschaft und der mittelalterlichen Mission durch die Fluthen der Völkerwanderung ist Bahn gemacht worden, so ebnet der modernen Mission der heutige Weltverkehr mit seinen großartigen Communicationsmitteln, der Welthandel, die Herrschaft christlicher Staaten über heidnische Länder, und der wissenschaftliche Entdeckungseifer die Wege. Gewiß hat dieser Weltverkehr seine großen Gefahren für die Mission. Er führt viele verlorne Söhne des christl. Abendlandes, viele Unglaubenselemente, viele zucht- und sittenlose Subjecte, viele selbstsüchtige Gewinnjäger und viele unvermittelte Cultur in die Heidenländer und die Mission hat einen „Kulturkampf“ eigner Art mit diesen Verderbensmächten zu kämpfen. Aber es wäre eine sehr einseitige und engherzige Betrachtung wollte der Missionsfreund an dem Weltverkehr unsrer Tage nur die Schattenseiten hervorheben. Dieser Weltverkehr leistet auch einen sehr wichtigen indirecten Missionsdienst. Ohne ihn wäre die Ausdehnung der heutigen Mission zur Weltmission ganz unmöglich gewesen. Die großen Erfindungen der Neuzeit, die uns die neuen Communicationsmittel gegeben haben: Dampfschiffe und Eisenbahnen und Telegraphen, haben auch das Wort des Herrn „laufen“ gemacht, wie nie zuvor. Der Entdeckungseifer, der bisher unbe-

und der gute Same bringt Frucht in Geduld. Zumal in einer so eilenden Zeit wie die jetzige, deren Signatur der Dampf ist, kann man nicht oft und nachdrücklich genug daran erinnern, daß die Geduld, das Wartenkönnen eine der Hauptmissionstugenden ist. Aber Gott hat beides, seine Weile und — Eile, weshalb auch die Schrift ermahnet: „wartet und eilet zu der Zukunft des Tages des Herrn.“ Menschen sind einseitig, bald vergessen sie über dem Eilen das Warten, bald über dem Warten das Eilen. Die Schrift aber ist allseitig, deshalb verlangt sie beides, das Warten und Eilen, jedes zu seiner Zeit. Je mehr die Missionsthätigkeit über die Anfänge hinauskommt, desto mehr Muth und Freudigkeit dürfen wir haben, auch zu bitten: „ach, laß dein Wort recht schnelle laufen!“ Es geht mit dem Worte Gottes wie mit einem Samen, dessen Ernteertrag immer wieder ausgesäet wird oder wie mit einem Kapital, bei dem man Zins zu Zins schlägt. In Indien hat sich die Zahl der Christen im Laufe von 2 Jahrzehnten verdreifacht, unter den Kolhs verdreißigfach, in Madagaskar mehr als verhundertfach. Wenn die Zeiten der Reife kommen, treten jene Stunden Gottes ein, von denen die Schrift sagt „ein Tag ist wie tausend Jahre.“ Freilich soll Gott eilen, so müssen auch wir die Hände nähren. Das „bete und arbeite“ hat einen viel tieferen Zusammenhang als die meisten ahnen. Wer ein gutes Gebetsgewissen haben soll, muß ein fleißiger Arbeiter sein. Paulus, der „mehr gearbeitet als die andern alle“ hatte auch Muth zu den kühnsten Gebeten. Unsre Arbeit und Gottes Eilen steht in einem unzerreißbaren Zusammenhang. Uns fehlt so viel der frische Glaubensmuth Großes von Gott zu verlangen, weil uns der ernste Eifer fehlt, Großes für Gott zu thun. Lernen wir das Letztere und wir werden bald das Erstere finden. Je mehr wir uns dennoch sehnen, daß die Fülle der Heiden eingehe, desto mehr lasset uns handeln mit den uns anvertrauten Pfunden. Dann giebt es gewiß auch ein fröhliches Gebetsleben und die Frucht desselben wird sein, daß das Wort des Herrn immer schneller läuft.

(Schluß folgt.)

„Mein ist beides, Silber und Gold.“

Am 10. April dss. Jahres wurde das neugegründete Missionshaus zu Brecklum durch den Gen.-Superint. von Schleswig, Dr. Godt, unter sehr zahlreicher Betheiligung von nah und fern eingeweiht. Aus dem

auf dem Tisch, da klopft es an die Thür; ich denke sofort: das ist der Herr, der Einen mit Geld schickt, — und so war's, ich hatte Geld genug, konnte die Rechnung bezahlen. Am Martini-Tage v. J. durfte ich auch die gnädige Fürsorge unsres Herrn erfahren. An dem Tage sollte ich große Summen gebrauchen. Der Herr hatte sie gegeben. Ich war dankbar. Am Morgen des Tages läuft noch mehr Geld ein, einige 100 M.; es war mir das auffallend, denn es ist nie des Herrn Weise in Ueberfluß zu geben, immer genug und weiter nichts. Des Mittags trete ich in die Stube und ein Mann, der zu Neujahr große Forderungen hatte, bittet mich um eine Abschlagszahlung, da er eine größere Summe zu bezahlen habe. Ich gebe ihm ca. 700 M.; er ist sichtbar sehr glücklich und dankbar; ich aber mußte beten und denken: Was ist das doch für ein wunderbarer fürsorgender Herr! — Und ich muß noch einen Fall erzählen. Es rückte der December-Monat heran. Ich mußte, da würden wieder große Summen nöthig sein. Ich also gehe zu Jesu; erzähle Ihm, wie es steht, bitte Ihn wieder um eine größere, ähnliche Summe Geld, wie Er mir früher gegeben. Siehe, eben vor dem December werden mir auf einmal wieder 2000 M. übergeben und bald noch verschiedene kleine Posten. Ich könnte noch hinweisen auf Vieles, auf die ersten und letzten Tage: überall ist die allmächtige Hand Jesu offenbar geworden. Wahrlich manchmal, wenn die Gaben, die gesandt und gebracht wurden, als so sichtbare Gebetserhörungen vor mir standen, da hätte ich mich vor dem Herrn in die Erde verbergen mögen. Man verstand Petri Worte: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. — Mancher wird wohl fragen, ob denn die Gründung des Hauses nicht sehr schwer gewesen, d. h. mit vielen Sorgen verbunden gewesen sei. Nein, der Herr hat gesorgt. Doch Eins von der Sorge. Einmal ging ich von der Kirche nach meinem Hause, ich meine, es war im Januar. Auf dem Wege legte sich plötzlich ein schwerer Sorgenstein auf mein Herz nieder um Bezahlung u. s. w. Es ward mir auf einmal so schwer ums Herz. Ich weiß nicht — ich werde wohl hinaufgeblickt haben zu den Bergen, von welchen Hülfe kommt; nur das weiß ich, plötzlich war es, als wenn eine unsichtbare Hand die Sorge hinwegnahm; es war als wenn der heilige Geist meinem Geiste sagte: es ist alles bereit vom Herrn! und ich mußte es fessengewiß; es überkam mich eine solche unnennbare Wonne, eine solche Seligkeit, die man nicht beschreiben kann. Und siehe, wie hat er geholfen. Große Summen hat der Herr gegeben und die noch fehlen-

Wird sie selbst doch unter Umständen zum Kampf, der auch uns jetzt genug der bittren Früchte bringt. Nur die Cultur hat Werth, welche selbst die Frucht des in die Herzen gepflanzten Friedens ist. Wie aber die Völker zu diesem gelangen, hat ja der Prophet in unserm Texte angedeutet, indem er zeigt, unter welchen Verhältnissen das herrliche Ziel, das er im Geiste schaut, erreicht werden soll: „Wenn der Berg, da des Herrn Haus ist, höher wird, als alle Berge und über alle Hügel erhaben“, wenn das Heiligthum des lebendigen Gottes aufgerichtet wird unter den Heiden und sein Zion, seine Kirche unter ihnen gepflanzt wird, daß sie nicht mehr den falschen Götzen nachlaufen, sondern den wahren Gott in Christo erkennen und verehren — dann fängt es an, daß der Krieg aufhört und der Friede beginnt. Ja, und nicht blos der äußere Friede zu einem ruhigen, ungestörten Leben sondern vor allen Dingen der inwendige Herzensfriede, da die abgefallenen Kinder versöhnt mit ihrem Gotte zu seinem Vaterherzen nahen dürfen, dann aber auch in Liebe unter einander verbunden sind.

Nun es ist das Werk der Mission, durch welches den Heiden der Berg des Heils gewiesen wird, der hoch erhaben ist über alle irdische Größe, von dem das lebenskräftige Wort Gottes ausgeht. — — — — — Freilich viele Heiden machen sich hart dagegen, und da kommt es denn wie Jesaja sagt, daß der Herr richtet unter den Heiden und strafet viel Völker. — — — — — Die aber durch seine Gerichte, durch seine Zucht sich zur Buße bringen lassen, die fangen an zu wandern nach seinem Heiligthum, und bei denen fängt schon jetzt das Wort des Propheten an sich zu erfüllen, daß sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen.

•

werden, der verhältnißmäßig so viel, ich will nicht geradezu sagen hervorragender, aber jedenfalls treuer und ehrenwerther Männer aufweist, die auf die allgemeine Achtung den gerechtesten Anspruch haben.

Dennoch ist die Warnung, im Lob derselben zu viel zu thun, bei vielen Missionsfreunden ganz an ihrem Plage. Und nicht in England allein, sondern auch in Deutschland. Unsere Missionare sind Menschen, die dasselbe Fleisch und Blut an sich tragen, wie wir und die, wenn man des Lobes zu viel über sie ausschüttet, denselben Gefahren ausgesetzt sind, wie andre Sterbliche. Es ist noch kein Geheimmittel erfunden, sie unbedingt vor Hochmuth zu schützen. Wie die Schlange ihren Weg einst ins Paradies gefunden, so findet sie ihn auch in die Missionshäuser und die Bewohner derselben in der Heimath wie draußen in den Heidenländern haben auf der Wacht zu stehen, daß sie in der Versuchung nicht fallen. Auch wenn sie viel ausrichten, vergessen wir nicht, daß sie, wie einst Paulus und Apollo Diener sind, die wie der H'Err einem jeglichen gegeben hat, pflanzen und begießen, aber daß das Gedeihen von Gott kommt. Wie vor Alters, so ist's auch heut Gottes Wort, welches die großen Dinge thut, deren wir uns freuen. Die Menschen sind nur die Werkzeuge, die Gefäße, deren sich Gott bedient. Darum gilt's auch in der Mission Ernst zu machen mit dem Wort, das wir so oft auf die Lippen nehmen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr.“

Ihr kennet alle den Ausspruch des Heilandes: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und — nicht euch, sondern euren Vater im Himmel preisen.“ Nun offenbar hat der Apostel dieses Wort im Sinne, wenn er ermahnt: betet für uns, daß „das Wort des H'Ern gepriesen werde.“ Das Wort des H'Ern wird offenbar gepriesen, wenn es an den Menschen, die es verkündigen, und an denen, welchen es verkündigt wird, seine heiligende Macht beweist, so daß alle, die diese Macht sehen, sagen müssen: „was ist das für ein wunderbares, mächtiges Wort, das solche gute Dinge thut; dieses Wort muß selbst ein gutes Wort, muß das Wort Gottes sein.“ Wir machen uns das vielleicht am klarsten durch das Gegentheil, wenn nämlich das Wort Gottes an Verkündigern und Hörern solche Macht nicht beweist. Es ist eine ganz bekannte Erfahrung, daß nicht bloß die Menschen, die zum Worte Gottes sich bekennen, so sie etwas thun, was ihm entgegenläuft, geschmäht werden, sondern daß das Wort selbst dafür verantwortlich gemacht und gelästert wird. Die Welt hat gar scharfe Augen auf das Leben der Gläubigen. Nicht bloß die Gläubigen daheim auch die Missio-

Erfolg der Mission, als wenn mit solchem Schein des Rechts die Heiden das Wort Gottes verächtlich behandeln. Und im Gegentheil nichts fördert die Mission mehr, als wenn die Heiden bei den Bekennern des christl. Glaubens gute Werke sehen. Ihr begreift, daß es da viel zu beten giebt, zu beten, daß alles Vergerniß doch hinweggethan werden möchte, daß die unter den Heiden lebenden Christen ihr Licht leuchten lassen und daß vor allem alle Missionsarbeiter reich an Früchten der Gerechtigkeit erfunden werden. So wird Gottes Wort gepriesen.

Endlich gilt es auch in Bezug auf die jungen Heidenchristen, daß um ihrer guten Werke willen das Wort Gottes gepriesen werde. Hier wie draußen ist das Leben der Christen die beste Apologie des Christenthums. Mehr noch als das Wort und der Wandel des Missionars empfiehlt der Wandel der Heidenchristen ihren Landsleuten das Evangelium. „Das muß ein gutes Wort sein“, sagte einst ein noch heidnischer Häuptling der Südseeinsulaner zum Missionar, „das muß ein gutes Wort sein, das ihr verkündigt, denn ich sehe meine Landsleute, die es angenommen haben, thun was sie früher nicht thaten und was wir nicht thun: sie lieben ihre Feinde und es ist ein gut Ding die Feinde lieben.“ Ein angesehener Japaner, der voll Vorurtheils gegen das Christenthum war und seinem eignen Sohne den Besuch der Missionschule verbot, wurde ganz anderer Meinung als er den täglichen Wandel der Christen aufmerksam beobachtete und ihre Geduld und Sanftmuth mit der Leidenschaftlichkeit und Anmaßung ihrer Gegner verglich. „Es muß doch etwas Reelles um das Christenthum sein, das wir nicht kennen, sagte er da zu seinem Sohne, du thust daher besser, wenn du die Schule wieder besuchst.“ So wird überall das Wort Gottes gepriesen, wo in dem täglichen Wandel der Christen die schönen Früchte des Evangelii zu Tage treten. Aber es thut noth, daß wir um solchen Preis des göttl. Wortes beten. Wenn schon bei uns die Darstellung eines durch christliche Tugenden geschmückten Christenlebens ihre großen Schwierigkeiten hat sowol um der uns noch anklebenden Sünde als um der uns umgebenden versuchungsvollen Welt willen, bei den Heidenchristen ist das doppelt und zehnfach der Fall. Hier kostet es nicht blos viel ein Christ zu werden, sondern auch ein Christ zu sein. Die heidnischen Anschauungen, in denen sie groß geworden und die sie noch fortwährend umgeben, wie die Luft, die sie athmen, machen ihnen das Verständniß und gar die Aneignung der christl. Sitte und Sittlichkeit oft sehr schwer, wie z. B. jüngst wieder Missionar Cousins in seinem so lehrreichen Berichte über die Zustände auf Madagaskar (S. 412 ff. dieser

in Nord-Amerika auf. Es sollte gar nicht nöthig sein, daß man eigentliche Missionare zu diesen heidnischen Einwanderern sendete — ließen die Christen ihr Licht leuchten vor diesen Heiden, daß sie ihre guten Werke sähen, das wäre eine überzeugendere Missionspredigt als die beredtesten Zeugnisse aus Missionarismund. Aber, hilf Himmel, wie geschieht das Gegentheil! Nicht ihr Licht, sondern ihre Finsterniß lassen die Christen leuchten und nicht gute, sondern böse Werke kriegen die Heiden zu sehen. Was Wunder, wenn die Heiden das Christenthum verachten, das in seiner eignen Heimath solche schlimme Früchte zeigt. Vor einiger Zeit begegnete in einer sehr schmutzigen Straße San Franzisko ein Amerikaner einem fein gekleideten Chinesen; sie mußten von den entgegengesetzten Seiten kommend über einen schmalen Steg, der im nothigsten Theile der Straße eine Art Brücke bildete. Statt dem Fremdling, wie es schon der Anstand forderte, auszuweichen, zeigte ihm der Bürger der Freien Staaten seine Ueberlegenheit, indem er ihn in den tiefsten Schmutz stieß. Ruhig erhob sich der über und über beschmutzte Chineser und erwiderte: „Sie — Christ; ich — Heide.“ Wer will es dem gekränkten Manne übel nehmen, wenn er bei sich selbst dachte: „Himmel, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Christen“? O, meine Brüder, wenn wir uns für die Christenheit schämen, so laßt uns zugleich ernster und treuer als es bisher geschehen ist beten, daß das Wort des Herrn bei uns gepriesen werde.

Der Apostel fährt fort: „und daß wir erlöst werden von den unartigen und argen Menschen.“ Wer sind diese „unartigen und argen Menschen?“ Jedenfalls die, welche „der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit“ wie sie St. Paulus in dem unserm Texte vorausgehenden Kapitel beschreibt. Diese Leute sind auch heute nicht ausgestorben weder in der Heiden- noch in der Christenwelt. Die Mission kann ein Lied davon singen, daß es unter den Heiden und zwar unter den Culturheiden so gut wie unter den sogenannten Naturvölkern recht „unartige“ Menschen giebt. Wollte man alle Beispiele ihrer Unarten mittheilen, so müßte man die ganze Missions-Geschichte erzählen. Als die Batta die beiden Amerikaner Munson und Lyman erschlugen und fraßen, als dieselben Leute an den Missionaren Kommissen van Asselt und Püse Giftmordversuche machten — als die Feuerländer den treuen Allen Gardiner und seine Genossen verhungern ließen und bald darauf 9 Männer hinterlistig erschlugen, die den Muth hatten, das Werk ihres edeln Landsmanns aufzunehmen — als die Gromanganer nicht nur den großen Begründer der Südseemissionen, sondern auch nach einander

und dann auch noch hintreten und die Mission schmähen, als habe sie in moralischer Beziehung wenig oder nichts erreicht — wenn Christen um ihre Colonien zu heben auf Menschenraub ausgehen und die erbitterten Eingebornen aus Rache dafür einen Missionsbischof, den edeln Potteson, ermorden — — so sind das wieder Thatfachen genug, daß wir vollen Grund haben zu beten: „Herr, erlöse deine Knechte von solchen unartigen und argen Menschen“!

Und was soll ich von den Gegnern der Mission in der Heimath sagen? Wenn Schmähartikel gegen die Mission erscheinen wie Anfang dieses Jahres die „Gartenlaube“ sich nicht entblödete eine zu veröffentlichen — wenn man die Ehrlichkeit derer, welche die Missionsbeiträge sammeln und verwalten in Zweifel zieht — wenn der Werth der getauften Heiden in satirischer Weise nach Thalern berechnet wird, um statt fehlender Argumente durch die Erregung parlamentarischer Heiterkeit die Mission der öffentlichen Meinung als ein thörichtes Geschäft zu denunciren — — so liegt auch in diesen Zuständen Pflicht und Recht genug, zu beten, daß wir erlöst werden von solchen „unartigen“ Leuten.

Es gilt ja gegen alle diese Hemmnisse des Missionswerkes natürlich auch zu arbeiten. „Bete und arbeite“ ist auch eine sehr beherzigenswerthe Missionslosung. Wer nicht die Hände zur Missionsarbeit rührt, der wird es auch im Missionsgebet nicht weit bringen. Gebet und Arbeit sind unzertrennlich — wenn sie ernstlich sind. Heut reden wir aber nur vom Gebet, ein ander Mal kommt die Arbeit daran. Ich will nicht wiederholen, was ich anfangs von der Macht des Gebets gesagt habe. Nur das will ich hinzufügen: wenn du recht betest um Erlösung von „unartigen und argen Menschen“, so bringt dich das auch in die rechte Haltung gegen sie, nämlich daß du dich vor Bitterkeit und leidenschaftlicher Polemik gegen sie bewahrest und sie durch Sanftmüthigkeit zu überwinden suchst. Wen immer man in sein Gebet einschließt selbst zu dem Zwecke, daß der dem Reiche Gottes schädliche Einfluß gebrochen werde, der von ihm ausgeht, der kann nicht gehaßt werden. Das Erlösungsgebet wird ganz unmerklich Fürbittegebet und die Fürbitte ist beides: Frucht und Wurzel der Liebe. Darum, lieben Brüder, betet! Je mehr wir beten, desto weniger werden wir uns auch gegen die Feinde des Herrn versündigen.

Und das Gebet, so es ernstlich ist, hat große Verheißung. Denke nicht du vor der Welt unbekannter Christ, was kann auf mein armes Gebet ankommen in den großen Angelegenheiten des Reiches Gottes.

versammlung der Church wie der London Miss. Soc. bei, der letzteren als Präses. Aus der Ansprache, welche er auf der ersteren gehalten, geben wir folgenden Auszug: „Der Erzbischof von Canterbury hat eben auf den Contrast angespielt, der zwischen der jetzigen und der früheren Stellung der indischen Regierung zur Mission besteht. Ja die alten Tage sind vorbei. Jetzt weiß das Volk von Indien, daß vollständige religiöse Gleichstellung im Lande herrscht und Niemand fürchtet, daß er oder daß eine ganze Klasse in Folge der religiösen Anschauungen, denen sie huldigen, mehr als andre begünstigt werde. Auf der andern Seite ist das Volk von Indien aber ebenso gewohnt zu sehen, daß die Beamten der Britischen Regierung als Privatleute in Bezug auf ihre eigne Religion eine feste Stellung einnehmen und ich glaube nicht, daß die Eingebornen sie weniger ehren und lieben, wegen des religiösen Ernstes, den sie beweisen. Wenn ein Beweis für diese Behauptung nöthig wäre, so würde ich Sie nur daran erinnern, daß die edelsten Thaten, die in Indien vollbracht worden sind, von Männern ausgeführt wurden, die nicht bloß zu den ernstesten Christen gehören, sondern die auch ihren Eifer für die Ausbreitung des Christenthums niemals verheimlicht. Denken Sie nur an Herbert Edwardes und an Lord Lawrence. Unter den Männern, die ich selbst in hohen Stellungen in Indien kennen gelernt, waren gerade diejenigen bei den Eingebornen die geachtetsten und beliebtesten, die ihren Eifer um die Ausbreitung des Christenthums nicht verheimlicht. Ich nenne nur Sir Donald McLeod, den Gouverneur des Pandschab, den hier gegenwärtigen Sir William Muir und meinen Freund Sir Richard Temple, den jetzigen Gouverneur von Bombay. . . .

„Was nun meine eigne Kenntniß von dem Werke dieser Gesellschaft betrifft, so muß ich allerdings bekennen, daß ich persönlich niemals im Süden mich aufgehalten und daher aus eigener Anschauung das dortige ausgedehnte und höchst interessante Missionsfeld nicht kenne. Was ich gesehen beschränkt sich auf Central- und Nord-Indien und da muß ich sagen, daß der eben verlesene Bericht ein völlig correctes Bild giebt. Allerdings hat die christliche Religion noch keinen bemerkbaren Einfluß auf die große mohammedanische und nur einen mäßigen auf die eigentliche Hindu-Bevölkerung Indiens ausgeübt, wie dies auch der Bericht hervorhebt. Dennoch bin ich bezüglich der Hindus voll Hoffnung. Große Massen von ihnen empfangen eine ausgezeichnete Erziehung und es ist unmöglich, daß Männer, welche in den Künsten, der Literatur und der Wissenschaft des Westens

worden zu behaupten, die Mission in Indien habe keine wirklichen Befehrungen zu Stande gebracht. Wer so etwas sagt, kann unmöglich die Thatfachen studirt oder die Missionsstationen visitirt haben, wie ich beides gethan. Ich habe die Stationen zu Agra, Mirut, Umballa, Simla, Allahabad und Benares visitirt und einen sehr großen Theil der dortigen Christen kennen gelernt. Lassen Sie mich die Art der Befehrten, die ich kennen lernte, durch einige Beispiele illustriren. Zu Agra und Allahabad sind je 4—500 zum Christenthum Befehrte und wenn man mich nach ihrem Charakter fragt, so sage ich getrost, daß sie den Vergleich mit jeder Dorfgemeinde hier zu Lande aushalten. Die dortigen Christen sind im Allgemeinen mäßig, keusch und ehrlich und ich bin überzeugt, daß eine große Anzahl von ihnen das wahre Christenthum in ihren Herzen haben. Als ich noch in den Nordwestprovinzen war, durfte ich einer Gemeinde einen Landcomplex überweisen; bei meinem Weggange hatte diese Gemeinde einen sehr geachteten eingeb. Pastor, David Mohun. Ich kannte einen gewissen Ram Dschander zu Delhi, der ein sehr interessantes Buch über die Sühne geschrieben und der ob seiner Tüchtigkeit Schul-Inspector von Puttiala wurde. An dem Hofe des Königs jenes Theils von Indien war der Mann den größten Versuchungen ausgesetzt, aber er bestand sie gleich Daniel am Hofe zu Babylon. Als ich ihn zuletzt sah, hatte er sein Amt verloren, weil er seinen Herrn vor einem Raster warnte, das ihn zuletzt das Leben gekostet hat....

„In den Ebenen Indiens ist freilich der Erfolg noch unbedeutend, aber wenn wir den Berg von Hindernissen bedenken, der der Befehrung eines Hindu im Wege steht, so darf uns das kaum in Verwunderung setzen. Viel günstiger steht es unter den Bergvölkern. Als ich Santalistan besuchte fand ich, daß Tausende das Christenthum angenommen, unter 7000 Christen 2000 Communikanten und ebensoviele Schulkinder. Es liegt kein Grund vor zu bezweifeln, ganz Santalistan werde das Christenthum annehmen. Als Lord Northbrook die Santals und die Kohls besucht, kam er mit glühender Begeisterung für die Zukunft des Christenthums in diesen Ländern zurück.“ (Ch. M. Int. S. 335 f.)

lasset uns ihm aus dem Wege gehen, daß uns nicht noch ein Unglück passire.“ Und zum großen Amusement des Königs machten sie sich auf und gingen davon. Darauf kamen die übrigen Kasten und erhielten die Speise. — Der Missionar brauchte die Anwendung seiner Geschichte nicht zu machen, denn mehr als ein halb Duzend Leute riefen unter hellem Gelächter: „Und der Mensch ist auch verrückt, der dich aufforderte, zeige uns Gott, denn Gott kann man nicht sehen.“ (Chron. 1877 S. 173).

Es kostet viel ein Christ zu werden.

Wir haben schon manches Mal gesungen:

„Nehmen sie uns den Leib,
„Gut, Ehr, Kind und Weib,
„Laß fahren dahin —

aber wie das leider mit so vielen Liedern geht, wir haben kaum bedacht, was wir eigentlich gesungen. Wie? Wenn es einmal Ernst damit würde? Wenn man uns wirklich Gut, Ehr, Kind und Weib nehmen wollte um unsers Bekenntnisses zu Christo willen — wie viele würden dann noch singen: „laß fahren dahin?“ Wir haben gut singen, so lange man uns alle diese Güter läßt — aber bei den Heiden ist das zu einem großen Theil gar anders, da heißt es gemeiniglich im vollen Ernst: „wer nicht absagt allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein.“ Die Geschichte der Heidenbekehrungen ist voll der ergreifendsten Exempel, daß es schwer ist ein Christ zu werden. Eins dieser Exempel aus neuester Zeit will ich hier erzählen, wie es von dem Baptistischen Missionar Evans zu Monghyr in Indien berichtet wird (Miss. Herald 1877 S. 150 ff.). Es ist ein vornehmer Hindu, von dem die Geschichte handelt, ein Mann aus angesehener Familie und von feiner Bildung — zur Zeit Anwalt am Gerichtshofe zu Monghyr, Vater einer Familie von 4 Kindern.

„Seit meiner Ankunft in M. — erzählt der Missionar — kam Herr N. mehr oder weniger oft ins Missionshaus, um stets über Jesus mit mir zu reden. Ich habe viele interessante Gespräche mit ihm gehabt und freute mich über seine umfassende Bibelkenntniß. Im Anfang war diese Kenntniß mehr eine verstandesmäßige, aber im letzten Jahr immer mehr eine Herzenserkentniß geworden und Monate lang schwankte der Mann hin und her zwischen der Furcht und der Pflicht Jesum öffentlich zu bekennen. Endlich in den letzten Tagen kam er zu der Entscheidung „alles für Jesus“ daranzugeben. Wie wenig wissen doch die Christen daheim, was mancher Hindu für den

Lebenslösung bleiben solle. Er versicherte die anwesenden Hindus, daß sein Glaube kein blinder, sondern eine tiefe und volle Ueberzeugung sei von der Macht Christi, die sein Herz umgestaltet und ihn trotz aller Opposition und Opfer dazu genöthigt habe öffentlich seine Liebe zu dem zu bekennen, der für die Sünder gestorben. Dann fuhr er fort: „Jetzt will ich beten, ich kann aber augenblicklich nicht für andre beten, sondern will es für mich selbst thun.“ Und nun ergoß sich ein Gebet, wie man es selten zu hören bekommt. Es war so außerordentlich einfach und ernst, so concret und aufrichtig, daß es viele der Anwesenden zu Thränen rührte. Zuerst dankte er Gott, daß ihn sein Geist nicht vergessen habe, obgleich er so oft versucht den Ueberführungen desselben zu widerstehen. Die Bezugnahme auf sein Weib und seine Kinder war ergreifend, und ich wünschte nur ich könnte jedes Wort, was er da sagte, wiedergeben. Er betete ungefähr also: „O Herr, du weißt, daß mein theures Weib erklärt hat mich zu verlassen, wenn ich die Taufe empfinde. Ist es möglich, so bewahre mich vor diesem Kreuz, will sie aber durchaus fort, so gehe du mit ihr und belehre sie und bewahre meine geliebten Töchter vor heidnischen Heirathen. Meine älteste Tochter hat bereits eine solche geschlossen. O das thut mir so leid, du weißt, ich billigte es schon damals nicht, vergieb mir, daß ich nicht fester war. Aber ich liebte damals Jesus noch nicht, wie ich ihn heut liebe. Und, o Herr, mein erwachsener Sohn, er kann dein Wort lesen und ich habe oft über Jesus mit ihm gesprochen, aber er ist noch ferne von dir. O Herr, soll ich es nicht erleben, daß jeder meiner Geliebten dein wird? O berühre ihre Herzen und zeige ihnen deine Heiligkeit, wie du sie mir gezeigt hast &c.“ Nach dem Gesange des Liedes: „O glücklicher Tag“ wurde er getauft und er zog fröhlich seine Straße.“ ...

Eine ähnliche Geschichte aus Siam.

Ein Mann, von dem man sagen konnte, „er ist nicht fern vom ~~Reiche~~ Gottes“ begehrte die Taufe, aber sie wurde ihm — nach der strengen Praxis der Presbyterianer — verweigert, weil er sich nicht entschließen konnte, eins seiner beiden Weiber zu entlassen. Da starb das eine Weib und der Missionar hoffte, das Hemmniß sei nun hinweggethan. Aber er irrte sich. Jetzt stand der todte Körper des Weibes zwischen dem Siamesen und Christus. Drei Monate lang blieb der Leichnam unverbrannt, aber die Verwandten bestanden darauf, daß die Ceremonie endlich gefeiert werde und der Wittwer als der Hauptleidtragende sollte dieselbe leiten. Man betet dabei für den Todten ähnlich wie es in der römischen Kirche geschieht und bringt den Buddhistischen Priestern und den bösen Geistern Opfer dar. Was sollte der Mann jetzt thun? Er wollte ein Christ werden, er bekannte, daß er Christum liebe und an ihn glaube, aber er konnte sich nicht entschließen auf die Verbrennung des Leichnams seines Weibes zu verzichten! Der Missionar Mc. Farland drängte in ihn sich zu entscheiden und zu wählen zwischen dem Leichnam und Christus und den folgenden Sonntag ihm seinen Entschluß mitzutheilen. Der Mann kam auch, aber erklärte: erst wolle er die Verbrennungsceremonie vornehmen und dann ein Christ werden. Wiederholt sich da nicht die alte Entschuldigung: „laß mich zuvor hingehen und meinen Vater begraben?“ Ich weiß nicht was aus dem Mann später geworden ist — damals (1876) war er noch nicht entschieden genug der Weisung des Herrn zu folgen: „laß die Todten ihre Todten begraben, du aber komm und folge mir nach.“ (For. Miss. 1876 S. 151.)

expressen Missionsbefehl hätten. Allein es geht mit diesem innern Zusammenhange wie mit der Gedankenverbindung des Römerbriefs: die Meisten verstehen ihn nicht oder achten seiner nicht. Darum, auf daß wir keine Entschuldigung hätten, hat Gott eine Reihe Missionsworte groß drucken lassen in der Bibel und so dafür gesorgt, daß sie Jedermann weiß. Z. B. „Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur“ — „Ich habe noch andre Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle und dieselben muß ich herführen“ — „Die Ernte ist groß, bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter sende in Seine Ernte“ — „Dein Reich komme“ — „Es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker“ 2c. — das sind solche groß gedruckte Missionsworte, die Jedermann kennt.

Zu ihnen gehört auch der obige Text. Er giebt uns eine Art Elementarunterricht über die Mission. Wir sollten ja freilich „längst Meister sein“, aber es geht unsrer Vielen noch wie den Lesern des Hebräerbriefes: „sie bedürfen wiederum, daß man sie die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre und ihnen Milch zu trinken gebe und nicht starke Speise“. Lassen wir uns also von unserm Texte die Frage beantworten:

Warum treiben wir Mission?

- 1) Weil Gott es will;
- 2) Weil allen Menschen geholfen werden soll;
- 3) Weil der einige Helfer Jesus Christ ist und
- 4) Weil das eigne Herz uns drängt.

I.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Allen Menschen — den Heiden wie den Juden, den Schwarzen wie den Weißen, den Australiern wie den Europäern, den rohen wie den civilisirten Völkern, den armen wie den reichen Menschen, allen, will Gott, soll geholfen werden. Das Reich Gottes soll also sich ausbreiten über die ganze Erde und alles, was Mensch heißt in dasselbe eingeladen werden. Das Werk, welches diesen großen Gedanken ausführt, ist die Mission. Ihr mögt zu ihr stehen, wie ihr wollt, das müßt ihr alle zugeben: es ist ein Riesenwerk, das die Mission treibt, ein Werk so groß, ja so einzigartig, daß kein sonst in Menschenhände gelegtes Werk mit ihm verglichen werden kann. Auch den gewaltigsten Feldherrn, die die Weltgeschichte mit dem Ehrennamen des „Großen“ bezeichnet hat, ist es niemals in den Sinn gekommen, den Versuch zu machen alle Länder der Erde zu erobern und ein Reich zu grün-

Willen in Bewegung setzt, etwa wie ein Wasserstrom das Räderwerk einer Mühle treibt. Du sollst nicht bloß sagen, ich will, was Gott will, sondern du sollst den Willen Gottes thun. Bloße Maulhelden sind noch keine Missionsarbeiter. Es sind jetzt ungefähr 800 Jahre her, da durchzog ein Mönch, Peter von Amiens, das christliche Abendland. Er war von einer Wallfahrt nach Palästina zurückgekehrt und schilderte in rührenden Farben das Elend der Pilger und die Gewaltherrschaft der Türken und predigte, daß es eine Schande für das christliche Europa sei das Land, in welchem der Heiland gelebt, im Besitze der ärgsten Christenfeinde zu lassen. Da berief der damalige Papst, Urban II., dem der Mönch das Herz bewegt hatte, eine Kirchenversammlung nach Clermont, auf der Tausende zusammenkamen und als er in begeisterter Rede zum heil. Kreuzzug gegen die Türken aufgefordert, da erscholl von tausend Lippen der Ruf: „Gott will es“, und diese Ueberzeugung wirkte so mächtig, daß Hunderttausende von Menschen mehrere Jahrhunderte hindurch mit den Waffen in der Hand ins Morgenland zogen, um Palästina den Ungläubigen zu entreißen. Und hier lag nicht einmal ein klar erkennbarer Wille Gottes vor. Die Mission hingegen beruht, wie wir gesehen, auf einem deutlichen Willen Gottes — so nun dieser Wille Gottes nicht eine treibende Macht für uns wird, so werden die Kreuzfahrer unsre Richter sein. Gott will die Mission — das Eine ist genug um alle Einwendungen zu beseitigen. Gott will, so will ich auch — das ist der erste und durchschlagende Grund, warum wir Mission treiben.

II.

Warum aber will Gott die Mission? Antwort: „weil allen Menschen geholfen werden soll“. Und warum hat Gott Rettungsgedanken über alle? Weil sie alle der Hilfe bedürfen und Gott die verlorne Welt liebt. Und warum liebt? O, aus keinem andern Grunde, als weil Er die Liebe ist. So groß, so unendlich, so herrlich, so majestätisch Gott selbst ist, so groß, so unendlich, so herrlich, so majestätisch ist auch seine Liebe. St. Paulus fordert die Gläubigen einmal auf diese Liebe zu messen, um sie doch ein wenig zu verstehen. Da redet er von einer Breite, Länge, Höhe und Tiefe der göttlichen Liebe. Das ist die Breite dieser Liebe, daß sie alles umfaßt, was Mensch heißt; alles retten will, was Sünder ist. Darum ist Gott nicht bloß gegen uns die Liebe, sondern gegen alle, die heute noch in Finsterniß und Todeschatten wohnen. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab.“ Uns

Glend nur durch einen einzigen Zug charakterisiren. Weil die Heiden den lebendigen Gott nicht kennen, so kennen sie auch die Menschenwürde nicht und achten sie das Menschenleben nicht. Es ist in dieser Beziehung bei den Heiden wie es bei uns vielfach wieder zu werden droht: nachdem man den lebendigen Gott verlassen — und den Menschen für einen Nachkömmling der Affen erklärt hat, verliert der verthierte Mensch bei allem Freiheitsgeschrei, das er im Munde führt, auch die Achtung vor Leib und Leben seines Nächsten. Nun im Heidenthum ist dieser Zusammenhang zwischen einem Leben ohne Gott und der Entwürdigung des Menschen besonders erkennbar. Die tiefe Erniedrigung des weiblichen Geschlechts, die Sklaverei mit ihren Greueln, die Willkürherrschaft tyrannischer Fürsten, die Unbarmherzigkeit gegen Arme, Alte und Kranke, die fast unaufhörlichen Kriege mit ihren unmenschlichen Grausamkeiten — das alles würde reichlichen Stoff liefern, um ein Nachtgemälde vor euren Augen zu entrollen, bei dessen Anblick sich auch das Herz im Leibe bewegen müßte. Ich will aber nur einige Thatfachen mittheilen, die mit dem heidnischen Aberglauben in noch directerem Zusammenhange stehen.

Folget mir zunächst nach China. Dort wird in der Provinz Canton in einer Hakkafamilie ein Mädchen geboren, das dritte, das die Eltern bekommen. Alles murt. „Ach, wieder ein Mädchen“, spricht der ärgerliche Vater, „eine zum Bankerott Geborne“, „ein verkaufte Gerippe. Ja wenn es ein Knabe wäre, der mir im Alter ein Stütze würde und nach meinem Tode meine Seele versorgte, aber so — laßt uns das Mädchen bei Seite schaffen.“ Gesagt, gethan. Das arme Wesen wird von der Großmutter umgebracht und schnell irgendwo eingescharrt. „Geschieht das häufig?“ fragen wir entsetzt den Missionar. „Unter den Haka“, giebt er zur Antwort, „ist leider das Töbten der Mädchen so allgemein, daß sich unter 10 Familien durchschnittlich 8 befinden, die ein oder mehrere Mädchen getödtet haben, daher viele Haka genöthigt sind, Buntimädchen zu Frauen zu nehmen.¹⁾“

In Indien wurden von einer heidnischen Mutter Zwillinge geboren, ein Knabe und ein blindes Mädchen. Ein Missionar besucht die Wöchnerin, die laut klagt, daß der Gott ihr zürne, weil er ihr nicht 2 Knaben geschenkt habe. Einige Zeit darauf kommt er wieder, da liegt nur das Mädchen noch in der Wiege. „Wo ist dein Knabe?“ fragt er die Mutter.

¹⁾ Rh. M. B. 1877. S. 231.

Ihr habt alle von den Wittwenverbrennungen in Indien gehört. Gott sei Dank ist durch den Einfluß der Mission und die Energie der britischen Regierung diese grausame Sitte jetzt fast gänzlich beseitigt. Dennoch fordert sie hier und da noch ihre Opfer. „Am 25. Febr. d. J. starb der berühmte, durch viel Blutvergießen zur Macht gelangte, doch von den Engländern ausgezeichnete Sir Dschang Bahadur. Seine 3 vornehmsten Frauen stellten sich sogleich ein und bestanden trotz der Gegenvorstellung ihres Schwagers darauf, mit dem Leichnam verbrannt zu werden. Der Scheiterhaufen ward mit Sandelholz, Harz, allerlei wohlriechenden Stoffen und geschmolzener Butter wohl zugerichtet. Dann badeten die Frauen, verrichteten ihren Götzendienst und machten den Brahminen Geschenke. Ihre letzte Bestimmung war die Freilassung einiger Gefangenen. In größter Ruhe betraten sie, Gebete murmelnd, den Scheiterhaufen. Die älteste Gemahlin nahm das Haupt des Todten, die beiden andern die Füße desselben in ihren Schooß und ganz in das Anschauen seiner Gesichtszüge versunken, erlitten sie den Tod. Der Sohn des Ministers selbst hatte das Feuer angelegt, das schnell hoch aufloderte und in wenigen Minuten war alles vorüber“.¹⁾

Das sind nur einige und keineswegs die schlimmsten Züge aus tausenden. Und diese Dinge gehören nicht der Vergangenheit an, ich habe absichtlich solche Exempel gewählt, die erst aus der neuesten Zeit berichtet worden sind. Habt ihr ein Herz? Jammert euch nicht solchen Elends? Und wenn euch jammert, müßt ihr dann nicht wollen, wie Gott will, daß diesen armen Menschen geholfen werde? Wer kein Missionsfreund ist, bei dem liegt's im letzten Grunde daran, daß er kein Herz hat für die Noth seiner heidnischen Mitmenschen. Alles Andere ist nur Vorwand.

Und was ich jetzt erzählt, das sind nur Züge leiblichen Elends. Aber die Noth der Heiden ist größer. Daß sie keinen Heiland haben, der sie in ihrer Mühseligkeit erquickt, der ihnen ihre Sünden vergiebt, der ihnen Frieden schenkt im Leben und im Sterben, der ihnen eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens giebt, der an den Gräbern sie tröstet, der ihre Herzen erneuert und heiligt — das ist ihr größter Jammer in dem

z. B. in Gerland: „Das Aussterben der Naturvölker“, bes. § 4: Behandlung der Kranken, § 8 Kindermord, § 9 Krieg und Kannibalismus, § 10 Menschenopfer. Desgl. in Bastian: „Der Mensch in der Geschichte“, besonders im 2. und 3. Bande und Waiß: „Anthropologie der Naturvölker“ durch alle 6 Bände hindurch.

¹⁾ Missionsfreund 1877 S. 185.

müssen wir zu Jesu Christo zurückkehren und soll den Heiden geholfen werden, so müssen wir ihnen Jesum Christum bringen. Wir bringen ihnen aber den Heiland, wenn wir ihnen das Evangelium von ihm verkündigen und damit das geschieht, darum eben senden wir Missionare zu ihnen, die sie einladen: kommt zu Jesu; er wird euch helfen für Zeit und Ewigkeit.

IV.

Wann aber werden wir uns an solchem Werk thatsächlich betheiligen? Reicht es hin, wenn uns nur gesagt wird: „Gott will's, also sollst du es“? Ja, wenn ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen! Wir sind in der That heut wieder ins Judenthum zurückgefallen. Fast alle Welt meint mit Gesetzen könnte der Welt geholfen werden, daher die fieberhafte Hast, mit der man heut Gesetze wie auf Dampfmaschinen fabrizirt. Wenn Gesetze helfen könnten, dann müßte unser heutiges Geschlecht im Paradiese leben und alles voll Friede und Wohlstand und Tugend sein, denn der Gesetze werden so viel gemacht, daß man sie gar nicht mehr alle behalten kann. Ja von all den Gesetzen wird Einem so dumm, als ginge ein Mühlrad im Kopfe herum. Aber trotz der gepriesenen Gesetze, mit denen eine ganz neue Zeit des Heils anbrechen sollte, nimmt die Gesetzlosigkeit täglich zu und das Laster und der Mangel. So ist es auch im Reiche Gottes nicht damit gethan, daß man nur immer predigt: du sollst und du sollst. Man braucht einen Erfüller des Gesetzes und dieser Erfüller des Gesetzes ist wieder Niemand anders, als unser Herr Jesus Christus. Wir werden auch den Missionsbefehl erst wirklich erfüllen, wenn Jesus Christus in uns lebt. Erst wenn wir an ihn von ganzem Herzen glauben heißt es: „ich glaube darum rede ich“ und erst wenn seine Liebe durch den heiligen Geist ausgegossen ist in unser Herz, „drängt“ es uns den armen Heiden zu helfen. Wer selbst den Weg nicht weiß, kann ihn auch einem andern nicht weisen und mit einem Eiszapfen kann man ewig kein Feuer anzünden, man mag da befehlen, so viel man will.

Ich berufe mich auf eure eigne Erfahrung. Nicht wahr, wenn ihr krank gewesen und wieder gesund geworden seid und ihr habt gehört, daß der oder jener an derselben Krankheit leide, an der ihr gelitten, so sagt ihr ihm: „gebrauche dies oder jenes Mittel, das hat mir geholfen“ und ihr dringt in den Menschen, daß er es auch thue — ohne daß euch Jemand zu dem allem treibt. Nun sehet, gerade so ist es mit dem Missionsfinn.

Gehe hin und thue desgleichen.

In der Nähe von Boston (Nord.-Am.) zu Winchester, giebt es eine kleine Congregationalisten-Gemeinde, die nur 345 Kirchenglieder* zählt. Diese Gemeinde bringt — außer dem, was sie für ihre eignen kirchlichen Bedürfnisse und für innere Mission thut — den Unterhalt für eine Missionsfamilie in Nord-China, für eine andre in Oestreich und für eine Lehrerin in der Türkei auf! Miss. Her. 1877. S. 38.

Die Brüdergemeinde zählt an Großen und Kleinen, in Europa und Amerika 30,356 Mitglieder und — stellt heut 155 (männliche) Missionsarbeiter und ihre Missions-Einnahme in 1876 beträgt 323,710 Mark!! Das sind Zahlen, die reden. O daß die deutsche Christenheit Ohren hätte zu hören!

Wie die Maoris über den Brantwein denken.

Ein Berichterstatter des „Ausland“ (1877 Nr. 33 und 34) berichtet in einem manchen Bemerkenswerthe über die Maoris enthaltenden Artikel („Ein Blick auf Neu-Seeland“), daß es die Ueberzeugung aller Eingebornen: Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke würde der größte Segen für Neu-Seeland sein. Sie richten daher häufig Petitionen an das Colonialparlament, um ein Gesetz zu erwirken, welches den Verkauf von „Grog“ — unter welchen Namen sie überhaupt alle geistigen Getränke verstehen — verbiete. Eine dieser Petitionen, welche 167 Unterschriften trug und am 18. August 1874, dem „hohen Hause“ überreicht wurde, lautete also: „Eine Bittschrift aller, deren Namen unten unterfertigt sind, an alle Mitglieder des Parlaments zur Gewährung des Ansuchens, daß Parlament und Regierung ein Gesetz erlassen gegen das böse Ding Grog, das uns zerstört, so daß dem Trinken unter den Maoris Einhalt gethan werde; denn er ist die Wurzel alles Uebels unter dem wir leiden. Dies sind die Uebel: Es macht uns verarmen; unsre Kinder kommen nicht gesund zur Welt, weil die Eltern zu viel trinken und das Kind darunter leidet; es verwirrt den Leuten das Hirn, in ihrer Unwissenheit unterschreiben sie dann wichtige Documente und gerathen in Unheil. Der Grog macht auch aus dem intelligenten Stamme der Maoris ein Volk von Thoren und Narren. Auch ist der Grog die Ursache der mannigfachen Krankheiten, die über uns gekommen sind; auch bringt er mehr Unfälle über uns, wir fallen leichter vom Pferde oder auch leichter ins Wasser, diese Dinge geschehen durch Trunkenheit. Auch bringt er die Männer dahin, sich mit den Frauen andrer Männer zu viele Freiheiten zu erlauben. Ebenso ist er Ursache, daß die Männer mit einander raufen. Thatsächlich sind durch den Grog unzählige Uebel über das Maori-Volk gebracht worden. Wir verlangen daher ein strenges Gesetz, das böse Ding den Maoris fern zu halten“.

Einer Nachschrift bedarf diese Petition nicht!
